

# DAS HALBE JAHRHUNDERT MEINER ELTERN

*Rolf-Ulrich Kunze*





Rolf-Ulrich Kunze

**Das halbe Jahrhundert meiner Eltern**

EUKLID

*Europäische Kultur und Ideengeschichte*

Studien. Band 8

Herausgeber: Bernd Thum, Hans-Peter Schütt

Institut für Philosophie, Karlsruher Institut für Technologie (KIT)

Eine Übersicht aller bisher in dieser Schriftenreihe  
erschienene Bände finden Sie am Ende des Buchs.

# **Das halbe Jahrhundert meiner Eltern**

von  
Rolf-Ulrich Kunze

## Impressum



Karlsruher Institut für Technologie (KIT)  
KIT Scientific Publishing  
Straße am Forum 2  
D-76131 Karlsruhe

KIT Scientific Publishing is a registered trademark of Karlsruhe  
Institute of Technology. Reprint using the book cover is not allowed.

[www.ksp.kit.edu](http://www.ksp.kit.edu)



*This document – excluding the cover – is licensed under the  
Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0 DE License  
(CC BY-SA 3.0 DE): <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/>*



*The cover page is licensed under the Creative Commons  
Attribution-No Derivatives 3.0 DE License (CC BY-ND 3.0 DE):  
<http://creativecommons.org/licenses/by-nd/3.0/de/>*

Print on Demand 2015

ISSN 1867-5018

ISBN 978-3-7315-0360-6

DOI 10.5445/KSP/1000046370

# Inhalt

Dank . . . . .	7
Einleitung: What has happened down here is the winds have changed . . . . .	9
Bis 1939: Clouds roll in from the north and it started to rain . . . . .	29
1939 bis 1945: Rained real hard and rained for a real long time . . . . .	67
1945–1956: Six feet of water in the streets of Evangeline . . . . .	89
1956–1968: And he didn't mind the dust . . . . .	121
1968–1983: And he didn't mind the wind . . . . .	149
1983–2010: And he didn't mind the cold . . . . .	171
Nachwort zur Tonspur: And he didn't miss home . . . . .	211
Quellen und Literatur . . . . .	213



## Dank

Prof. Dr. Hans-Peter Schütt, Leiter des KIT-Instituts für Philosophie, danke ich allen voran für die – bislang – drei gemeinsamen Hauptseminare zum Werk von Walter Kempowski. Zwei von ihnen beschäftigten sich mit Teilen der ‚Deutschen Chronik‘, ein weiteres behandelte einen Teil des ‚Echolot‘. Den Mut zur eigenen Familiengeschichte fasste ich vor dem Hintergrund der Diskussionen in diesen Lehrveranstaltungen. Mein akademischer Lehrer und Freund, Prof. Dr. Wolfgang Altgeld, Würzburg, hat das gesamte Manuskript wie immer gründlicher gelesen als ich, vor allem kritisch kommentiert. Dafür danke ich ihm herzlich. Meinem Bruder Heinz Rudolf danke ich dafür, mir die gesamte vorhandene Familienüberlieferung einschließlich sämtlicher Fotoalben überlassen zu haben.

Dieser Titel wäre ohne die einmal mehr großzügige Förderung des KIT-Instituts für Philosophie sowie der Fachschaft GeistSoz nicht erschienen. Dafür danke ich herzlich. Besonders danke ich meinem bewährten, langjährigen Lektor Jan Wenke, Leipzig, einmal mehr für seine sensibel interpretierende Satzarbeit.

Diese Familiengeschichte steht im Zusammenhang mit einem Projekt an meiner Evang. Christuskirchengemeinde Karlsruhe zur Rettung familiengeschichtlicher Überlieferung. Im Zusammenhang mit der von den Pfarrerinnen Gabriele Hug und Susanne Labsch angeregten Veranstaltung in Erinnerung an *25 Jahre Mauerfall* am 9. November 2014 im Gemeindesaal fand die Anregung spontane Resonanz, in der Gemeinde familiengeschichtliches Material wie Briefe, Tagebücher und Fotoalben von Gemeinemitgliedern als Ausdruck von Respekt und Wertschätzung für die Dokumentation einmaliger biographischer Erfahrung aufzubewahren, sofern in den Familien nicht selbst der Wunsch oder die Möglichkeit besteht, diese an die nächste Generation weiterzugeben. Diese Aufbewahrung kann in demselben Geist geschehen, der den Schriftsteller Walter Kempowski (1929–2007) seit der Veröffentlichung seiner ‚Deutschen Chronik‘ 1973 beim Aufbau seines privaten Archivs für familiengeschichtliche Überlieferung geleitet hat und die seit 2005 Teil der Walter-Kempowski-Stiftung in Nartum/Niedersachsen ist:<sup>1</sup>

*Wir sollten den Alten nicht den Mund zuhalten, wenn sie uns etwas erzählen wollen, und wir dürfen ihre Tagebücher nicht in den Sperrmüll geben, denn sie sind an uns gerichtet – die Erfahrung ganzer Generationen zu vernichten, diese Verschwendung können wir uns nicht leisten. Wir müssen uns bücken und aufhe-*

---

1 Vgl. <http://www.kempowski-stiftung.de/index.html> [9. 11. 2014].

*ben, was nicht vergessen werden darf: Es ist unsere Geschichte, die da verhandelt wird.<sup>2</sup>*

Die uns überlassenen Materialien sollen in der Christuskirchengemeinde zunächst gesammelt und dann an geeignete Archive weitergegeben werden. Ansprechpartner ist der Verfasser: Rolf-Ulrich.Kunze@kit.edu.

Karlsruhe, November 2014



**Abbildung D.1**

Das Osnabrücker Schloss, Sitz der Adolf-Reichwein-Hochschule, in den 1950er Jahren. [Quelle: Borchelt, Heinrich, Göers, Heinrich, Heimatkunde für die Schulen der Stadt Osnabrück und des Osnabrücker Landes, Osnabrück<sup>9</sup>1964, S. 41.]

---

2 Walter Kempowski, Einleitung, in ders., Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch, Januar und Februar 1943, Bd. 1, München 1993, S. 7.

## Einleitung: What has happened down here is the winds have changed

*Most of my songs aren't autobiographical, (...) but this one's very close. There are a few lies in it, but not many.*

Randy Newman über den autobiographischen Song ‚Dixie Flyer‘,  
Stuttgart Jazz Open 2006.

Wo anfangen mit dem ungefähr halben Jahrhundert meiner Eltern von 1956 bis 2001, von ihrer Hochzeit bis zum Tod meines Vaters, von 1944 bis 2001, von ihrer Verlobung bis zum Tod meiner Mutter, 2010? Wie damit umgehen, dass im Mittelpunkt der Erzählung ein besonderes Ereignis steht, die elfjährige Kriegsgefangenschaft meines Vaters in der Sowjetunion, 1945 bis 1956, die auch später, in der nächsten Generation, als Leitmotiv immer wieder auftauchen wird? Bloß sagen, wie es eigentlich gewesen – soll der Historiker nach Ranke.

Die Geschichte nur chronologisch, also familienbiographisch, aufzuzählen, bedeutet der oft bedrückenden, schleifenförmigen Dauerpräsenz der erlebten Zeitgeschichte in unserer Familie nicht gerecht zu werden, denn trotz aller filmreifen Plots geht es hier nicht um ein Hollywoodmärchen mit uneingeschränktem und absehbarem Happy End, sondern um zwei, die nur durch Zufall den Mahlstrom des 20. Jahrhunderts überlebt haben, wenn auch als gebrannte Kinder. Andererseits gibt es zur Chronologie keine erzählbare Alternative, weil sonst nicht verständlich wird, aus welchen Zusammenhängen die Handelnden kamen, in welchen tatsächlichen und vorgestellten Bindungen sie lebten und wie das Verhältnis von Erbe und Eigenleistung einzuschätzen ist.

Ein Drehbuch gab es nicht, und dies ist nicht der nachträgliche Versuch, es zu schreiben. Nichts wäre weniger zutreffend als der Eindruck, alles habe so kommen müssen, wie es kam. Der von Historikern wenig geschätzte Zufall spielt in unserer Familiengeschichte eine Hauptrolle. Die Hauptaufgabe des Erzählers wird es sein, die Weggabelungen sichtbar zu machen, an denen er in Aktion trat. Die Quellenlage ist nicht schlecht. Da das Leben meiner Eltern 1956 in der Bundesrepublik neu anfang und sie ohnehin konstitutionsbedingt dazu neigten, haben sie alles, was der Zeit davor noch vorhanden war – es ist wenig genug –, aufgehoben und später durch eigene Aufzeichnungen kommentiert und ergänzt. Fotos, wenige amtliche Dokumente, Briefe und einige von meinem Vater besprochene 90-Minuten-Audio-

cassetten bilden den Grundstock,<sup>3</sup> außerdem einige Berichte meiner Mutter über ihre Schulzeit am Gubener Lyceum sowie ihre Rundbriefe an die Mitschülerinnen ihres Abiturjahrgangs 1944 seit den 1960er Jahren.

Jeder Text hat ein erklärtes oder unerklärtes Vorbild, in das hinein er geschrieben wird. In diesem Fall ist es die Familiengeschichte des historisch besonders interessierten und beschlagenen niederländischen Publizisten Geert Mak, *De eeuw van mijn vader*.<sup>4</sup> Mak gelingt es, die niederländische Geschichte der letzten 120 Jahre in den Protagonisten seiner väterlichen Familie aus Schiedam und der mütterlichen Seite aus Friesland so vorzustellen, dass das eine das andere verständlich macht: ein sehr schönes Vorbild, aber eine ganz andere Geschichte. Dennoch gibt es unabhängig von familiären und makrohistorischen Verschiedenheiten zwei Gemeinsamkeiten zwischen Geert Mak und mir. Wir beide sind späte Nachzügler in unseren Familien; zur Welt gekommen, als unsere Eltern deutlich in den Vierzigern standen: seine 1946, meine 1968. Noch eigenartiger ist, dass, wenn meine Eltern ohne Krieg und Kriegsgefangenschaft ihrer Neigung folgend hätten heiraten können, ich sehr wahrscheinlich ein Generationsgenosse von Mak geworden wäre, vielleicht nur wenige Jahre jünger als er. In der Abiturklasse meiner Mutter war ich als Klassenbaby so alt wie einige bereits vorhandene Enkelkinder. Ohne dass solche Relationen mir in Kindheit und Teenagerzeit wirklich bewusst gewesen sind, haben sie doch meinen Blick auf die Welt beeinflusst. Diese Einsicht verdanke ich meinen texanischen Gasteltern, bei denen ich 1985/86 ein High School-Jahr verbrachte. Sie waren Psychologen, und ihre unaufdringliche Art des Fragens, die man beim Antworten völlig vergessen hat, beeindruckt mich noch heute. Seit damals fasziniert mich das Konzept der versetzten Generationalität, das es Menschen ermöglicht, über Generationengrenzen hinweg ähnliche Erfahrungen zu machen, und dies allein schon deshalb, weil die Projektion einer bestimmten Narratio so mächtig ist.

Meinem 1956 geborenen Bruder Heinz Rudolf geht es auf andere Weise ähnlich. Die Richtung seines Lebensvektors auf die Musik kann ebensowenig in erster Linie als Fluchtversuch vor der omnipräsenten Zeitgeschichte unserer Familie verstanden werden wie mein Historikerberuf. Unsere Geschichtskrankheit war eine notwendige, keine hinreichende Bedingung. Die Betonung liegt übrigens auf Not.

---

3 Alle nicht mit Fußnoten eigens belegten Zitate von Rudi Kunze im Text stammen aus dieser Quelle: Rudi Kunze, Bestandsaufnahme, XXIII Teile auf 12 90-Minuten-Audiocassetten, aufgenommen zwischen 1987 und 2001.

4 Geert Mak, *De eeuw van mijn vader*, Amsterdam 1999 u. ö. (dt.: *Das Jahrhundert meines Vaters*, Berlin 2005).

Wie berechtigt ist Nietzsches Charakteristik eines Zuviel an Geschichte, die auf eine antiquarische Strangulierung der Gegenwart hinausläuft.<sup>5</sup> Genau das sollte der ständige Notfall unserer Familie nach 1956 werden: eine zu Boden drückende zeitgeschichtliche Erfahrung unserer Eltern, die es unendlich erschwerte, die beiden anderen Umfangsformen mit der Geschichte für sich nutzbar zu machen, die Nietzsche in seinem Essay ‚Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben‘ aus seinen ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen‘ 1876 nennt: die auf historische Vorbildkonstruktion hinauslaufende monumentalische und die alles und alle dekonstruierende kritische.

Waren unsere Eltern Vorbilder? Ja und Nein, in erster Linie waren sie Überlebende, aber eben auch Verstrickte im Weltbürgerkrieg und seinen Folgen. Wenn Überleben zur vorbildhaften Tugend wird, sind die Zeiten und das Menschenbild düster. Das traf zu, und auch wieder nicht. Denn vor allem mein Vater war trotz oder wegen aller seiner Erfahrungen ein Optimist in Reinkultur, der gern zur Charakteristik seiner Lebensauffassung den Witz von dem Berliner Hinterhoflummel erzählte, der einen Dackel am Schwanz packt und über seinem Kopf im Kreis dreht. Zu einer alten Dame, die mit dem Schutzmann droht, weil das Tier erbärmlich winselt, sagt der Bengel: „Wat jloobste, Tante, wie der sich freut, wenna wieda jadeausloofen kann!“ Was sollten wir Söhne an einem Menschen kritisieren, der sich für den Rest seines Lebens über das Geradeauslaufenkönnen freute? Wie oft und dringend habe ich mir gewünscht, in einer weniger historisch belasteten und zugleich dauerreflektierenden Familie aufzuwachsen, in der das Tagesgeschehen und die Tagespolitik nicht die Goya-Fratzen der nichtvergehenden Vergangenheit heraufbeschwören, in der die Landkarte von Nordwestfrankreich bis hinter dem Ural und von Lübeck bis Klagenfurt nicht gespickt ist mit höchstpersönlichen Erinnerungsorten, die oft auch Gräber sind oder mit Gräbern zu tun haben.

Wie peinsam war meine frühjugendliche, vor allem bei Besuchen in den Niederlanden sich einstellende Gedankenverbindung, von uns müsse etwas ausgehen wie eine schwarze Aura von zeitgeschichtlich Leprakranken. Noch bei den ersten Terschelling-Urlauben mit meiner eigenen Familie – ich war schon längst Berufshistoriker für neuere und neueste Geschichte mit dem Schwerpunkt Geschichte der Niederlande – musste ich mich disziplinieren, meine Frau nicht darum zu bitten, außerhalb des Ferienhauses nur englisch zu sprechen.

---

5 Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtung II: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1876), in: ders., Unzeitgemäße Betrachtungen, München 1999, S. 75–148, hier 91–94 (antiquarische Haltung zur Geschichte).

Aber eingebilddete Traumata sind echten stets unterlegen. Mein Bruder hat als Jugendlicher meinen Vater in den 60er Jahren nachts noch schreien gehört, wenn er wieder die Sowjetsoldaten in dem Panzer verbrennen sah, den er bei Wien abgeschossen hatte. Mit wachsendem Abstand schrie er weniger und trank mehr. Zeit lebens jagten meine Mutter Erinnerungen an die Angst vor den Vergewaltigungen der Sowjets in der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Angst vor Verschleppung nach Sibirien und die Angst vor der Nachricht, ihr Verlobter sei in Kriegsgefangenschaft verstorben. Elf Jahre hat sie auf ihn gewartet. Aus dem 21-jährigen wurde ein 32-jähriger, aus dem SS-Untersturmführer ein Heimkehrer ohne Beruf. Und immer war von ihm die Rede, selten von ihren elf Jahren in der hochstalinistischen DDR, in der sie aufgrund ihrer bürgerlichen Klassenherkunft – ihr Vater war kaufmännischer Angestellter einer Wohnungsbaugenossenschaft gewesen – nicht Medizin in Berlin, Leipzig oder Halle studieren durfte, um Kinderärztin werden zu können. Verwundert es, dass die Ehe solcher Menschen, auch wenn oder gerade weil sie ein so dringend und lebenserhaltend gewünschtes Projekt war, für alle Beteiligten schwierig blieb? Dass ihrer beider Vorstellungen von privater und öffentlicher Moral jederzeit die Billigung der orthodoxesten calvinistischen Fundamentalisten und zugleich des Vatikan gefunden hätten, gehört auch ins Bild, und zwar gerade aufgrund der pharisäerhaften Erhebung ihrer Partnerschaftsgeschichte zur Norm. Dabei war ihr Zusammenleben in hohem Maß eine Notgemeinschaft von Gezeichneten.

Meine Eltern entwickelten nach 1956 nie wieder ein normales Verhältnis zu bürgerlichem Eigentum. Beide haben ihre Elternhäuser mit praktisch allem Besitz verloren, bei meiner Mutter kam die Erfahrung mehrfacher Flucht hinzu, auch wenn sie nur kurz war und knapp über die Neißة führte. Mein Vater sprach nicht aus, was meine Mutter offen sagte: sie konnte kein Haus mehr besitzen, weil sie im Unterschied zum fröhlich-anpackenden Aufbauoptimismus anderer Heimatvertriebener im Westen zu viel Angst vor erneutem Verlust hatte. Das trug zu einer hintergründig alarmistisch-katastrophischen Grundgestimmtheit, einer Art latentem Ausnahmezustand, erheblich bei. Obwohl sie ein sesshafter, wenig reisefreudiger Mensch war, wollte sie sich nicht durch Immobilien gebunden und bei irgendeiner weiteren Flucht belastet fühlen. Selbst als mein Bruder sich ein Haus kaufte, mischte sich Sorge in ihren Stolz. Die Angst vor einem neuen Krieg ließ sie nie los. Ihr Pazifismus war im Unterschied zu dem der Friedensbewegung der 80er Jahre nicht abstrakt, sondern höchstpersönlich radikal, allerdings auf ihre eigenen Kosten. Sie konnte Kriegsberichte in der Tagesschau nicht ertragen.

Mein Vater hatte aus anderen Gründen keine Beziehung zu Wohneigentum. Zu viele Jahre seines Lebens hatte er in sowjetischen Lagern und Gefängnissen verbracht, immer in Männergemeinschaften und ohne ein Minimum an Privatsphäre. Dadurch war sein Verhältnis zur bürgerlichen Besitzvorstellung so relativiert, dass meine Mutter ihn unzivilisiert und sein 1964 verstorbener Vater ihn bolschewisiert fand.

Er hatte einen Tick mit heißem Essen, weil ihm ewig vor Augen stand, dass ihm in einem sibirischen Außenlager Kascha mit angefrorenen Kohlstrünken vorgesetzt worden war. Deutsche Schweine hätten den Rüssel gerümpft, sagte er immer. Der mit der sowjetischen Bevölkerung geteilte Hunger war nicht das Schlimmste und ab 1948 ohnehin kein Thema mehr. Aber Sibirien war in Raum, Zeit und Erinnerung grenzenlos, überall lauerten Schatten, drohten Erinnerungen: an betonharten Permafrostboden, der das Beerdigen Verstorbener unmöglich machte, an den unaufhaltsam um sich greifenden Lagerkoller von zu lange Weggesperrten, lebend Begrabenen, die in der Erinnerung an ihre alte Biographie ohne Hoffnung eingeschlossen sind, sie fortsetzen zu können. Die erzählende russische Literatur lieferte Vorbilder.

Die sich mir durch meine Eltern darstellende Welt war aufgeladen mit Erfahrungen, die für die nächste Generation unerreichbar blieben. Einerseits waren unsere Eltern zeitgeschichtliche Titanen, andererseits hilflose Blätter im Wind. Was sie meinem Bruder und mir als Lehre mit auf den Weg gaben, blieb abstrakt für den, der ihre Erleben nicht teilte, und vor allem wirkte es leicht übersteuert: ihr reflexartiger Anti-Kriegs-Affekt, der alle entsprechenden EKD-Verlautbarungen mühelos links überholte, ihr dankbares Grundvertrauen in ausnahmslos jeden noch so offensichtlich verlogenen Akteur der freiheitlich-demokratischen Grundordnung des Bonner Staates – mein Vater erzählte, dass er noch als Junglehrer an der niederländischen Grenze vor Dankbarkeit Moorbirken umarmt hat –, ihr vernunftbetonter Sozialdemokratismus; emotionaler, mit Bewunderung für Willy Brandt bei meinem Vater, mit nüchternem Respekt für Helmut Schmidt bei meiner Mutter, wiewohl ich heute den HJ-/BDM-Gemeinschaftskult um die ‚Freuden der Pflicht‘ gerade darin erkenne.

Das subjektive intergenerationelle Kommunikationsproblem der 68er, zu denen ich gemäß versetzter Generationszugehörigkeit eigentlich gehöre, galt nicht für mich. Der Mitteilungsdrang meiner Eltern war unbegrenzt und gerade deswegen auch belastend. Be- oder verschwiegen haben sie wohl nichts, im Gegenteil. Ihre Auskunftsbereitschaft isolierte sie unter ihren Generationsgenossen und brachte ihnen viel Kritik ein.

Früh, vielleicht viel zu früh, haben sie mir ein Foto gezeigt, dass sie beide auf sonderbare Weise zugleich kompromittierte und entlastete. Aufgenommen von einem anderen HJ-Mitglied, zeigt es sie beide im Juli 1942 anlässlich eines Truppenbetreuungsauftritts ihrer HJ-Spielschar, einer Laienspieltruppe der NS-Jugend, in Warschau am Zaun des Ghettos. Ich habe das Foto ohne Kontextinformationen allen möglichen Leuten zur Beurteilung vorgelegt. Den meisten fällt die Betretenheit in den Gesichtern und Gesten der HJ- und BDM-Uniformierten auf, unter denen meine Eltern sind. Ihr Blick ist gerichtet auf Kapos und Passanten hinter dem Zaun, nicht mehr und nicht weniger. Alle Fragen und Antworten zu diesem Foto bewirkten bei mir, so wie ich es heute sehe, in erster Linie ein emotionales Verständnis für Thomas Nipperdeys Sentenz, dass die Grundfarbe der Geschichte nicht der Schwarz-Weiß-Gegensatz des Schachbretts ist, sondern eine unendliche Nuancierung von Grau.<sup>6</sup>



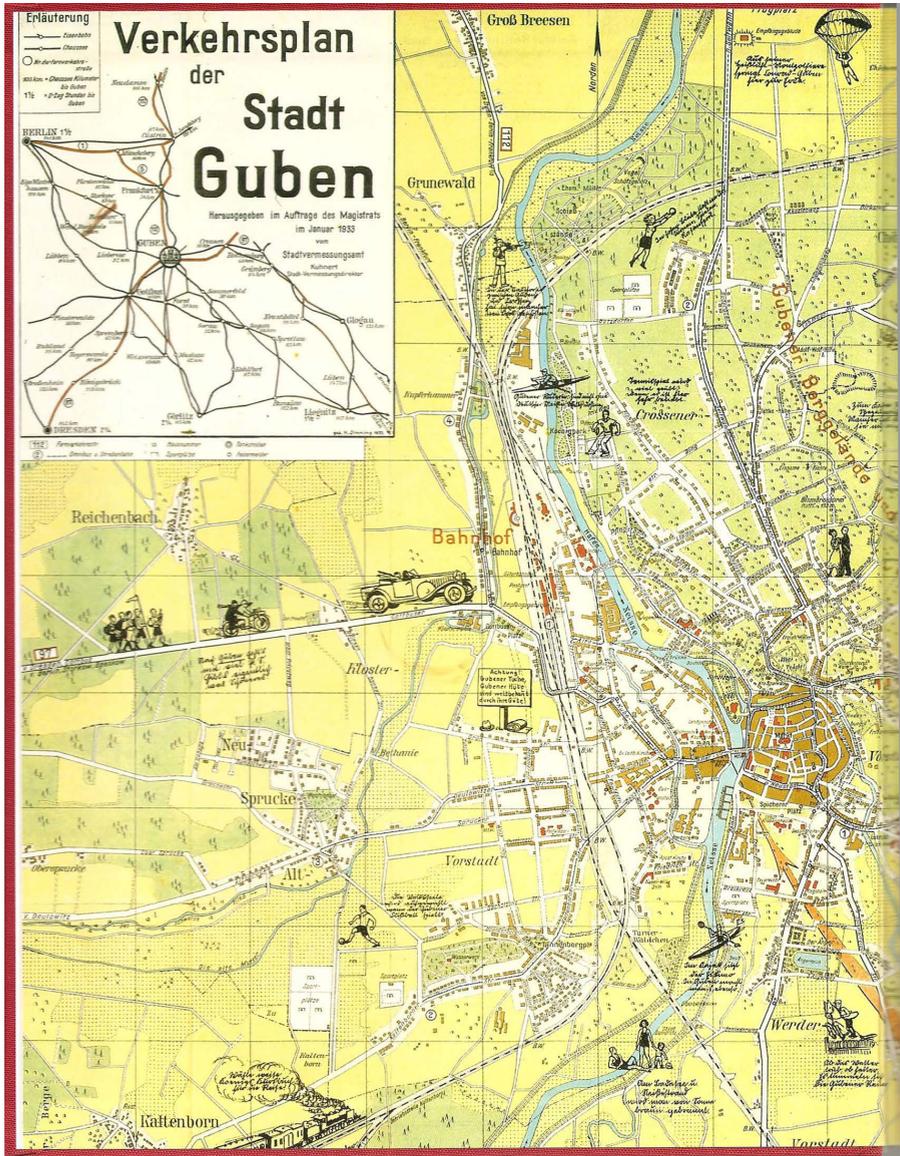
**Abbildung E.1**

Warschau, Juli 1942, am Rand des Ghettos. Zweite von links Gerda Lehmann, ganz rechts außen Rudi Kunze. [Quelle: privat.]

---

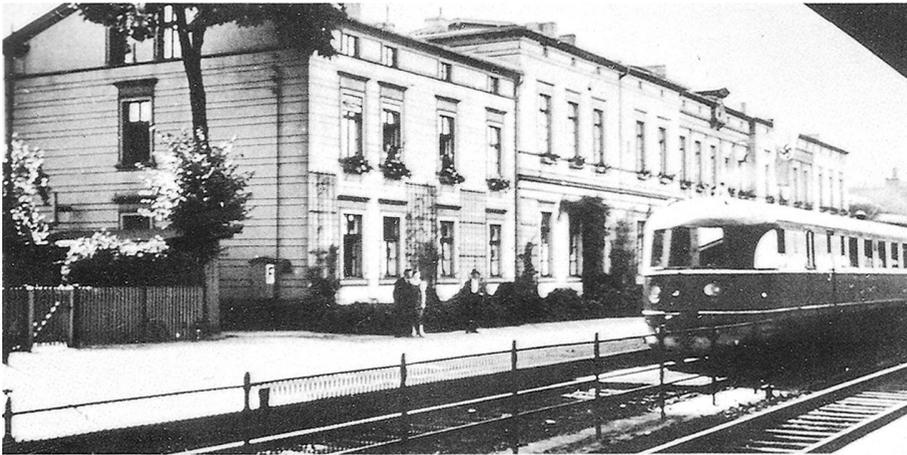
6 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. II: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 905.

Meine Eltern sagten immer, sie kämen aus der brandenburgischen Streusandbüchse. Das war mehr Referenz an Fontanes ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘ als zutreffend.



**Abbildung E.2**  
Verkehrsplan der Stadt Guben, Ausschnitt, 1933. [Quelle: Gubener Heimatbund (Hg.), Guben. Stadt und Land vor 1945, Darmstadt 1994, Coverinnenseite.]

Ihrer beider Geburts-, Kindheits- und Jugendort Guben/Niederlausitz liegt nicht im Herzen der Sand- und Kiefernmelancholie um Berlin, die sich naturlandschaftlich über Warschau bis weit nach Russland fortsetzt, sondern gehört einer anderen Kulturlandschaft eigener Prägung an. Die zur preußischen Provinz Brandenburg gerechnete Niederlausitz ist ein Durchgangs- und Übergangsraum zwischen dem weiteren Berliner Umland, der sächsischen Oberlausitz und Niederschlesien. Guben liegt an der vormaligen Reichsbahn-Hauptstrecke Berlin-Breslau, die 1846 von der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn in Betrieb genommen worden war.



**Abbildung E.3**

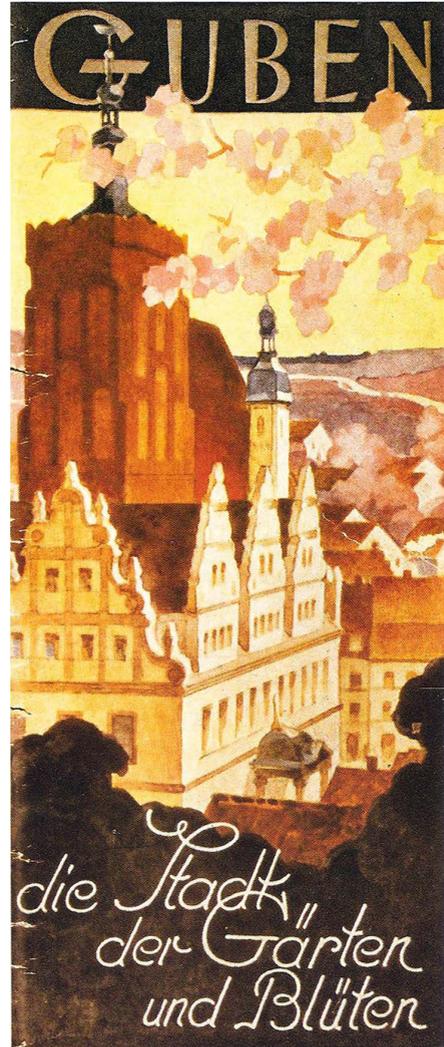
1930er Jahre, der moderne dieselektrische Reichsbahn-Schnelltriebwagen ‚Fliegender Schlesier‘ im Gubener Bahnhof. [Quelle: Ebd., S. 181.]

Wer heute mit Blick auf das Ex-DDR-Grenzstädtchen zu Polen auf dem westlichen Ufer der Neiße, das in den 90er Jahren durch gewalttätigen Rechtsradikalismus und Spitzenwerte der Arbeits- und Perspektivlosigkeit vorübergehend Medienaufmerksamkeit erzeugte, darauf hinweist, dass Guben bis 1945 mitten in Europa und auch mitten im Reichsgebiet lag, scheint sich der revanchistischen Sprache der berufsgestrigen Vertriebenenkader zu bedienen. Tatsächlich ist durch Anschauung nicht mehr erkenn- und rekonstruierbar, wie das südöstliche Brandenburg und die seinerzeitige 50.000-Einwohnerstadt Guben, etwa hundert Kilometer von Berlin entfernt, einmal ausgesehen haben und welche sozialen und mentalen Konstruktionen hier zuhause waren.

Die im Zuge der ostkolonialisatorischen Wellen an der Stelle älterer slawischer Gründungen konsolidierte Stadt mit ihrem Zentrum östlich der Neiße, heute eine eigene

polnische Kleinstadt mit dem Namen Gubin, industrialisierte sich nachhaltig zu Zeiten des Kaiserreichs – so wie das gesamte Land. Dabei dominierte die Tuch- und Hutindustrie, im uniformbedürftigen Preußen-Deutschland eine sichere Wohlstandsquelle. Eine Mitabiturientin meiner Mutter war die Tochter eines dieser reich gewordenen mittelständischen Textilfabrikanten, die mit Bauhaus-Villa, Yacht für die Norwegenurlaube und Tennisplatz aufwuchs, was sie für ihre spätere Lebensposition als Kiwi-Bäuerin in Portugal nicht unbedingt prädestinierte.

Ich lernte die Rest-Stadt mit meiner Mutter in den 70er Jahren bei Besuchen ihrer noch dort lebenden Tanten kennen: sie wirkte randständig, ärmlich und unterbevölkert. Allerdings durfte ich mit den Tanten einen Spiel- und Modellbahnwarenladen aufsuchen und mir aus dem eingeschränkten, aber für meine Augen interessanten Angebot von Piko-H0 alles kaufen, was ich wollte. Für meine Bedürfnisse war damit bestens gesorgt. Dass es den Tanten am einfachsten Alltagsbedarf in der agonalen Konsumgesellschaft des DDR-Realsozialismus der zu mangeln begann: Nähzeug, Dosenöffner, Bademäntel, sah ich nicht. Sie waren nicht mobil und konnten nicht ohne weiteres in die Hauptstadt der DDR fahren.



**Abbildung E.4**

Guben-Prospekt aus dem Jahr 1927 mit Rathaus sowie Stadt- und Hauptkirche. Interessant ist der Gegensatz zwischen der rauen Wehrkirche, deren ältester Teil zwischen 1190 und 1240 entstand, und dem Renaissance-Rathaus. Die alt-gediegene Kaiserschern-Atmosphäre ist Inszenierung: Guben ist bzw. war im Deutschen Reich und in der DDR eine Industriestadt. [Quelle: Ebd., S. 172.]

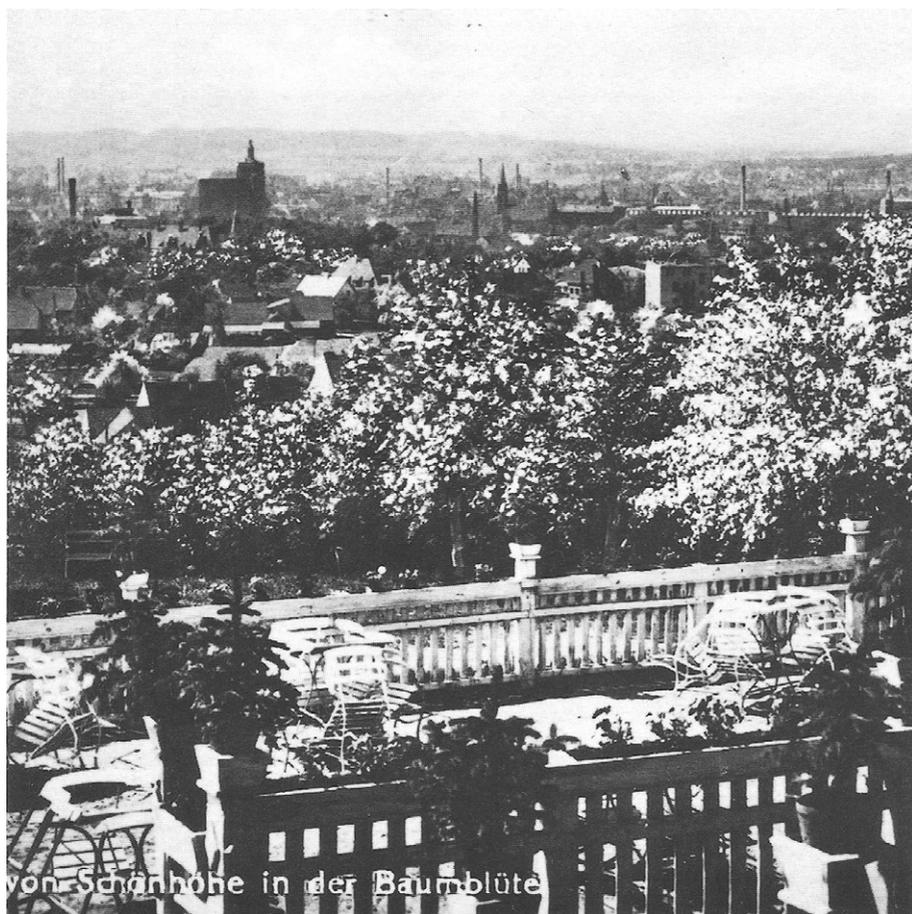


**Abbildung E.5**

Die Villa Wolf gerade oberhalb des Walmdachgebäudes der Kreissparkasse in den Gubener Obsthöhen, 1925/26 von Mies van der Rohe erbaut. Meine Mutter war öfter zum Spielen dort, das große Haus eignete sich gut dafür. [Quelle: Ebd., S. 158.]

Die Umgegend Gubens ist nicht so karg, wie man es von Brandenburg erwartet. Die Neiße hat ein bescheidenes Tal mit leichten Erhebungen erzeugt, von denen aus die Sowjetarmee Guben 1945 bequem beschießen und die Altstadt weitgehend dem Erdboden gleichmachen konnte. Auf den Höhen wurde Obstbau betrieben, auch Obstwein gab es, um dessentwillen die Reichshauptstädter sogar in Sonderzügen in die nahe Provinz reisten, um sich zu beschwippen.

Die Konfessionskarte sprach eine deutliche Sprache: Katholiken und Juden waren vor 1933 nur Ausnahmen von der preußisch-unierten Regel – eine Vorzeige-Katholikin gab es in der Klasse meiner Mutter –, alltagsbeherrschend wie überhaupt im ostelbischen Preußen war eine von Außenstehenden schon im Kaiserreich festgestellte normalnationalprotestantische Distanz gegenüber Religion und erst recht Frömmigkeit bei formalem Festhalten an der Kirchenmitgliedschaft, abgesehen von pietistischen Traditionen außerhalb des Mainstreams. Genau dies war auch bei meiner väterlichen und mütterlichen Familie zu beobachten: wohlwollende Indifferenz, Kirchgang zu Weihnachten und, wie es sich gehört, zu den Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen. Meine Mutter erinnerte sich weniger an das, was



**Abbildung E.6**

Ein Gubener Gartenlokal auf den Höhen während der Baumblüte, unten die Stadt- und Hauptkirche. [Quelle: Ebd., S. 168.]

der Pastor der Stadt- und Hauptkirche, der Vater einer Schulfreundin, der sie auch konfirmierte, in seinen Weihnachtspredigten oder überhaupt zu sagen hatte, sondern vor allem an den kontinentalklimatischen Schnee am Heiligen Abend. Den vermisste sie später in Nordwestdeutschland.

Vorsichtige Versuche, dem evangelisch-lutherischen Gemeindeleben in Osnabrück näherzukommen, versandeten nach Mitte der 60er Jahre. Erst in ihren letzten Lebensjahren im Altersheim in einem Stadtranddorf von Hannover ließ sie sich in



**Abbildung E.7**

März 1940, Gerda Lehmann nach ihrer Konfirmation in der Gubener Stadt- und Hauptkirche. In dem Geschenkpackchen wird sie eine Armbanduhr finden, die sie ihr Leben lang tragen wird. [Quelle: privat.]

eine Gemeinde integrieren, was allerdings stark an der Person des sehr zugewandten Pastors lag. Mein Vater, der immerhin evangelische Religion unterrichtete und später Lehrer auch in diesem Schulfach ausbildete, sah im Protestantismus wenn überhaupt etwas, dann eine nützliche und unverwüsthliche Zivilreligion. Sein älterer Freund und langjähriger Gefangenschaftskamerad, ein niederrheinischer reformierter Pastor, der mir einen Evangelischen Erwachsenen Katechismus schenkte, schätzte ihn als eine Art gutwilligen Heiden ein.

Im sozialmoralischen Klima der preußischen Mittelstadt Guben scheint seit der Reichsgründung von 1871 nichts von der preußisch-deutschen Normalität abzuweichen – bemerkenswerterweise galt das in anderer Form und in einer anderen Zeit auch für den Lebensmittelpunkt der Familie seit 1964. In Osnabrück stand die Normalzeituhr west-

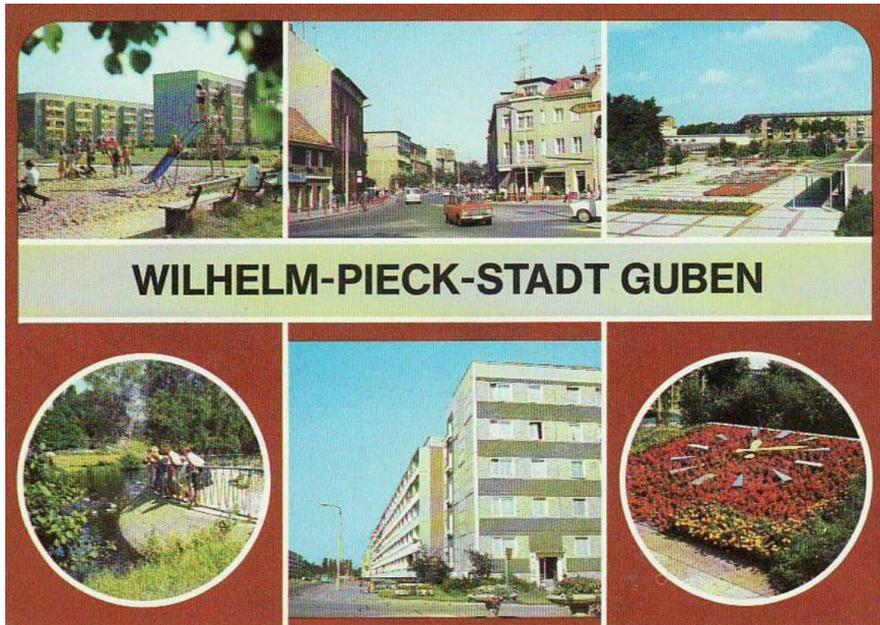
deutscher Mentalität. Guben und Osnabrück sind in einem positiven Sinn solider Durchschnitt. Wirkte das auf die Bewohner zurück, und wenn ja, wie? Familienverbände sind groß genug, um für diese unbeantwortbare Frage nach dem Mechanismus zwischen Sozial- und Mentalitätsgeschichte zumindest Fallbeispiele zu liefern, deren Aussagereichweite bestritten werden mag, die aber doch einen Trend anzeigen können. Alle großen Entwicklungen der Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts: soziale Mobilität, Lebensstilpluralisierung und Konsumpartizipation, lassen sich auch in meiner Familie beobachten. Allerdings legen sich NS-Zeit und Krieg wie ein polarisierendes Magnet über alles. Wer versuchen würde, unsere Familiengeschichte als kontinuierlichen Entwicklungsroman seit dem Kaiserreich vor dem Hintergrund der politischen Geschichte zu schreiben, wird an den Realitäten scheitern. Das Private war politisch und das Politische Teil des privaten Lebensvollzugs. Die nationalsozialistischen Jahre in Vorkrieg und Krieg



**Abbildung E.8**

Wahrscheinlich vor 1914, die Oberneisse mit Blick vom linken, westlichen Neisseufer auf die Stadt, die Stadt- und Hauptkirche und vorn rechts die Tuchfabrik W. Wolf. [Quelle: Gubener Heimatbund, Guben, S. 66.]

veränderten als Modernisierungskatalysator die Familie nachhaltig, setzten überlieferte Verhaltens- und Weltdeutungsmuster außer Kraft und schufen neue soziale Wirklichkeiten. Auch wenn das nicht für alle Familienmitglieder väterlicher- und mütterlicherseits in gleichem Maß gilt, ist der Umfang der Kontinuität zur NS-Zeit erstaunlich genug. Das erleichtert es nicht gerade, die Familiengeschichte im 20. Jahrhundert zu verorten bzw. legt einen Schluss nahe: dass es sich bei den Darzustellenden um begeisterte, programmatische und praktizierende Nationalsozialisten gehandelt haben muss. Die gab es zweifellos, dennoch liegt die Sache verwickelter. Das wird noch auszuführen sein. Vorab sollte nur festgehalten werden, dass die Familie in allen ihren Teilen zwischen 1933 und 1945 in eine Phase gewaltsamer, am Ende chaotischer Beschleunigung eintrat, die für die Wahrnehmung des Danach den Maßstab setzte: in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft meines Vaters, bei der Familie in West-Guben, schließlich auch nach der Heimkehr meines Vaters 1956, die insofern gar keine war, als er nicht in die DDR, sondern in die Bundesrepublik ging, wohin ihm meine Mutter in Begleitung ihrer Mutter folgte, damit den westlichen Strang der Familiengeschichte begründend.



**Abbildung E.9**

Postkarte mit realsozialistischen Gubener Motiven aus den 1970er Jahren. Die Stadt heißt in DDR-Zeiten offiziell nach ihrem ersten und einzigen, dort geborenen Staatspräsidenten. Mit dem Ausnahmezustand in der Nachbarvolksrepublik Polen in den 80er Jahren wird die Versorgungslage katastrophal. [Quelle: <http://www.hood.de/angebot/39850540/ak-ddr-wilhelm-pieck-stadt-guben-gubin.htm> (3. 9. 2011).]

Bei der väterlichen Familie in Berlin-Köpenick und Schöneiche bei Berlin war ich mit den Eltern öfter, als Oberschüler entwickelte ich zeitweise ein Faible für Zoo-besuche in der DDR und fuhr allein dorthin. Seit den 70er Jahren mied mein Vater die DDR. Er hatte genug sowjetische Uniformen gesehen, und die saxoborussischen Herrschaftsträger in deren Kopien erzeugten bei ihm zunehmend unüberwindbaren Ekel. In den 60er Jahren schien ihn das noch nicht gestört zu haben. Da er genügend Zeit gehabt hatte, ordentlich Russisch zu lernen, soll es interessante Begegnungen mit Sowjetbürgern in Ost-Berlin gegeben haben, die noch nicht damit rechneten, dass ein Deutscher sie versteht. Eine große Reise zu einigen seiner Lager in der UdSSR bzw. dann in Russland kam nie zustande. Er sprach mit uns Söhnen gelegentlich darüber und nahm durchaus zur Kenntnis, dass sich nach dem Erlöschen der Sowjetunion ein regelrechter und ziemlich morbider Lagertourismus entwickelte, aber aufrufen mochte er sich nicht. Vielleicht waren die 22 Semester Sowjetologie, von denen er gern sprach, doch endgültig genug. Dass Fern-

sehbilder von GULAG-Regionen, die nach 1990 häufiger wurden, ihn bedrückten, konnte man merken. Ich will noch weiter gehen: Auch das Einholen der roten Fahne über dem Kreml empfand er nicht als persönlichen Triumph und späte Genugtuung. Er wusste zu viel über die nun aufbrechende Heterogenität des vormaligen Sowjetstaats mit seinen nur eingefrorenen, nicht gelösten Nationalitätenkonflikten, um sich nicht Sorgen um die Zukunft zu machen, unter anderem wegen der Langzeitmentalität des panrussischen Extremnationalismus: nur allzu berechtigt. Ich glaube, dass er auch deshalb nicht dorthin wollte.



**Abbildung E.10**

Das Kriegsgefangenen- und GULAG-Lager in der UdSSR: Die Welt hinter Stacheldraht. [Quelle: Stacheldraht – Hunger – Heimweh. Eine Erinnerung. Zeichnungen: Georg Hieronymi, Text: Johannes Kurt Klein, Düsseldorf 1955, S. 2.]

Die Sowjetunion holte ihn allerdings auch im Westen ein. Im Zuge der Entspannungspolitik der 70er Jahre ließ es sich Osnabrücks ahnungslose Stadtregierung einfallen, ein Partnerstadtabkommen mit dem russischen Twer zu schließen. Da es nun im westlichen Niedersachsen nicht allzu viele gab, die des Russischen mächtig waren, kam man mit der Bitte auf meinen Vater zu, sich für die Besuche der sowjetischen Delegation in Osnabrück als Betreuer und Dolmetscher zur Verfügung zu stellen. Er tat das gern, war im übrigen auch trinkfest genug, wies die etwas blauäugigen Veranstalter schon vorab in aller Deutlichkeit darauf hin, dass man nicht mit harmlosen Touristen, sondern mit ausgewählten und präparierten Reisekadern zu tun bekommen werde, die nicht ohne einen spezifischen Auftrag in den Westen reisen durften. Das wurde in gutmütigem Emsländisch als Kalte-Krieger-Mentalität abgetan, die dem völkerverständigenden Zweck der Übung nicht im Wege stehen dürfe. Wie groß war die Überraschung der Arglosen, als die sowjetischen Gäste anlässlich eines von der Stadt und einer evangelischen Kirchengemeinde organisierten Abends mit belegten Brötchen und Emsländer Doppelkorn ohne mit der Wimper zu zucken eine Deklaration verlasen und eine Diskussion darüber vom Zaun brechen wollten, warum bestimmte, ihnen namentlich bekannte westdeutsche DKP-Mitglieder nicht in den öffentlichen Dienst des Landes Niedersachsen übernommen worden waren. Unsere Berufspolitiker und -theologen hielten sich, den

Mund voller Butterbrot, betreten am Schnapsglas fest und schwiegen. Mein Vater übersetzte die Erklärung und das Ansinnen der Sowjets, wartete einen Moment, ob einer der angesprochenen Amtswalter etwas mitzuteilen hätte und sagte dann, erst russisch, dann deutsch sinngemäß: Die Vertreter eines Landes, das einen kritischen Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger wie Alexander Solschenizyn abschiebt, haben jedes Recht verwirkt, uns solche Fragen zu stellen. Darauf griffen die Sowjets zu ihren Gläsern und prosteten ihren Gastgebern zu. Die Entspannungspolitik hat wohl nur geringfügigen Schaden erlitten.

Ansonsten waren die Russen reizend. Mein Vater nahm sie in seine Schule mit und brachte einige zu uns nachhause. Ich wurde mit unsinnig vielen Kopeken und seltsam bunt verpackten Süßigkeiten beschenkt, die ich mich nicht zu essen traute. Ein älteres Delegationsmitglied blieb vor unserem Wohnzimmerregal an der russisch-deutschen Ausgabe von Lermontow hängen. Es war ein merkwürdiges Bild, den Russen und meinen Vater an unserem Wohnzimmerfenster abwechselnd tief gerührt Lermontow-Strophen vortragen zu hören: wie viel unwirklicher muss es für meinen Vater gewesen sein. Noch Jahre danach kam er darauf zurück, dass es bei Lermontow ein nicht ins Deutsche übersetzbares Verb für das gibt, was die Blätter russischer Pappeln tun, wenn der Wind sanft durch sie fährt: sie „silbern“.

2004 kam meine Mutter das letzte Mal nach Guben, um mit den noch Lebenden ihr 60jähriges Abiturjubiläum zu feiern. Die alten Damen ließen sich auch über die Grenze nach Gubin fahren und vor dem, was von ihrer Mädchenoberschule übrig war, fotografieren. Bei meiner Mutter war es Selbstbeherrschung, bei meinem Vater wohl Überzeugung, wenn sie immer wieder betonten, wie schwer es die polnischen Neubürger Gubins nach 1945 vergleichsweise gehabt haben mussten und dass sie ja auch Vertriebene aus dem Osten Polens waren – und wie es sich überhaupt mit Ursache und Wirkung verhielt. Mit dieser Sichtweise bin ich aufgewachsen.

In ihrer Wohnung hingen keine billigen, schlechten Gemälde nach ostdeutschen Motiven wie bei so vielen Vertriebenen. Mit den korporativen Schreihälsen der Vertriebenenverbände wollte mein Vater ebensowenig zu tun haben wie mit vielen Gefangenschaftskameraden, die für ihr nationalsozialistisches Mindset in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft nur Anschauungsmaterial gefunden hatten und als allseits respektierte Subkultur ansonsten erfolgreicher Bundesbürger regelmäßige Kameradschaftstreffen abhielten. Zu einigen fuhr mein Vater, weil er einige Teilnehmer kannte und menschlich mehr schätzte, als sie wohl wert waren, und er nahm meine Mutter und mich mit. Das habe ich ihm lange nicht verziehen, denn die Atmosphäre dieser Versammlungen war schrecklich. Meine Mutter bekam Mi-

grüne, für mich gab es keinen Fluchtweg. Mein Vater wollte nicht nur Bekannte treffen, sondern glaubte in seinem pädagogischen Optimismus in Verbindung mit seiner Neigung zur Selbstdarstellung, eine Lanze für die historische Wahrheit und politische Fairness brechen zu können. Verpackt in unterhaltsame Anekdoten aus der Gefangenschaft, meinte er aufklären und überzeugen zu können. Dabei lachten seine Zuhörer nicht über seine Späße, sondern über ihn. Das teilte sich auch mir mit. Es traf ihn tief, dass einer aus diesem Dunstkreis seinen Helden Willy Brandt, als der schon Bundeskanzler war, ‚schmutziges Bankert‘ nannte. Es würgt mich im Hals, wenn ich daran denke, dass diese Kreise den Tod meines Vaters 2001 in ihren Rundbriefen als Hingang des ‚Kameraden‘ Rudi Kunze vermeldet haben. Denn das war er nicht.

Hätte er gekonnt, wie er wollte, wäre mein Vater nach seiner Gefangenschaft zum Rundfunk gegangen. Das Fernsehen stand in der zweiten Hälfte der 50er Jahre noch nicht so im Mittelpunkt. Seine Entertainerqualitäten waren ausgeprägt, er war ein guter Unterhalter, und insofern lag ein Interesse an allem, was mit dem Showgeschäft zu tun hatte, nicht völlig außerhalb des Erreichbaren. Schon während seiner Lagerzeit in der Sowjetunion hatte er Bunte Abende und Revuen aufgeführt. Später erzählte er als One-Man-Show Erheiterndes aus der Stacheldrahtwelt. Erst viel später habe ich begriffen, dass er eigentlich genau das machte, was die Protagonisten der amerikanischen Fernsehunterhaltung wie Dean Martin allwöchentlich präsentierten: eine Mischung aus Typenparodie, Sprachwitz und Geschichten erzählen, die in einer Zeit gut ankam, als viele ähnliche Erfahrungen hatten. Meine Mutter sah darin jedoch keine solide Grundlage für die Ernährung einer Familie, so dass es nur zu einem kurzen Auftritt im NDR-Radio kam.

Also wurde mein Vater Lehrer und fand in der Schule ein Publikum für das, was er zu sagen hatte. Im Freundes- und Kollegenkreis sah man seine Auftritte gern; den wenigsten dürfte vor Augen gestanden haben, dass es sich dabei um eine Art persönlicher Vergangenheitsbewältigung vor Publikum handelt. Für die Familie war das nicht immer einfach, denn wir waren bei fast jedem Auftritt dabei und entwickelten uns aufgrund der totalen Kenntnis des Repertoires zu Kritikern vom Schlag der beiden alten Männer in der Muppet-Show: Wir kannten das Timing, die Pointen, die Fehlerquellen, und wir waren gnadenlos. Meine seit Teenagerzeiten geäußerte Kritik an seinen Darbietungen war unfair, weil ich wusste, dass es nicht nur um Unterhaltung ging, sondern um ihn ganz persönlich. Und das nicht nur, weil er in gewisser Weise ein ebenso professioneller und zugleich armer Clown war wie Heinrich Bölls Romanfigur Hans Schnier in den ‚Ansichten eines Clowns‘: Auch er

konnte nicht vergessen und nahm es mit dem, was er darstellte, sehr genau. Seine russischen Polit-Offiziere, NKWD-Spitzel, Kameradenschweine und georgischen Taschendiebe waren das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit am Ausdruck. Er konnte sächsisch winseln wie die spätberufenen Antifaschisten, wenn sie vor Anbiederung schwitzend aus dem Neuen Deutschland vorlasen, möglicherweise sogar mit einem Schuss Überzeugung. Er ließ den volltrunkenen sowjetischen Lagerkommandanten im Pyjama aus einer Rot-Kreuz-Lieferung für die deutschen Kriegsgefangenen Appell abhalten, ohne dass ein Mensch kam, oder die Postabteilung des Lagers in den 50er Jahren, als nicht mehr nur Lebensmittel geschickt wurden, darüber rätseln, wie ein Paket für die Lagerkapelle voller Notenhefte in die vorgegebenen Rubriken eintragen werden könnte, bis man sich auf 2 kg Beethoven, 2 kg Jazz einigte. Am Ende lachten darüber immer die Falschen aus den falschen Motiven.



**Abbildung E.11**

Musik konnte überlebenswichtig sein, auch Auswendiggelerntes, und sei es Luthers Kleiner Katechismus. [Quelle: Stacheldraht – Hunger – Heimweh, S. 53.]

Ich werde die Geschichte des halben Jahrhundert meiner Eltern in Abschnitten erzählen, die sich aus unserer Familiengeschichte ergeben und die nicht immer mit den großen Zeigerbewegungen der allgemeinen Zeitgeschichte zusammenfallen. Jedes Kapitel hat einen Untertitel, bestehend aus einem Songvers von Randy Newman: aus ‚Louisiana 1927‘ für die Kapitel bis zur Heimkehr meines Vaters und aus ‚William Brown‘ für die Kapitel nach seiner Heimkehr. Darauf soll sich jeder selbst seinen Reim machen, ich habe meinen.

Louisiana 1927

What has happened down here is the winds have changed  
Clouds roll in from the north and it started to rain  
Rained real hard and rained for a real long time  
Six feet of water in the streets of Evangeline

The river rose all day  
The river rose all night  
Some people got lost in the flood  
Some people got away alright  
The river have busted through clear down to Plaquemines  
Six feet of water in the streets of Evangeline

Louisiana, Louisiana  
They're tyrin' to wash us away  
They're tryin' to wash us away  
Louisiana, Louisiana  
They're tryin' to wash us away  
They're tryin' to wash us away

President Coolidge came down in a railroad train  
With a little fat man with a note-pad in his hand  
The President say, „Little fat man, isn't it a shame what the river has done  
To this poor crackers' land.“

Louisiana, Louisiana  
They're tyrin' to wash us away  
They're tryin' to wash us away  
Louisiana, Louisiana  
They're tryin' to wash us away  
They're tryin' to wash us away.

Randy Newman, Louisiana 1927, 1974<sup>7</sup>

---

7 Randy Newman, Good old Boys, Reprise 1974.

William Brown

William Brown, a tobacco man  
Left North Carolina when he sold his land  
He took a train to Omaha  
Stayed there with some friends he had

And he didn't mind the dust  
And he didn't mind the wind  
And he didn't mind the cold  
And he didn't miss home

And he liked the people  
And he liked the town  
So he built himself a house beside the river  
And he sent for his children  
And he sent for his cars  
And he bought a little business that would run itself

And he didn't mind the dust  
And he didn't mind the wind  
And he didn't mind the cold  
And he didn't miss home.

Randy Newman, William Brown, 1977<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Randy Newman, *Born Again*, Warner Brothers 1979.

## Bis 1939: Clouds roll in from the north and it started to rain

Wo anfangen? Vielleicht bei dem bis zum Auszug meiner Mutter 2005 im Flur unserer Osnabrücker Wohnung hängenden holzgeschnitzten Wappen der Stadt Guben: mir so urvertraut, dass ich es gar nicht mehr wahrnahm. Es war lange Zeit die einzige, wohl zufällig an einem so transitorischen Ort angebrachte Erinnerung an die Heimatstadt meiner Eltern. Erst spät fanden einige Guben-Bilder aus der DDR ihren Weg in das Arbeitszimmer meines Vaters, aber sie hingen zwischen anderen Erinnerungen und nicht an prominenter Stelle. Wenn wir nach den üblichen drei Wochen Langeoog-Urlaub im Sommer durch das vorherbstliche Emsland nach Osnabrück zurückfahren, unterlief es meiner Mutter manchmal, dass sie sagte: zurück nach Guben. Das hat sich mir tief eingeprägt und das Verhältnis zu meinem Geburtsort Osnabrück auf sanfte, aber nachhaltige Weise relativiert: wir waren dort gern zu Gast, aber nicht zuhause.

Wo also anfangen? Bei den Großeltern der väterlichen Seite. In wenigen Familien reicht das Detailwissen in Familiendingen über die Großeltern-generation hinaus. Dies spiegelt sehr genau den enormen sozialen Wandel im 20. Jahrhundert, der Menschen in einem vorher nicht gekannten Ausmaß in Bewegung setzt. Zum Teil ist diese Veränderung Entwurzelung, die das historische Spurenlesen erschwert oder sogar unmöglich macht. Bei meiner Familie ist das nicht anders. Zwar liegen allein schon aufgrund der SS-Mitgliedschaft meines Vaters ariernachweisbedingt



**Abbildung 1.1**

Wappen der Stadt Guben. [Quelle: Gubener Heimatbund, Guben, Inlet.]

Abstammungsnachweise bis ins 18. Jahrhundert vor, doch bleiben alle diese Träger erzpreussischer Namen, diese vielen Friedrichs und Wilhelms, die Luisen und Johannas, persönlichkeitslose Inhaber von Lebensdaten, die Männer Ausübende von Berufen und Männer und Frauen Angehörige einer Konfession. Im sozialgeschichtlichen Gruppenbild dieser mit wenigen schlesischen Ausnahmen aus Brandenburg stammenden väterlichen Vorfahren dominieren Unselbständige in der charakteris-

tisch ostelbischen Gutswirtschaft: Junkerknechte, wie der Marxismus es suggestiv nennt. Parallel zu den tiefgreifenden Veränderungen in der preußischen Agrar- und Verwaltungsstruktur infolge der postnapoleonischen Reformen, die den Typus des modern-kapitalistischen Großguts auf Lohnarbeitsgrundlage erst ermöglichten und den größten Teil des alten Hofpersonals den brutalen Kräften des Markts aussetzten, begann auch bei den Kunzes das handwerkliche Element stärker zu werden, in Verbindung mit einer Abwanderung in die Städte der Region. Hofschmiede und Sattelmacher tauchten auf, aus den Knechten wurden Vormänner. Selbständige Bauern sind die Ausnahme. Erwartbar und dem Vorurteil über die preußische Geschichte entsprechend, war der Anteil der Soldaten. Einen Sohn traf es fast immer, und manche Sterbedaten kommentieren die preußische und preußisch-deutsche Kriegsgeschichte im 19. Jahrhundert: 1813, 1864, 1866, 1870.

Kann man daran irgendetwas erkennen? Verbundenheit mit dem Projekt des großpreußisch-kleindeutschen Staates? Die sozialgeschichtliche Realität scheint mir das einzige zu sein, was hier nicht Spekulation ist. In der Armee war man versorgt, und den Luxus einer Identität dürften sich diese kleinen Leute, die Mannschaften für Bismarcks Blut-und-Eisen-Politik, kaum haben leisten können. Ich vermute, dass ihr Selbstverständnis regional und schwach konfessionell geprägt war, sie sich als Brandenburger und evangelisch verstanden, ohne dem einen wie dem anderen im Alltag eine besondere Bedeutung beizumessen.

Kann man über die Bildung dieser Menschen etwas aussagen? In der preußischen Kernprovinz Brandenburg, dichter besiedelt und infrastrukturell besser erschlossen als der ferne Osten, war Bildung unterhalb bürgerlich-städtischer Schichten identisch mit der preußischen Volksschule und der Altpreußischen Unionskirche. Rechnen, Schreiben, Lesen, Gehorchen und Luthers Kleiner Katechismus mussten insoweit beherrscht werden, um für die Armee und zunehmend auch für die wachsende Industrie verwendbar zu sein. Das Gehorchen wird oft aus dem kaiserzeitlichen Kontext der technisch-industriellen Revolution gerissen: blinder Kadavergehorsam war gerade nicht mehr das, was eine sich zunehmende technisierende und eigenverantwortliches technisches Grundverständnis auf vielen Positionen benötigende Militär- und Industriemacht wie das aufstrebende und seinen Platz an der Sonne suchende Reich von 1871 brauchte. Gehorsam heißt auch: Fähigkeit zur Situationseinschätzung, Übernahme von Verantwortung an dem Platz, an den man gestellt ist, den Blick für Ursache-Wirkungszusammenhänge. Sicherlich waren das vor allem Offizierstugenden, und das Offizierskorps blieb bis in den Ersten Weltkrieg aus politischen Rücksichten adelslastig. Dennoch sahen sich adlige Offiziere

einem modernen Leistungsdruck ausgesetzt, in dessen Folge immer mehr Fertigkeiten und Tugenden, die ein Arbeiter bei Borsig brauchen konnte, auch in der Armee wichtig wurden. Mit stumpfen Befehlsempfängern war hier wie dort nichts anzufangen. Nicht von ungefähr beschrieb Ernst Jünger in seinem ‚Arbeiter‘ mit Rückblick auf die Erfahrung der Industrialisierung des Krieges 1914 bis 1918 einen neuen, harten Menschenschlag der gewalttätigen Industriemoderne.<sup>9</sup>

Für die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, den Ersten Weltkrieg, war mein Großvater Erich Kunze zu jung. Er wurde 1903 in Dolzig, Niederlausitz, dem Geburtsort der Frau Kaiser Wilhelm II., Auguste Viktoria, als einer von vier Söhnen geboren. Die lost-generation-Erfahrung von ‚Im Westen nichts Neues‘ machte dieser Großvater nicht. Die bolschewistische Oktoberrevolution und Deutschlands vorübergehender Sieg im Osten, die Implosion des Kaiserreichs, die zu nichts führende, symbolische Revolution von 1918 und schließlich Versailles: all dies hatte mit der Lebensgeschwindigkeit in Dolzig nichts zu tun, obwohl es in der Ferne Lebensgewissheiten relativierte und Lebensperspektiven veränderte. In einer Zeit politischer Eruptionen und der öffentlichen Gewalt ist eine Entfernung von etwas mehr als 100 Kilometern von der Reichshauptstadt, in der um die Frage Republik oder Sowjetdeutschland gerungen wurde, ein Nichts.

War mein väterlicher Großvater ein Karikatur-Preuße? Wortkarg, autoritär, effizient, obrigkeitstgläubig, uniformhörig, unkritisch, christentumsfern und ostelbisch-kulturarm? Ja, das war er, allerdings auch ein erfolgreicher Selfmade-Man und Besitzer zweier amerikanischer Marken-Trucks in seinem Gubener Kohlenhandel,



**Abbildung 1.2**

Das Bild zum Vorurteil. Die Uniform und der Respekt vor ihr prägen das Bild der preußisch-deutschen Gesellschaft. Aber man darf nicht übersehen, dass es sich dabei um eine Modernisierungsvariante handelt. [Quelle: Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates. Eine Darstellung in Quellen, bearb. v. Peter Brandt, Thomas Hofmann, Reiner Zilkenat, Reinbek 1981 (Preußen. Versuch einer Bilanz, Bd. 3), S. 140.]

9 Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* (1932), Stuttgart 2007.

dessen soziale Tugenden aus ihm auch einen guten US-Immigranten gemacht hätten. In wirtschaftlicher Hinsicht war er weitaus erfolgreicher als ich.



**Abbildung 1.3**

Landarbeiterwohnung in Großmühlingen, Magdeburger Börde, vor 1914. Dem väterlichen Geburtsort Ottohof, Kreis Guben, der Sache nach recht ähnlich. [Quelle: Ebd., S. 111.]

Erziehungsträchtigkeit der Zeit spurlos an Dolzig und seinen Bewohnern vorübergegangen ist. Zu viele junge Männer waren nicht mehr zurückgekommen, und die Kriegsheimkehrer hatten etwas erlebt, was zu dem Davor und dem Danach nicht passte. Nicht wenige von ihnen versuchten, die Ausnahmeexistenz des Soldaten in Freikorps weiterzuführen, da sie gar keine andere Lebensform mehr kannten. Zu viele



**Abbildung 1.4**

Ernte unter Aufsicht des Gutsinspektors, vor 1914. [Quelle: Ebd., S. 114.]

Erich Kunzes Vater war als selbständiger, eingetragener Kleinbauer in Dolzig eine Ausnahme von der Landarbeiternormalität in der Familie. In Dolzig wuchs Erich Kunze in alle Allround-Kompetenzen hinein, die hier gefragt waren, wenn ohne viel Kapital ein flächenmäßig kleiner Betrieb gehalten werden sollte. Dass er diese Existenz selbst nicht weiterführen wollte und als Arbeiter auf das Gut Ottohof ging, wird man als eine Art von Kommentaren werten können. So unberührt dieser Lebensweg von den Schockwellen des Großen Krieges auch scheint, so wenig wahrscheinlich ist es, dass die Verände-

rung politische Strukturen waren gestürzt, um einfach dort weiterzumachen, wo die Welt 1914 gestanden hatte. Das Land Preußen wurde sozialdemokratisch regiert, Berlin war ein brodelnder Kessel einer herausfordernden Moderne, das Modernisierungs- und Entwicklungsgefälle zwischen Metropole und Provinz enorm.

Über die Kindheit und Jugend von Erich Kunze gibt es keine Aufzeichnungen, und wenn es sie gegeben hat, haben sie die Flucht nicht überstanden. Bis zu sei-

ner Eheschließung, dokumentiert durch eine 1968 in Ost-Berlin ausgestellte Ersatzurkunde, bleibt Erich Kunze Profil dunkel. In Dolzig lernte er Röschen Bacher kennen, die bei einem Rechtsanwalt in Sommerfeld eine Ausbildung angefangen hatte. Karoline Marie Rosalie Bacher, geboren 1905 im havelländischen Gindow, Kreis Zauch-Belzig, erwartete bereits ihr erstes Kind von ihm, als die beiden am 1. Mai 1925 vor dem Standesamt in Amtitz, Kreis Guben, heirateten.

Am 14. Juli 1925 wurde mein Vater Rudi Kunze in Ottohof geboren. Meine Tante hat immer betont, dass mit Röschen Bewegung in die Familie kam. Die junge Frau, die Erich heiratete, war ehrgeizig und umgänglich – beides keine für die Welt von Ottohof erforderlichen Eigenschaften. Sie war energisch. Die junge Familie zog 1928 nach Guben, wo Erich Kunze Arbeit in der Pappfabrik Köhler als Elektrokarrenfahrer bekam. Dabei dürfte eine Rolle gespielt haben, dass er in Ottohof die Felddampfmaschine und in der Gutsbrennerei die Kessel bedient und, obwohl ohne Berufsausbildung, Maschinensensibilität erworben hatte.



**Abbildung 1.5**

Mein Vater im Alter von drei Jahren, 1928, in der Kahnbaustelle. [Quelle: privat.]

Die treibende Kraft bei diesem Schritt war seine Frau, der selbst der soziale Abstieg in die Arbeiterklasse und ein einigermaßen proletarischer Wohnort, die Kahnbaustelle an der Lubst, einem Nebenfluss der Neiße, lieber war als die Perspektivlosigkeit Ottohofs. Die familiäre Überlieferung an diesem Punkt der Geschichte ist fragwürdig, weil sie von der Legitimationsbedürftigkeit des späteren Geschäftsinhabers Erich Kunze überlagert wird, der sich jahrelang für die Gründung seines Ladens krummgelegt haben soll. Sicher ist, dass Erich Kunze geschäftlichen Mut hatte. Mit dem Umzug nach Guben kaufte er, komplett auf Pump, den Banken müssen in der guten Phase Weimars die Kredite erstaunlich locker gesessen haben, ein altes, nicht an die Kanalisation angeschlossenes Haus in der Gubener Kahnbaustelle, und war damit nicht nur Arbeiter, sondern zugleich auch Eigentümer. Für die soziale Statuswahrnehmung auf dem Weg ins Bürgertum dürfte das schlechthin ausschlaggebend gewesen sein.

Fünf Nachbarfamilien wusste mein Vater in seinen Erinnerungen aufzuzählen, mit denen der Kontakt besonders eng war und mit deren Kindern er aufwuchs. Ein schwer Kriegsversehrter des Ersten Weltkriegs machte die Heranwachsenden in der Laube neben seinem Haus mit seinem Lebensthema vertraut, was durch den persönlichen Bezug der Sache viel von ihrem Schrecken nahm. Doch die fehlenden Beine des erzählenden Krüppels und Alkoholikers blieben ein Faktum für sich. Der unmittelbare Hausnachbar der Kunzes in der Kahnbaustelle war ein Schuster, dessen Gewerbe, ausgeübt in seiner häuslichen Werkstatt, besonders anziehend für zusehende Kinder war. Um so mehr galt das für einen Bilderleistenmacher, der ein begeisterter früher Radiobastler war, an seiner riesigen Antenne gut erkennbar und mit der Welt auch außerhalb der Reichsgrenzen in Verbindung. Der erste Autobesitzer in der Kahnbaustelle war der Angestellte eines Radiogeschäfts, der auch als Vertreter und Reparatteur tätig war. Er fuhr mit seinem Opel P4 über Land. Es dürfte der erste PKW gewesen sein, in dem mein Vater gesessen hat. Zu der Diversität des Soziotops trug ein ehemaliger, nach 1933 extrem vorsichtiger sozialdemokratischer



**Abbildung 1.6**

Ein Opel P4 von 1935–1937. [Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:OpelP4.jpg> (2.9.2014).]

Reichsbannermann und ein strizzihafter Proletarier mit ewigen Frauengeschichten neben seiner Familie mit zwei Kindern bei, der zu den frühen Parteigenossen zählte und 1933 in der Parteiorganisation versorgt wurde. Zum Gesamtbild, das jedoch vom Sozialidyll à la Jacques Tati weit entfernt blieb, gehörte auch ein Bäckereibesitzer, der Tauben und Kinder mit unverkäuflichen Blechkuchenrändern fütterte. All dies war, mit einem Wort: Milieu, allerdings eines, das durch soziale Mobilität wie die der Kunzes in Bewegung geraten war.

Bei dem Fabrikarbeiter Erich Kunze wohnten im Obergeschoss des Kahnbaustellenhauses alleinstehende Arbeiter und Kellnerinnen, die alle nicht aus Guben kamen. Die Lebensmittel- und Gebrauchsgutversorgung gewährte ein Kaufmann um die Ecke: aber dort gab es industriell-standardisierte Massenmarkenprodukte zu kaufen, deren Namen noch heute bekannt sind. Tatis Vorort-Paris der 50er Jahre war keineswegs moderner.



**Abbildung 1.7**

Guben, Kahnbaustelle. Dass das Arbeiterpaar Rudi und Röschen Kunze hier einzieht, steht für das Vordringen industrieller Lebensformen auch in Milieus ortsfesten Gewerbes. Modernisierung ist überall. [Quelle: Gubener Heimatbund, Guben, S. 145.]

Eine gewisse Grundversorgung der Gubener Kunzes über Ottohof und Dolzig sowie eine ausgeprägte Nachbarschaftshilfe in der Kahnbaustelle, die alltägliche Sozialabsicherung der kleinen Leute von Mensch zu Mensch und immer auf Gegenseitigkeit, dürfte für die Ökonomie der jungen Familie eine Rolle gespielt haben, ebenso eine kleine Hühnerhaltung. Die Kahnbaustellenkinder versorgten ab 1933 die durstigen Teilnehmer an nationalsozialistischen Aufmärschen auf dem nahen Hindenburgplatz mit Flaschenbier und durften das Pfand behalten. Das war ein lukrativer Taschengeldersatz, der bei fleißiger Lieferung den Weg ins Kino ebnen konnte. Weniger lohnend war das Sammeln von Eicheln. Die Sanitärinfrastruktur war vormodern: eine regelmäßig mit dem Pferdewagen zu leerende Jauchegrube hinter den Häusern, allerdings Wasseranschluss im Gebäude. Das war bei dem am Gubener Stadtrand gelegenen Wohnhaus der väterlichen Großeltern, die nach der Abgabe ihres Hofes in die Stadt gezogen waren, anders. Dort musste das Wasser von der Pumpe eines nahegelegenen Gehöfts herangeschleppt werden. Sozialität wurde gerade in der Kahnbaustelle noch anders erfahren, gemeinschaftlicher. Am Waschtag wuschen die Frauen der Kahnbaustelle zusammen, das förderte die

Kommunikation – und die soziale Kontrolle. Die Kinder, die hier auf- und in ihre Lebenswelt hineinwuchsen, erlebten die Erwachsenen in vielen sozialen Rollen und Kompetenzen in ihrer Nähe, nicht als Wesen, die in eine strikt getrennte berufliche und private Existenz zerfielen. Leben und Arbeiten gehörten zusammen. Nicht zu arbeiten, war keine Option. Der Preis dieser Lebensform war eine gering ausgeprägte Privatsphäre.

Ich habe von meinem Vater wissen wollen, wie sich Erich Kunze zu der in Guben starken Sozialdemokratie verhielt, der er durch seine soziale Position in der Fabrik ja hätte nahestehen können. Das soll nicht der Fall gewesen sein, und dafür gab eine Reihe von Gründen. Dieser Großvater war als Ungelernter nicht in das sozialmoralische Milieu, die sozialdemokratische Säule der deutschen Gesellschaft, integriert. Dessen politischen Neigungen bewertete mein Vater im Rückblick als unreflektiert deutschnational und seit Beginn der 30er Jahre nationalsozialistisch ganz im Sinne der ‚nationalen Revolution‘, in jeden Fall aber feindlich gegenüber allen Roten. In die Fabrik ging er, weil er musste und seine ambitionierte Frau sich nicht mit einer Landarbeiterexistenz abfinden wollte, nicht weil er ein klassenbewusster Angehöriger des Proletariats war. Der mühsame Sozialaufstieg über die Facharbeiterschaft, Gewerkschaft und den Arbeiterbildungsverein war nicht das, was ihm vorschwebte, und seiner Frau erst recht nicht. Insofern erschien Erich Kunze als ein Beispiel für die im Kontext der sozialen Mobilisierung seit dem Großen Krieg erkennbar werdenden Grenzen der Versäulung der deutschen Gesellschaft der 20er Jahre in sozialmoralische Parallelwelten: Erich und Röschen gehörten weder in die Welt der kleinen Handwerker in der Kahnbaustelle noch in die der SPD. Dieselbe berufliche Stellung bedingte nicht automatisch die Zugehörigkeit zu einer ‚Klassenlage‘. Ob mein Großvater die ihm zugeschriebene Auffassung vertrat, jeder sei seines Glückes Schmied – eine Sentenz, die bis heute jeden Sozialdemokraten auf die Palme bringt –, oder ob es sich auch dabei um Überbau zu seinem geschäftlichen Erfolg der 30er Jahre handelt, sei dahingestellt. Bei seinen wohl nicht allzu zahlreichen Besuchen der Familie seines Sohnes im Westen nach 1956 soll Erich Kunze Interesse für das Wirtschaftswunderklima in der jungen Bundesrepublik Adenauers geäußert haben, in dem er gern noch einmal ein Geschäft aufgebaut hätte. Er tat nichts dergleichen und kehrte in sein schönes bürgerliches Haus in Schöneiche zurück, das von seinem Geschäft übriggeblieben war, und arrangierte sich in der sozialistischen Menschengemeinschaft Ulbrichts, die in so vielem der NS-Volksgemeinschaft ähnelte. Wahrscheinlich hatte die Sentenz einfach nur zu bedeuten, dass er noch einmal jung sein wollte, in angenehmeren Zeiten.

Auch bei der mütterlichen Seite helfen mir die Dokumente des nationalsozialistischen Rassenwahns bei der Rekonstruktion. Der ältere Bruder meiner Mutter wollte Luftwaffenoffizier werden und erbrachte, ohne wie der SS dazu aufgefordert zu sein, seinen Ariernachweis, der die Familien Lehmann und Fischer bis ins 18. Jahrhundert anhand der Kirchenbuchüberlieferung verfolgt. Das muss ihn Mühe gekostet haben, die ihm nichts einbrachte. Im Juli 1944 stürzte er in Frankreich ab. Er war 21 Jahre alt.

Von mütterlicher Seite habe ich keine Ego-Dokumente, die das Erlebte darstellen und reflektieren. Wiederholtes Drängen, doch wenigstens die wichtigsten Abläufe und Verwandtschaftsverhältnisse festzuhalten, führte nur dazu, dass meine Mutter eine Art Daten- und Faktensammlung zusammenstellte, und auch das mit einigem Widerstreben. Erzählen wollte sie, das Aufschreiben des Erzählten überforderte sie, weil es sie belastete. Ihr Verhältnis zu ihrer biographischen Erfahrung hätte einen Psychologen beschäftigen können. Seit einigen Jahren gibt es für die noch lebenden Angehörigen ihrer Generation der Mitte der 20er Jahre Geborenen, also der HJ- und BDM-Generation, hier und da psychologische Angebote zur Trauma-Aufarbeitung von Bombenkrieg und Flucht. Sie laufen auf eine vorsichtige Ermunterung zur Herstellung von Erzählbereitschaft hinaus – das hätte bei meiner Mutter offene Türen eingearannt – aber auch zur Dokumentation eigener Erlebnisse, um zu diesen durch die Formgebung Distanz zu gewinnen. Da die Generation meiner Eltern nach 1945 andere Prioritäten hatte – und vielleicht nicht immer so ausschließlich hätte haben müssen, wie sie immer wieder selbstkritisch betonte – wird auf diese Weise eine zeitgeschichtliche Dimension erschlossen, für die es lange Zeit schlicht keine Quellen gab.

[Vater von 1]		2
Familienname: <b>Lehmann</b>		
Vorname: <b>Emil Otto Arthur</b>		
geboren am <b>8.9.1897</b> in <b>Guben</b>		
als Sohn des [4] <b>Ernst Lehmann</b>		
und der [5] <b>Anna geb. Wielasch</b>		
Bekenntnis: <b>evangelisch</b> Beurkundet: 1. Standesamt		
2. Pfarramt		
1. Geb.-Reg.-Nr.		
2. Tauf-Reg.-Nr.		
gestorben am ..... in .....		
beurh. b. Standes., Pfarramt: ..... Reg.-Nr. ....		
Für nebensächliche Übertragung ist keine Beurkundung notwendig		
[Mutter von 1]		3
Geburtsname: <b>Fischer</b>		
Vorname: <b>Pauline Frieda Gertrud</b>		
geboren am <b>9.2.1899</b> in <b>Berlin</b>		
als Tochter des [6] <b>Robert Fischer</b>		
und der [7] <b>Pauline geb. Strafe</b>		
Bekenntnis: <b>evangelisch</b> Beurkundet: 1. Standesamt		
2. Pfarramt		
1. Geb.-Reg.-Nr.		
2. Tauf-Reg.-Nr.		
gestorben am ..... in .....		
beurh. b. Standes., Pfarramt: ..... Reg.-Nr. ....		
Für nebensächliche Übertragung ist keine Beurkundung notwendig		
Die Ehe des		2-3
<b>Arthur Lehmann</b>		
Beruf: <b>Handlungsgehilfe</b> Bekenntnis: <b>ev.</b>		
und der <b>Gertrud Fischer</b>		
geborene <b>Fischer</b> Bekenntnis: <b>ev.</b>		
wurde geschlossen am <b>26.8.1922</b> in <b>Guben</b>		
beurh. b. Standes., Pfarramt: ..... Reg.-Nr. ....		

Abbildung 1.8

Die Eltern von Heinz Lehmann in seinem ordentlich ausgefüllten Ahnenpaß. [Quelle: privat. Ahnenpaß Heinz Lehmann.]

Die Lehmanns und die Fischers waren schon lange Gubener Bürger. Bei den Berufen herrschen Kleinhandwerker vor, seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kleine Beamte bei der Post und beim Betriebsamt Guben der Königlichen Eisenbahndirektion. Das entscheidende Ereignis der Familie Fischer vor dem Ersten Weltkrieg war der Bau eines Mehrfamilienhauses in gut bürgerlicher Lage in der Winzerstraße. Vier Parteien legten ihr Geld zusammen und wurden zu Eigentümern. Die im Jahr 1899 in Berlin-Charlottenburg – und nicht, wie ihr wichtig war, in einem roten und proletarischen Bezirk Berlins – geborene Mutter meiner Mutter, Gertrud Lehmann, erlebte ihre Jugend und erste Ehezeit in dem Winzerstraßenhaus, das zum Bollwerk lebensweltlicher Sicherheit wurde, was sonst auch passierte. Lediglich eine wenig aussagekräftige, 1931 aufgenommene Photographie von der Winzerstraße 5 ist erhalten. Sie inszeniert das Haus als Familienmittelpunkt. Auf einer Bank vor dem Hauseingang sitzen die Großeltern meiner Mutter, Pauline und Robert Fischer, die das Haus miterbaut haben. Hinter ihnen stehen vier ihrer fünf erwachsenen Töchter, zwischen ihnen steht meine fünfjährige Mutter.



**Abbildung 1.9**

Die Familie Fischer mit Kindern und Enkeln, Winzerstraße 5, 1931. Eine geordnete kleinbürgerliche Welt. [Quelle: privat.]

Robert Fischer, hier in der Bildmitte mit hohem Kragen und Hut, wurde von meiner Mutter als weicher, Kindern gegenüber freundlicher Patriarch beschrieben, obwohl er hier auf dem Foto streng wirkt, aber das dürfte durch das Bildgenre bedingt sein. Nicht abgebildet ist sein Sohn Fritz, der Verdun überlebte. Aus seinem Mund hörte ich dieses Wort in den 70er Jahren zum ersten Mal, als ich mich überwand, ihn nach dem Grund zu fragen, warum eines seiner Ohren eigenartig zerfetzt war. Nicht wegen des Granatsplitters, der das verursacht und ihn ja nicht getötet hatte,

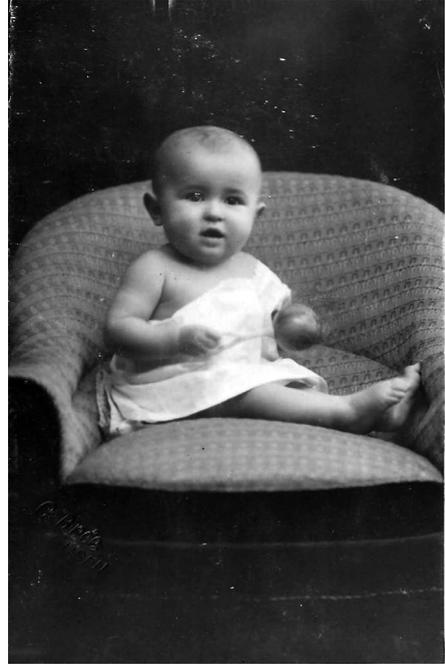
liefen dem ansonsten fröhlichen alten Herrn die Tränen. Wie sein Vater wurde er Postbeamter, nie habe ich ihn anders als im Straßenanzug gesehen: ein Leben voller Zuverlässigkeit und Korrektheit mit einer Erfahrung, für die es keine Worte gab, auch nicht nach sechzig Jahren. Er wurde uralt und überlebte seine einzige Tochter, meine Patentante, lange. Kein Kriegszeuge des Zweiten Weltkrieges, mein Vater eingeschlossen, hinterließ bei mir einen solchen Eindruck wie dieser Onkel meiner Mutter.

Robert und Pauline Fischers Tochter Gertrud heiratete 1922 den Handlungsgehilfen Arthur Lehmann. Am 11. März 1926 wird meine Mutter als ihr zweites Kind in Guben geboren.



**Abbildung 1.10**

Heinz Lehmann (1923–1944). Der ältere Bruder. Sein Soldatentod im Juli 1944 wird für Mutter und Schwester ein lebensbeherrschendes Trauma bleiben. [Quelle: privat.]



**Abbildung 1.11**

Gerda Lehmann, 1926: hineingeboren in eine Welt voller Sicherheit im kleinen. [Quelle: privat.]

Zwischen der Winzerstraße und der Kahnbaustelle lagen nicht nur Welten, sondern auch Höhenmeter. Die bürgerlicheren Viertel Gubens zogen sich an den Obstbauhängen oberhalb der Neiße entlang. Unten in der Stadt und nahe bei den Fabriken wohnte das Volk. Die Kunzes wollten dahin kommen, wo die Lehmanns schon waren und meine Mutter behütet aufwuchs, und das gelang ihnen überraschend schnell, auch wenn dieser Erfolg von völlig anderer Qualität war als der des family act der Fischers. Es war echter Sozialaufstieg, nicht ermöglicht, aber begünstigt durch die nationalsozialistische Konjunktur, und auf schon beunruhigende Weise trifft der abgewandelte Titel eines Fallada-Romans auch darauf zu: eine Frau will nach oben.

Natürlich haben meine Eltern ihre Kindheit stilisiert, wenn sie davon erzählten, interessant ist, in welche Richtung. Mein Vater schilderte die Kahnbaustelle als ver-rufene Lower East Side voller Raufereien, sportlich-spielerischen Wettbewerbs und früh erfahrener Sexualität, mit ihm mitten drin. Er hat dabei viele Anekdoten aus dem Berliner Arbeitermilieu in seine Kinderzeit verlegt und authentisch davon erzählt. Ich merkte das, als ich nach seinem Tod seine Sammlung von Humorliteratur übernahm und mir beim Durchblättern vieles bekannt vorkam. Auch in seiner Praxis als Lehrer gegenüber Schülern inszenierte er sich gern als Underdog; es mochte sein, dass dergleichen, die seen-it-all-Geste, in einer Osnabrücker Realschule der 70er Jahre noch funktionierte. Seine aufstiegswillige Mutter bestätigte die Sicht ihres Sohnes rückblickend insoweit, als sie in der Kahnbaustelle nicht den Ort einer glücklichen Rabaukenjugend, sondern eine Durchgangsstation sah. Für allzuviel Mark-Twain-Romantik an der Lubst dürfte sie keinen Raum gelassen haben.

Eine Neigung meines Vaters führte über seine biographisch-soziale Konstruktion der Kahnbaustelle hinaus, seine Karl-May-Sucht. Winnetou und Old Shatterhand machten ihn zum regelmäßigen Besucher der Gubener Stadtbibliothek. Ein weiterer, von meinem Vater gern betonter Einfluss war die Handarbeit. 1937 machte sich sein Vater als Kohlen- und Holzhändler selbständig, nachdem er das Geschäft bereits vorher einige Zeit gepachtet hatte, und sein Bedarf an helfenden Händen war unbeschränkt. Und natürlich sah er die Mithilfe des Sohnes im Betrieb gern. Ganz unabhängig von der sozialen Vorzeigefunktion, dass der prädestinierte „und Sohn“ auf dem Firmenschild Hand anlegte, lohnte es sich für meinen Vater. Geizig scheint mein Großvater nicht gewesen zu sein. Ein Teil des selbstverdienten Geldes verwandte mein Vater fürs Kino. Immer wieder erzählte er von den Filmen den dänischen Laurel-and-Hardy-artigen Komikerpaars Pat & Patachon, die im Kinderprogramm liefen.

Röschen Kunze traf gegen das Vater-Sohn-Einvernehmen auf geschäftlicher Grundlage eine einsame Entscheidung, die sie gegen ihren Mann durchsetzte: Ihr Sohn sollte das Gymnasium besuchen. Der Weg ins Bürgertum oder das, was sie sich darunter vorstellte, erforderte nicht nur ein Firmenschild, sondern formale Bildung. Erich Kunze stellte sich dem letztlich nicht in den Weg, aber Respekt konnte sein Sohn von ihm nicht für schulische Leistungen erwarten: die Eins in Sport zählte, der freundschaftliche Umgang mit den sozialen peers aus der Kahnbaustelle, später dann in der HJ, ausdauerndes Fahrradfahren, schließlich auch der dem Leutnant entsprechende Untersturmführer-Rang in der Waffen-SS. Wie gesagt, eine ganz andere Welt als die der Winzerstraße. An den Rauchgewohnheiten der Großväter

ließ sich das auch gut erkennen. Während Erich Kunze billige Stumpfen in großen Mengen und auch auf der Straße und im Geschäft konsumierte, die blauen, sich schnell verflüchtigen Qualm erzeugten, rauchte Arthur Lehmann nur abends zuhause, und dann teurere Zigarren, deren Aroma lange in der Wohnung hing, wie meine Mutter sich erinnert. Abstinenzler waren beide Großväter nicht. Erich Kunze deckte seinen Flüssigkeitsbedarf über Flaschenbier und war dem zum Kohlegeschäft gehörenden geschäftsanbahnenden oder -abschließenden Klaren nicht abgeneigt. Arthur Lehmann trank zum warmen Essen Bier, an Wochenenden gern Rotwein.



**Abbildung 1.12**

Rudi Kunzes Einschulung, Guben 1932.  
[Quelle: privat.]

Wenn meine Mutter von ihrer Kindheit erzählte, erinnerte mich das an die lebenswerte Puppenstubenwelt eines Adventskalenders aus der DDR der späten 50er Jahre. Er zeigt vorweihnachtliche Interieurs, in denen Käthe-Kruse-artige Puppen saisonale Geborgenheit zur Schau stellen. Die Welt war der bedrohliche Gegensatz zur Rundum-Behütetheit meiner Mutter, von der nichts, aber auch gar nicht übrigblieb: weder das äußere Gehäuse einer für gesichert erachteten Lebensform, das Haus in der Winzerstraße, noch die innere Gewissheit aller damit verbundenen Werte unpolitischer Tüchtigkeit und ehrsamem Strebens über Generationen. Die eigenartig überhöhte Lieblingslektüre meiner Mutter seit ihrer Oberschülerinnenzeit waren Thomas Manns ‚Buddenbrooks‘, in deren Welt sie sich retroprojizierte, nur dass es im Weltbürgerkriegsjahrhundert die Frauenrolle der tapferen Tony Buddenbrook nicht mehr gab. Ihre Wunschkindheit stylte sie unter der Langzeitwirkung dieser literarischen Droge, deren Wirkung auch mir nicht unvertraut ist. Wenn sie erzählte, wie ihr Vater sie an der Hand nahm, um am Heiligen Abend über die tief verschneite ‚Himmelsleiter‘ in die Stadt- und Hauptkirche zum Gottesdienst hinabzusteigen, während die Mutter in der Winzerstraße die Bescherung vorbereitete, dann hatte Arthur Lehmann die Züge von Konsul Jean Buddenbrook.



**Abbildung 1.13**

Kein literarischer Ort, sondern ein realer, auch wenn das Mädchen auf der Treppe nicht meine Mutter ist: die ‚Himmelsleiter‘ zwischen Ober- und Unterstadt. [Quelle: Gubener Heimatbund, Guben, S. 171.]

Diese abgeschlossene familiäre Welt war ständig von außen bedroht, und diese Bedrohung brachte meine Mutter auf einen Begriff: Politik. So lange ich mich an sie erinnern kann, hat sie das Politische ehrlich und persönlich als Einbruch in das geordnete Leben ihrer Familie und als Katastrophe empfunden. Einen Unterschied zwischen verschiedenen Formen von Politik machte sie wohl nur mir zuliebe. Alle Verluste und Härten der Familiengeschichte waren aus ihrer Sicht die Folgen des politischen Würgegriffs, egal, ob braun oder rot. Dieses Mindset hätte einer amerikanischen Quäkerin gut angestanden, die ihre Werte und Lebensform nur in der Verbindung von Kernfamilie und Glaubensgemeinschaft gegen den Aufmarsch der politischen Moderne behaupten kann. Im 20. Jahrhundert lief eine solche Auffassung aber auf unendliche Enttäuschungen hinaus.

Der Weltbürgerkrieg zerstörte alle Illusionen von der bürgerlichen Familie als Cocoon außerhalb von Raum und Zeit. Meine Mutter erzählte ihre Lebensgeschichte daher in starken Kontrastierungen: Ihre Kindheit lag vollständig im Schutzraum der Familie. Dann griffen Hitlers Staat und Hitlers Krieg, danach der deutsche Stalinismus nach ihr und ihren Angehörigen, übten sinnlos Zwang und Gewalt aus, zerstörten Eigentum und Lebensläufe. Genau das war für sie Politik, nicht etwa der Versuch, solche Kollateralschäden auf politischem Weg zu verhindern oder wenigstens zu minimieren. Dass Individuen sich mit politischen Vorstellungen an diesem Prozess beteiligen, sich mit politischen Zielen identifizieren und für diese kämpfen, war für sie Verirrung, und das sprach sie auch aus: nach 1956 als Kritik an ihrem Mann, der nach langem Warten nun gefälligst der Familie gehören und sich nicht für die Belange anderer interessieren sollte. Das war Eifersucht, aber in und hinter ihr steckte eine weniger un- als anti-politische Grundhaltung, die wahrscheinlich

eine höchstpersönliche Eigenschaft von ihr gewesen ist. Ihre Politik-Feindschaft hatte dabei die generationstypischen Züge des latent autoritären Gemeinwohl-Konsensualismus, dem eine Abneigung gegenüber Meinungsstreit und laut ausgetragenen politischem Wettbewerb zugrundelag, aber das erklärt längst nicht alles, da viele diesen Mentalitätshintergrund teilten. Ich vermute, dass meine Mutter einer Trennung des privat-familiären vom öffentlichen Raum anhing, die dem Trend zum Vordringen des Staates in allen Lebensbezügen widersprach und in diesem Abwehrreflex staatlich-politischen Eingriffen gegenüber sogar liberale Facetten hatte. Jedenfalls verstand sie sich mit meinen etwas älteren texanischen Gast-Großeltern, Dee und John Burnett, Mitte der 80er Jahre in allen die Familie und ihre Bedeutung betreffenden Fragen ganz ausgezeichnet. Dass John im Zweiten Weltkrieg gegen Hitler-Deutschland gekämpft hatte, spielte dabei keine Rolle. Die Gemeinsamkeiten überwogen klar. Die ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ als Schlüssel-erklärung des Politischen in diskurs- und teilhabeorientierten demokratischen Systemen war nicht die Welt meiner Mutter, um nicht zu sagen: die parlamentarische, von der Tagesschau, dem NDR-Hörfunk, der Neuen Osnabrücker Zeitung und der ZEIT vermittelte Demokratie.

Über Arthur Lehmann, ihren Vater, den Handlungsgehilfen und späteren kaufmännischen Angestellten der Genossenschaftlichen Wohnungsbaugesellschaft Guben kann ich wenig Charakterisierendes sagen. Seine Interessen und Neigungen reduzierte seine Tochter in ihrer Version ausschließlich auf die Familie, außerhalb derer ihr Vater als Staatsbürger oder auch Konsument von Information oder Unterhaltung nicht vorkam. Meine Mutter beschrieb sich selbst gern als „zurückgenommenen“ Menschen – eine bei näherem Hinsehen beunruhigende Wortkonstruktion, die der Introvertiertheit eine intentionale Seite gibt – und übertrug dieses Merkmal auch auf ihren Vater. Ich habe es oft genug gehört, um die nicht zahlreichen Fotos des immer leicht bedrückt wirkenden, schlanken Brillenträgers kaum anders als in diesem Licht sehen zu können. Lachend kann ich ihn mir nicht vorstellen. Seine Frau Gertrud, die ich Jahrzehnte nach seinem frühen Tod zu Beginn der 50er Jahre als alte Frau er-



**Abbildung 1.14**

Ein Familienausflug zum Deulowitzer See bei Guben, Anfang der 30er Jahre: ganz links Gertrud Lehmann, vorn Gerda Lehmann, rechts Arthur Lehmann mit einer Cousine seiner Frau. [Quelle: privat.]

lebte, scheint mir eine größere Vitalität besessen zu haben. Sie kannte auch ein gewisses Standesbewusstsein, das im Ergebnis politisch war. Von ihrer ersten Zeit in der Bundesrepublik wird erzählt, dass sie nach eigenem Bekunden so gern die Adenauer-CDU gewählt hätte, wäre der ihr gefallende Mann nur eines nicht gewesen: nicht Rheinländer oder nicht katholisch. Und so wählte sie, hieß es, ganz gegen ihre Klasseninstinkte und gewissermaßen mit zugehaltener Nase SPD. Wenn ich meinen Eindruck von der Kindheit und Jugend meiner Mutter in einem Wort zusammenfassen soll, dann ist das Stabilitätsorientierung. Immerhin hat sie spät, seit den 60er Jahren in Osnabrück, ungefähr die Art von familiärer Stabilität erreicht, die für sie das Maß aller Dinge war.

Bei Kunzes ging es lebhafter zu. Erich Kunzes Kohlenhandlung entwickelte sich schnell, und so politikfern wie in der Winzerstraße war man in der Kahnbaustelle nicht. Mein Vater erinnerte sich an Prügeleien zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten in der agonalen Phase der Weimarer Republik. Bei einem solchen Anlass muss ein SA-Mann auf der Flucht vor dem roten Weltanschauungsgegner beeindruckenderweise durch ein Fenster in die Kunzesche Erdgeschosswohnung gesprungen sein, um sich dort zu verstecken. Ob das Zufall war oder der Springer wusste, durch welches Fenster er sprang, ließ mein Vater offen.

Erich Kunze, der Kohlenhändler, war seit Ende der 20er Jahre NSDAP-Wähler, wie mein Vater berichtet hat. Wenn ich versuche, dieses Faktum zu bewerten, sehe ich zwei Ebenen. Einmal die Sicht meines Vaters, dann die Dimension der parteigeschichtlichen Entwicklung der NSDAP seit der späten Weimarer Republik. Mein Vater hat die politische Option seines Vaters nicht heruntergespielt oder wegzu erklären versucht, sondern, wenn er davon erzählte, politische und geschäftliche Gründe herausgehoben. Zu dem Sozialaufsteiger ohne sozialdemokratische Milieubindung, aber auch ohne bürgerliche oder konfessionelle Hemmungen gegenüber den Nationalsozialisten passte die Beschwörung und Durchführung einer ‚nationalen Revolution‘ und ihr charakteristisch volksparteiliches Integrationsprogramm für die ‚Volksgemeinschaft‘ perfekt. Erich Kunze war von einem Großkapitalisten weit entfernt, aber er hatte wirtschaftlich etwas zu verlieren, wenn die wirtschaftliche und politische Dauerkrise des ‚Systems‘, der Weimarer Demokratie, anhielt. Die politische Unfähigkeit der politischen Eliten des Weimarer Staats, bzw. das, was er wie Millionen anderer so wahrnahm, ließ die Suche nach Alternativen naheliegend erscheinen. Dass die Demokratie Weimars durchaus kein failing state, sondern gerade im größten Bundesstaat Preußen unter sozialdemokratischer Führung sich als außerordentlich krisenfest erwiesen

hatte, entsprach nicht der gefühlten politischen Realität im allgemeinen und der Erich Kunzes im besonderen.

Man muss die Frage nach Attraktivität des Nationalsozialismus einmal anders stellen, dann wird auch sein Fall verständlicher: Was hätte einen Mann wie Erich Kunze am Nationalsozialismus oder an Hitler stören oder irritieren können? Dessen Tiraden über die Republik der ‚Novemberverbrecher‘ von 1918? Sie stellten auf der Rechten die Konkretisierung des Hasses auf das System von Versailles im ganzen dar, der ein lagerübergreifender cultural code der politischen Kultur Weimars war. Hitlers Häme über die roten und schwarzen Bonzen? Deren oft engstirnige Klientelpolitik für ihre politische Säule war leicht zu kritisieren, und Fairness war kein Merkmal der politischen Auseinandersetzung in der ersten deutschen Demokratie. Der Antisemitismus? Gerade der gehörte bis tief in bildungsbürgerliche Schichten und insbesondere auch bei Akademikern zu den kulturellen Grundfarben der vopolitischen Wahrnehmung. Die Judenfrage war, so weit sich sagen lässt, kein Thema in Erich Kunzes Leben. Das reichte aus, sich nicht daran zu stören, dass sie ein Leitmotiv der NS-Weltanschauung war. Hitlers ideologisches Angebot lag auch und gerade in diesen drei Bereichen, Hass auf Versailles, Hass auf die Demokratie, Hass auf die Juden, weitgehend im politischen Mainstream, ja bündelte diesen mit volksparteilichem Integrationswillen – und Erfolg. Im März 1933 waren 43,8 % der Wählerinnen und Wähler zum Reichstag wie Erich Kunze von Hitlers politischem Konzept überzeugt: ein Traumergebnis für eine Volkspartei. 43,8 % der Wähler haben Hitler nicht in erster



Dem Terror von links kann man nur mit noch schärferem Terror begegnen

#### Abbildung 1.15

„Dem Terror von links kann man nur mit noch schärferem Terror begegnen.“ Erich Kunze dürfte dem zugestimmt haben. Die Ähnlichkeit der Methoden und des Stils im Weltanschauungskampf spielte keine Rolle: durch sein Wohnzimmerfenster war kein Kommunist entkommen. [Quelle: Deutschland erwacht. Werden, Kampf und Sieg der NSDAP, Heinrich Hoffmann (Bildauswahl), Wilfried Bade (Text), hg. v. Cigaretten-Bilderdienst Altona-Bahrenfeld, Hamburg 1933, S. 65.]

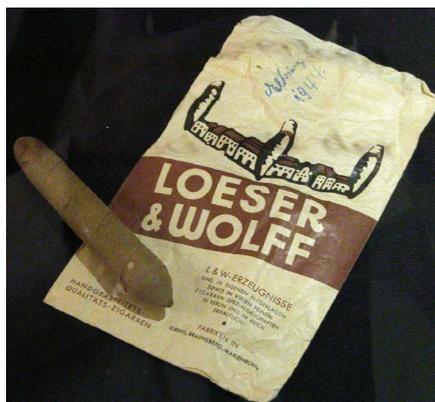
Linie wegen seines Antidemokratismus und seines Antisemitismus gewählt, sondern aus so vielen gemischten Motiven und Motivkombinationen wie das bei erfolgreichen Volksparteien in der Mitte der Gesellschaft der Fall ist. So auch sehr wahrscheinlich bei Erich Kunze. Er gehörte zur Mehrheit.

Wer wie Erich Kunze gerade anfang dazugehören, wollte das auch sicherstellen. Viele Erstakademiker, die gegen Ende der 20er Jahre studiert hatten, sahen das ähnlich. Zu Weltanschauungskämpfern machte sie das nur bedingt, auch wenn sie mit manchen Aspekten des weltanschaulichen Programms und seiner Umsetzung einverstanden sein mochten. Die simple Schwarz-Weiß-Gegenüberstellung von ‚Täterschaft‘ und ‚Widerstand‘ bzw. ‚Anpassung‘ und ‚Resistenz‘ geht an der Komplexität moderner Gesellschaften und des sozialen Wandels vorbei. Menschen agieren in verschiedenen sozialen Rollen: in der Familie, im Beruf, in ihren privaten Interessen und Überzeugungen, und das bringt Rollenkonflikte mit sich. In einer modernen Weltanschauungsdiktatur ist das nicht anders. In einer bestimmten Rolle, z. B. als Familienvater, konnte der einzelne von Aspekten der NS-Familienpolitik überzeugt sein, man konnte die NS-Außenpolitik schätzen, obwohl man mit anderen Praktiken, z. B. in der NS-Kirchenpolitik, weniger einverstanden war. Weder ist das eine ‚Anpassung‘, noch das andere ‚Widerstand‘. Außerdem muss man die Dauer der NS-Herrschaft bedenken, die manches relativierte, von Hitlers Krieg einmal ganz abgesehen. Wer im März 1933 die NSDAP gewählt hatte, sah die Welt 1935, 1938 oder 1939 möglicherweise schon durch eine ganz andere Brille.

Was den Antisemitismus betrifft, erzählte mein Vater eine Geschichte, die sich kurz nach 1933 ereignet haben soll. Erich Kunze wurde in der Gubener Innenstadt Zeuge davon, dass SA-Männer einen bekannten jüdischen Huthändler aus der Hochzeitskutsche seiner Tochter holten und auf offener Straße verprügelten. Das soll ihm aus drei Gründen missfallen haben: erstens war diese Art der Pöbelei in der Öffentlichkeit nach dem Sieg über die Roten unanständig, zweitens hatte der Huthändler ebenso wie der ‚Führer‘ ein EK I aus dem Ersten Weltkrieg, drittens kaufte er bei ihm alle Hüte und bekam anständige Preise. Mein Vater beschwor, dass Erich Kunze in diesem Zusammenhang jenen bezeichnenden Exkulpationsausruf gebraucht haben soll, der für die Neigung zur Unterscheidung zwischen Hitler und seiner Herrschaft bis 1945 und bei manchen darüber hinaus charakteristisch war: „Schweinerei! Wenn das der Führer wüßte!“ Für sein Verhalten hatte dieser Vorfall wohl ebensowenig Konsequenzen wie das Pogrom vom 9. November 1938. Dass er meinem Vater das Zusehen untersagte, wie Mobiliar jüdischer Anwohner in die Neißة geworfen wurde, wird man kaum als Distanzierung, sondern eher als allge-

meine Erziehungsmaßnahme gegenüber einem Dreizehnjährigen bewerten können, der seine Nase nicht in Dinge stecken sollte, die ihn nichts angehen.

Nichts ist schwerer zu konstruieren als das Alltägliche, das Normale. Möbel, Hausrat, alle Artefakte, die uns in unserem Lebensvollzug nahe sind, hinterlassen selten Spuren, und noch seltener wird von den auf die Haupt- und Staatsaktionen der Politik – oder auf Anpassung und Widerstand im NS – fixierten Allgemeinhistorikern nach ihnen gesucht. Genau diese alltagsgeschichtliche Lücke geschlossen zu haben, begründete in den 70er Jahren den überwältigenden Erfolg von Walter Kempowskis Familienroman ‚Tadellöser & Wolff‘ und der späteren Verfilmung durch Eberhard Fechner.<sup>10</sup> Es war eine nicht nostalgische, sondern mikrohistorische Wiederbegegnung mit authentischen Rahmen einer bürgerlichen Existenz, die in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften noch bis in die 50er Jahre prägend war – auch, was die Verstrickung in den NS und die Folgen davon, betraf. Mein mütterlicher Großvater Arthur Lehmann rauchte dieselbe Zigarrenmarke wie Walter Kempowskis Vater in seinem Roman: Loeser & Wolff, Berlin/Elbing. Es war ein typisches industrielles Massenprodukt.



**Abbildung 1.16**

Tadellöser & Wolff, diese Zigarre. Hier Ausstellungsobjekt in einer Kempowski-Schau. [Quelle: [http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Kempowski\\_Loeser\\_und\\_Wolkff.JPG](http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Kempowski_Loeser_und_Wolkff.JPG) (2.9.2014).]

Der Wohnstandard der Lehmanns in der Winzerstraße war für die Zeit gehoben und mit dem bescheidenen Angestelltengehalt von Arthur Lehmann nicht erreichbar. Die Miteigentümerschaft ermöglichte die Wohnung mit Küche, Bad einschließlich Badewanne und einer nicht auf dem Hausflur liegenden Toilette, einem eigenen Zimmer für jedes der beiden Kinder, Wohn-/Ess- und elterlichem Schlafzimmer. Das war bürgerlich, und meine Mutter bemerkte einmal, dass sie, abgesehen von

<sup>10</sup> Walter Kempowski, Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman, München 1971 u. ö.; Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Film von Eberhard Fechner nach dem Roman von Walter Kempowski, Deutschland/ZDF, 1975, erhältlich als DVD-Edition der Polarfilm ISBN 978-3-937163-65-9; Walter Kempowski, Eberhard Fechner, Tadellöser & Wolff – Ein Kapitel für sich. Reihe, München <sup>2</sup>1980 (Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen); Dirk Hempel, Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie, Berlin 2004 u. ö.

der ersten Etablierungszeit in der Bundesrepublik, immer in Wohnungen dieses Querschnitts gewohnt hat. Die Kunzes in der Kahnbaustelle lebten beengter. Gibt es Wege, in Wohnungen hineinzusehen? Kunzes und Lehmanns lebten wie viele andere, daher mag der Vergleich immerhin Annäherungen ermöglichen, die das Erwartbare und Typische betreffen. ‚Tadellöser & Wolff‘, die Geschichte einer Rostocker Reederfamilie von 1939 bis 1945 erzählt, war vor allem deshalb als Buch und Fernsehfilm so ein Erfolg, weil hier private bürgerliche Lebensverhältnisse gezeigt wurden. Eigentlich saß die Familie immer um den großen Wohnzimmer-Esstisch herum, redend, essend, streitend.



**Abbildung 1.17**

Streit bei Kempowskis in Rostock, 1942: Die bürgerliche Familie ist keine heile Welt ohne Spannungen, erst recht nicht im Weltbürgerkrieg. Ihre Fähigkeit zum Abfedern von Kontingenz durch Kontinuität ist eine ihrer Stärken: Wissen, wer man ist. [Quelle: <http://www.tvspielfilm.de/kino/filmarchiv/film/tadelloeser-und-wolff-1,1332834,ApplicationMovie.html> (2.9.2014).]

Auch wenn die Kempowskis des Romans 1939 bis 1945 wirtschaftlich knapp über den Kunzes und erheblich über den Lehmanns anzusetzen sind, dürften sich in ihren Lebensgewohnheiten viele Einzelheiten finden, die nicht nur individuell, sondern schichtungsspezifisch waren: gemeinsame Mahlzeiten mit der Unterhaltung über das Geschäft, die Schule – „Und, Urselchen, ansage mir frisch!“ –, die Nachbarschaft, die Verwandtschaft; familiäre Reibereien, die mit der Rollenverteilung Mann/Frau, Eltern/Kinder zu tun haben; ein besonderer sprachlicher Code, an dem die Familienmitglieder sich erkennen – „Gut dem Dinge!“ –, die kleinen außeralltäglichen Freuden wie der rituelle Sonntagsspaziergang mit den Kindern an

den Rostocker Hafen oder in den Obstbergen um Guben; die starke Erfahrbarkeit der Saisonalität durch den Speiseplan und die im Jahreslauf wechselnde Nutzbarkeit der Natur: Ausflüge im Sommerhalbjahr, Baden in der Neiße, Schlittenfahren im Winter; Verwandtenbesuche; Familienfreunde, die den Status von Verwandten einnehmen und deren Wort im Familienrat zählt. Diese privat-gesellige, kommunikative Atmosphäre wechselseitiger Selbstvergewisserung innerhalb eines festen Rollenensembles war der eigentliche Entfaltungsraum von später, norddeutsch-protestantischer Bürgerlichkeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor ihrem schnellen Verschwinden in der westlichen hedonistischen Konsumgesellschaft in

seiner zweiten Hälfte. Darin liegt die bleibende Bedeutung von Walter Kempowskis ‚Deutscher Chronik‘, deren Teil ‚Tadellöser & Wolff‘ ist: es ist nicht nur die Geschichte der Kempowskis.

Mein Vater erinnerte sich, dass seine Mutter keine herausragende Köchin abgab; dies wohl auch, weil ihre ganze Arbeitskraft im Geschäft gefragt war. Gertrud Lehmann definierte sich bis ins Alter über ihre Kochkunst, und die folgte den Gepflogenheiten des bürgerlichen Mittagstischs unter Zentralstellung der Kartoffel in der Funktion, nach der sie auf Speisekarten der DDR dann auch hieß: Sättigungsbeilage. Trotz, eher sollte man sagen: wegen aller Kompetenz in Braten und Soßen fehlte das deutsche Grundnahrungs- und Identitätsversicherungsmittel nie, und sie überließ es als in unserer Familie lebende und noch kochende Greisin der Tochter, meinen Bruder und mich mit Spaghetti zu versorgen, die sie als Inbegriff von Ernährungsunkultur und Verirrung verachtete. Meinen Lebensbedarf an gekochten Kartoffeln hat sie auf diese Weise gedeckt und übererfüllt. Quark mit Leinöl und frischen Kräutern galt in beiden Familien als brandenburgische Delikatesse: öfter mussten wir uns von eingessenen Osnabrückern und anderen Westdeutschen anhören, dass Leinöl ja wohl in erster Linie für die Holzbehandlung günstig sei. Ernährungsmediziner waren und sind jedoch stets hingerissen von diesem Sparessen, zu dem wiederum Kartoffeln gehörten.

Röschen Kunze hatte durchgesetzt, dass ihr Sohn Klavierunterricht erhält. Daher stand Hinter den Höfen ein Kastenklavier, auf dem mein Vater den üblichen Kanon der Fingerfertigkeit am bürgerlichen Musikinstrument schlechthin erlernte – mehr schlecht als recht, die Zeit fehlte ihm beim Fußballspielen. Aber für seine viel spätere Lehrerprüfung an der PH Osnabrück würde es in Verbindung mit etwas Geigengeschrammel hinreichend sein. Röschen Kunze, deren Arbeitskraft auch bei der geschäftlichen Buchführung und Kundenbetreuung gefordert war, hatte ein Küchenmädchen: weniger als Statussymbol, sondern aus schlichter Notwendigkeit. Gendertypisch spielte Gerda Lehmann Blockflöte, und das hat ihre Grundschullehrerinnenstätigkeit in den 60er Jahren und die weihnachtliche Begleitung zweier Klavier spielender Söhne erleichtert. Ihr älterer Bruder Heinz war technikinteressiert und besaß auch Technikspielzeug, über das meine Mutter leider nicht viel sagen konnte. Es wird ein Märklin-Metallbaukasten oder etwas in der Art gewesen sein. In der Flieger-HJ lernte er dann Flugzeugmodelle aus Holz zu basteln. Eines von ihnen hing im Flur der Winzerstraßenwohnung. Seine Zerstörung nach der Nachricht vom tödlichen Absturz des Sohnes im Juli 1944 soll eine der wenigen spontanen Ausbrüche Arthur Lehmanns gewesen sein.



**Abbildung 1.18**

Kiefernwald im Landkreis Guben. Melancholie Brandenburgs. [Quelle: Gubener Heimatbund, Guben, S. 283.]



©ModellbahnMarkt24

**Abbildung 1.19**

Eine Donnerbüchse aus der entsprechenden Zeit als Modell von Roco H0. [Quelle: <http://modellbahnmarkt24.de/Eisenbahn-Spur-H0/Personenwagen/ROCO-44994-DRG-Personenwagen-Donnerbuechse-KKK-Epoche-II-Spur-H0-OVP::22803.html> (2.9.2014).]



**Abbildung 1.20**

Die Mark Brandenburg als Eisenbahnlandschaft im Reichsbahn-Kalender 1933. [Quelle: Alfred B. Gottwaldt, Reichsbahn-Kalender. Die 300 schönsten Blätter aus dem Deutschen Reichsbahn-Kalender 1927–1943, Stuttgart 1978, S. 102.]

Mein Vater durfte seit Kinderzeiten Otthof, Dolzig und Glindow besuchen, was ihm als Stadtkind erheblichen Eindruck gemacht hat. Dennoch scheint die Einschätzung seiner Mutter richtig gewesen zu sein: das Land war das emotionale Gegenprogramm zur Stadt, zu der Rudi Kunze gehörte. In seinen gesprochenen Lebenserinnerungen hat mein Vater eine solche Fahrt nach Otthof mit dem Personenzug um 1935 beschrieben, der für die Strecke auf der Hauptbahn in Richtung Breslau und von Guben bis zum Haltepunkt Amtitz 12 Minuten brauchte. Obwohl die Strecke nur eine knappe Viertelstunde in Anspruch nahm, brachte sie einen Wechsel des Landschaftstyps mit sich: von dem milden Gubener Neißetal mit seinen Obsthängen hin zu offenen Feldern, unterbrochen von Kiefernwald. In seiner Erinnerung hat er nur am Fens-

ter gestanden, auch wenn dafür der abgestellte Bauchladen eines Händlers oder ein Käfig mit Hausvieh beiseitegeschoben werden musste. Er war der Herr des Lederriemens, mit dem das Schiebefenster der ‚Donnerbüchse‘, des zweiachsigen Personenwaggons mit Stehplattformen, heruntergezogen werden konnte, sofern es im Sommer nicht ohnehin offenstand.

Er beschrieb das Eisenbahnerlebnis des Auf und Ab der Telegraphendrähte neben der Strecke, die parallellaufenden und im rechten Winkel in den hellen Kiefernwald führenden Sandwege zur Verhütung von Waldbränden aus Funkenflug von der vielbefahrenen Hauptbahn. Am schwarzen Schlackebahnsteig von Amtitz begann ein Sandweg, neben dem eine Pferdewagenspur lief, der durch Birken und Kiefern nach Ottohof führte. Eine Bahnwärter-Thiel-Atmosphäre, in der die Stille nach dem abgefahrenen Zug zu hören war.

Ottahof beschreibt mein Vater als ärmliche Ansammlung von Landarbeiterwohnungen in schlechtem Unterhaltungszustand: bestenfalls 50 Quadratmeter große Wohnungen, keine Sanitäreinrichtungen, die Kinder der Familien mussten auf dem nicht ausgebauten Dachboden schlafen. Meistens besuchte er dort eine befreundete Vormann-Familie. Tiefen Eindruck hinterließ es bei ihm, wenn er an dessen Stelle morgens und abends mit einer Eisenstange an eine alte Pflugschar schlagend, das Signal zum Beginn und Ende des Arbeitstags für die Feldarbeiter geben durfte. Besuche bei den Großeltern in Dolzig prägten sich durch das Erlebnis des Schweineschlachtens und des herbstlichen Getreidedreschens ein. Ihm hätte die detaillierte Beschreibung des Schlachtvorgangs in John Steinbecks Epochenroman der amerikanischen 30er Jahre, ‚The Grapes of Wrath‘, imponiert, weil sie ähnlich detailliert ist wie sein mündlicher Bericht und zudem in dieselbe Zeit, die 30er Jahre, gehört, wenn auch in Oklahoma und nicht in der Niederlausitz. Das Dreschen war eine Familienveranstaltung, zu der auch die Städter anreisten. In seiner Armbeuge behielt er eine kleine Narbe als Erinnerung daran zurück, was passieren kann, wenn man mit einem nicht allzu scharfen Städter-Taschenmesser mit viel gutem Willen und wenig Erfahrung versucht, Getreidegarben aufzuschneiden, um sie für die Dreschmaschine anzureichen. Rudis Großvaters Emil in Dolzig ließ seinen ersten Enkel Pferdewagen fahren und zeigte ihm im Winter, wie man Heugabeln selbst herstellt und Sensen dengelt. Ausführlich hat mein Vater Emil Kunzes Pferdeverstand beschrieben, wobei der Dolziger Großvater ein wenig zum Pferdeflüsterer geraten ist.

Eine persönliche, von meinem Vater auch so wahrgenommene Ausnahme von der Normalität konfessioneller Indifferenz war seine Großmutter Berta Kunze in Dolzig. Ihre Alltagsfrömmigkeit hatte pietistische Züge. Dem Stadtjungen fiel vor al-

lem auf, dass er in ihrer Gegenwart nicht fluchen durfte. Nach ihrem Tod verstörte ihn der verwandtschaftliche Streit um das schmale Erbe, der lediglich die bedrückte soziale Lage in Dolzig spiegelte. Seinem kindlichen Auge blieben auch die tiefen Risse im Verwandtengefüge nicht verborgen. Der älteste Onkel hatte eine Braunschweigerin geheiratet, die drei Makel hatte: sie sprach hochdeutsch, war Sozialdemokratin und kinderlos.

Die Sprachfarbe des östlichen Brandenburg ist uns heute aus dem Ohr gekommen. Wer heute hört, wie Menschen in der Niederlausitz gesprochen haben, wird oberflächlich an Berlin denken, wodurch die nicht unerheblichen schlesischen Einsprengsel übergangen werden. Das hat Gründe. Das Schlesische ist uns erst recht derart fremd geworden, dass Ignaz Bubis, der 1998 der Einladung in eine meiner frühen Lehrveranstaltungen an der Universität Würzburg über die NS-Zeit folgte, über eine mich peinigende Studentenfrage nur lachen konnte: ob das, was er, der gebürtige Breslauer, sprach – ausgeprägtes Schlesisch – ‚Jiddisch‘ sei.

Der Besuch der Verwandtschaft in Glindow war arbeitsreich, denn das Havelland war Obstanbaugebiet. Hier musste mein Vater seinen Beitrag leisten, lernte dafür aber nicht nur in einem Havelsee schwimmen, sondern auch eine Ausnahmegehalt im Verwandtenkreis kennen: eine überzeugte Alt-Kommunistin und Clara-Zetkin-Anhängerin, die auch nach 1933 noch die Faust ballte.

Noch vor dem Eintritt in das neusprachliche Gymnasium für Jungen erhielt mein Vater ein Jungenfahrrad, das welterschließende Bedeutung hatte: Guben wurde in



**Abbildung 1.21**

Das wichtigste Geschenk des 14. Juli 1935: ein Jungen-Tourenrad. Kein Markenprodukt, sondern ein Eigenbau aus Einzelteilen von Erich Kunze. [Quelle: privat.]

seiner sozialen Struktur erfahrbar, das Umland mit seinen Badeseen erreichbar. Diese jugendliche Fahrradmobilität war, gemessen an heutigen Maßstäben, erstaunlich unbeaufsichtigt und selbstbestimmt.

Die Kilometerleistungen sind ebenso beeindruckend wie die langen Abwesenheitszeiten von zuhause. Die Orientierung an der Gruppe der Gleichaltrigen, organisiert in HJ und BDM, war zentral und in einem Ausmaß elternfrei, dass man die Rahmenbedingungen der nationalsozialistisch formier-

ten und durchherrschten Gesellschaft nicht vergessen darf. Gleichwohl waren die heutige Eltern nur erschreckenden Freiräume real. Dazu gehörte allerdings auch ein gar nicht so kleines Ensemble an mobilitätspraktischen Basiskompetenzen der Teenager. Fahrradreifen konnte mein ansonsten völlig unpraktischer und handwerklich ungeschickter Vater flicken, und er sah es nie lange geduldig mit an, wenn ich unter seiner Aufsicht ein Loch zu finden und abzudichten versuchte. Er hatte ein Ohr für Fahrräder: ob die Bremse schleift, die Kette nach Öl schreit oder etwas klappert, was nicht klappern darf. Dieser ansonsten eher schlampige Mann konnte mit Hingabe und Stoffresten aus verschlissener Unterwäsche Fahrräder putzen und fand Schmutz an Stellen, die ich gar nicht kannte. Er glaubte, dass es beim Auto leider nicht soetwas wie eine ideale Reisegeschwindigkeit beim Fahrrad gibt, die der Fahrer in demselben Maß direkt körperlich beeinflussen kann. Das Wort Tourenrad hatte für ihn denselben Klang wie für andere Tourenwagen. Die Niederlande imponierten ihm als Land von alltäglichen und nicht nur Sonntags-Radfahrern. Das Auto war für ihn eine hybride Mobilitätsform, das Maß der Dinge hatte zwei Räder.

Neben Otthof und Dolzig war für meinen Vater Berlin ein Ziel. Schon von Glindow aus war er mit dem Vorortzug bis Potsdam und dann mit der S-Bahn nach Mitte gefahren



**Abbildung 1.22**

Berlin, Bahnhof Friedrichstraße, Mitte der 30er Jahre. Man beachte die Loeser & Wolff-Werbung links. [Quelle: <http://www.drehscheibe-online.de/foren/read.php?17,6060315> (2.9.2014).]

In Karolinenhof lebte ein entfernter Verwandter, ein Taxiunternehmer, der mit ihm das machte, was er mit vielen Berlinbesuchern teilte: S-Bahnfahren, Wiener Schnitzel essen im amerikanisierten Schnell-Lokal, bummeln auf dem Kurfürstendamm, baden am Wannsee in der brütenden Sommerhitze. Der Geschäftsmann lebte gut und ließ für eine Feier Hummer kaufen, dessen Essbarkeit gegen Augenschein mein Vater hier vorgeführt bekam.

Es ist aufschlussreich, Mischmotivpostkarten aus Berlin von 1936 neben solche von heute zu legen. Sie zeigen in Variationen das Regierungsviertel, den Potsdamer Platz, das Brandenburger Tor und Unter den Linden, gerade so als ob nichts gewesen wäre und die Jahrzehnte danach nur in einem schrägen Roman stattgefunden hätten. Nach Ottohof fuhr mein Vater in seiner Jungenalltagskleidung: kurze Hose, Hemd, Jacke; nach Berlin in HJ-Uniform. Das habe geholfen, nicht aufzufallen, betonte er immer. Und es reduzierte, wo immer man auch war, die Unvertrautheit durch eine Zugehörigkeit, die überall galt. Ansonsten wurde in der Familie Kunze nicht verreist. Erich Kunze nahm am Reichsparteitag 1935 teil, was ihn sehr beeindruckt haben soll, vor allem wegen der Massenchoreographie, deren Teil er war.



**Abbildung 1.23**

Gerda Lehmann, Anfang der 50er Jahre, Seebad Ahlbeck. Im FDGB-Ferienheim. [Quelle: privat.]



**Abbildung 1.24**

Badefreuden der kleinen Leute. Meine Mutter wurde begleitet von der 1935 geborenen Schwester von Rudi Kunze, Marianne. Wüßte man nicht, dass das Foto in den frühen 50er Jahren aufgenommen worden ist, könnte es auch in den 30er Jahren sein. [Quelle: privat.]

Gertrud Lehmann wäre, meine Mutter stellte es immer so dar, gern, wie manche es schon konnten, in den Schulsommerferien in eine billige Pension an die Ostsee gefahren, was allerdings unterblieb. Ob es wirklich finanzielle Grenzen oder eher Vorstellungen von der Angemessenheit eines Badeurlaubs waren, kann ich nicht sagen. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre fuhren Gertrud Lehmann und ihre Tochter eine Sommerwoche in ein KdF-Heim in Ahlbeck auf Usedom. In genau dieses Haus unter anderen Hausherrn, aber wenig verändertem Ambiente sollte meine Mutter in den frühen 50er Jahren im Rahmen einer FDGB-Erholungsmaßnahme für Werktätige zurückkehren. Die Weltanschauungsdiktaturen sorgten für die Volksgenossen bzw. Mitglieder der sozialistischen Menschengemeinschaft. In den 60er Jahren wird der jährliche Langeoog-Sommerurlaub dann das bieten, was in Ahlbeck noch Staatsfürsorge war. Meine Mutter konnte sich noch genau daran erinnern, dass das blechartige Besteck des FDGB-Heims noch den Hakenkreuz-Aufdruck der KdF-Zeit hatte.

Hitlerjugend und BDM waren eine prägende Generationserfahrung. Erwartbarerweise war der paramilitärische Charakter überall präsent, aber ebenso interessant ist die Habitusentwicklung durch einen in manchen Aspekten Boy Scout-artigen Ehrenkodex, die Wertschätzung bestimmter Fähigkeiten und Fertigkeiten im sozialen und technischen Bereich, schließlich das, was wir uns Teamfähigkeit zu nennen gewöhnt haben, nachdem der Begriff ‚Gemeinschaft‘ uns aufgrund seines NS-Missbrauchs immer noch suspekt ist.

Die im zeitgeschichtlichen Bild der Hitlerjugend dominanten Merkmale, Drill und Indoktrination, waren nur zwei Aspekte der formierten Staatsjugend, die allein schon aufgrund ihrer Größe differenziert gesehen werden muss. In der Pluralität der Motive für einen bestimmten Umgang mit der Mitgliedspflicht



**Abbildung 1.25**

Werbepostkarte der SS, 1943: Für meinen Vater traf genau dieser Marsch durch die Institutionen zu. [Quelle: <http://www.dhm.de/lemo/html/nazi/organisationen/jugend/> (2.9.2014).]



**Abbildung 1.26**

BDM-Bundestracht. Nur die Arbeitsdienstuniform mochte meine Mutter noch weniger. [Quelle: <http://www.dhm.de/lemo/html/nazi/innenpolitik/bdm/index.html> (16. 1. 2015).]

gehörten und der sich nicht nur bei denen besonders zeigte, die nach 1945 als Lehrer oder mit Erziehung beschäftigt waren.

Die andere Seite dieses HJ-Stils ist der antiindividualistische und darin eben auch antibürgerliche, schichtungsspezifische Unterschiede bewusst und in mancher Hinsicht sogar hart sozialrevolutionär planierende Gemeinschaftskult, der so prägend war, dass er sich nach 1945 als Mentalitätsschatten und Sprachstil in den an Familien- und an andere diverse ‚Kreise‘ gerichteten Rundbriefen Ehemaliger hielt: „Ihr Lieben alle!“

Ich bilde mir ein, auf den Klassentreffen meiner Mutter sehr genau herausgehört zu haben, wer die vormaligen BDM-Führerinnen waren, zugegebenermaßen wusste ich es ja, aber dann funktionierte die sich selbst erfüllende Prophezeiung. Alle Lebensstilpluralisierung der westdeutschen Konsum-, Mobilitäts- und Mediengesellschaft konnte diesen Ton nicht ganz zum Verschwinden bringen: jene Mischung aus Furcht, selbstbewusster Befehlsgewalt und dem funktionierenden Appell

von Begeisterung über Indifferenz bis zum Gefühl des Zwangscharakters waren HJ und BDM ein Spiegel der nationalsozialistischen Gesellschaft. Ihre Wirkungen allein aus der ideologie- und herrschaftsgeschichtlichen Perspektive zu sehen, macht für den Kompetenz- und jugendlichen Selbsterfahrungsraum blind, der die ideologisch und herrschaftsstabilisierend bezweckte und auch funktionale HJ war. Um es provozierend zu formulieren: In der Krisenbewältigungskompetenz der politischen Führungselite der Bundesrepublik unter Helmut Schmidt im ‚heißen Herbst‘ des Terrorismusjahres 1977 erkannten viele den Habitus der jungen Wehrmachtsoffiziere von 1940: sicherlich nicht zu Unrecht. Es gibt auch einen verbindenden Stil der etwas jüngeren HJ- und BDM-Generation, zu der meine Mitte der 20er Jahre geborenen Eltern

an eingeübte Hierarchien. Für manche steckte darin eine echte Emanzipationsgeschichte von Eltern und sozialer Herkunft. Charakteristisch war und blieb die ausgeprägte Fähigkeit zur Wahrnehmung von Pflichten und persönlicher Verantwortung auch in alltäglichen Details: der Fundus an gemeinschaftsbildenden und -erhaltenden Tugenden war groß, allerdings immer um den Preis der Einordnung des Einzelnen und der Zurückstellung seiner Individualität. Sich vor etwas aus Bequemlichkeit, Unlust oder warum auch immer zu drücken, war stigmatisiert. Dieses auch den Zivilisationsbruch des NS ermöglichende soziale Kapital kam den Individuen selbst, ihren Familien, ihrem beruflichen Erfolg, aber auch der deutschen Gesellschaft in West und Ost nach 1945 zugute. Und in beiden deutschen Staaten wurden ja nicht nur Klassentreffen organisiert, sondern beachtliche Aufbauleistungen erbracht.

Bei meiner Mutter war es ein nicht überraschender Ausdruck ihrer Weltflucht, bei meinem Vater nicht unbedingt so zwingend, die stumpfe Drillroutine der HJ abzulehnen. Sie hatten beide dazu aus unterschiedlichen Gründen keine Lust und taten sich darin auch nach Bekunden ihrer Altersgenossen, die ich kannte, nicht besonders hervor. Kurz gesagt: es gab für sie beide in HJ und BDM nichts zu erreichen; sie wurden vielmehr von ihrer Privatexistenz und ihren Interessen abgehalten. Meine Mutter widerstrebte die uniformierte Lebensform an sich, meinem Vater stahl sie Zeit fürs Geldverdienen, Fahrradfahren und Lesen. Als guter Sportler konnte er einiges kompensieren, meine Mutter hasste die gemeinsamen Turnanstrengungen im BDM, vor allem dessen egalitären Zug, der charakterlich nicht dafür Prädestinierten Befehls- und Erniedrigungsmacht über andere gab. Mein Vater hat das nicht so empfunden, jedenfalls berichtete er nicht über Ähnliches aus der HJ-Jungenwelt, meine Mutter dafür um so mehr über hässliche Seiten der stramm organisierten Jungweiblichkeit. In ihrer Wahrnehmung artikulierten sich im BDM soziale Herkunftsverschiedenheiten und Bildungsunterschiede auf Kosten der noch nicht so zahlreichen Gymnasiastinnen, die einem bisweilen sadistischen Regiment kommandierender Volksschülerinnen unterstellt wurden. Mit der Volksgemeinschaft war es hier noch nicht so weit her. In der HJ-Spielschar fanden Rudi Kunze und Gerda Lehmann eine ihren Bedürfnissen entgegenkommende Nische, wobei sich meine Mutter zum Theaterspielen sicherlich mehr hat überwinden müssen als mein extrovertierter Vater.

Ganz ohne Exerzieren, Appell und Straßenumzug im Gleichschritt und mit kommandiertem Gesang ging es auch in der HJ-Spielschar nicht ab, die meiste Zeit jedoch galt dem Laienspiel. Einstudiert und aufgeführt wurden mit Vorliebe lange

Gedichte und aus ‚völkischer‘ Sicht akzeptable, das Publikum nicht überfordernde Harmlosigkeiten wie das Fastnachtsspiel ‚Der Krämerskorb‘ von Hans Sachs. Das Publikum bestand aus HJ und BDM selbst, deren Heimabende auf Fahrten aufgewertet wurden, man spielte aber auch auf Einladung in Dorfgaststätten für Dorfgemeinschaften und andere NS-Gliederungen, in KdF- und Arbeitsdienstlagern im Rahmen gelenkter Abendunterhaltung. Ab Kriegsbeginn kam die HJ-Spielschar auch in der Truppen- und Lazarettbetreuung zum Einsatz und folgte der Wehrmacht.

Meine Mutter besuchte seit 1936 das Gubener Lyceum im neusprachlichen Zweig, dessen erste Fremdsprache Französisch, die zweite Englisch war. Ihr Herz schlug seit damals für die langue de la civilisation, und sie hat es immer bedauert, dass weder mein Bruder noch ich dieser Neigung in unserer Sprachausbildung im Gymnasium folgten. Ihr Bruder Heinz verließ das Realgymnasium nach der Mittleren Reife, um eine Fliegerschule der Luftwaffe zu besuchen.

Das Französisch meiner Mutter half der Familie bei einer Reise nach Südwestfrankreich im Frühjahr 1977 zum Grab ihres Bruders, der dort auf einem riesigen Massengrabfriedhof beigesetzt wurde. Der nicht an französisch sprechende deutsche Angehörige gewöhnte Verwalter bekam zufällig mit, dass meine Mutter sich verständigen konnte, führte uns dann selbst auf das Gelände und ließ sich die Geschichte zu dem Namen auf der Grabplatte erzählen. Ich war acht Jahre alt, verstand kein Wort und auch nicht das eigenartig Bewegende daran, dass der Mann jeden von uns einzeln umarmte. Sein Bruder war als Résistancekämpfer gefallen, er war der Jahrgang von Heinz Lehmann.

Aufgrund einiger Unsicherheit, ob das die richtige Entscheidung sei, wechselte mein Vater erst nach dem Besuch der fünften Volksschulklasse 1937 auf die Oberschule für Jungen.

Die schulische Atmosphäre beherrschte, so mein Vater, eine gewisse Reibung zwischen der älteren Generation von Studienräten, die vornehmlich in den humanistischen Bildungsfächern unterrichteten – „zugeknöpften Herren“, wie er es nannte – und jüngeren Lehrern der Naturwissenschaften und neuen Sprachen, die einen kameradschaftlicheren, sicherlich auch: nationalsozialistischeren Umgangston anschlugen. Die schulischen Leistungen meines Vaters und meiner Mutter bestätigten eindrucksvoll, dass der Erfolg beim Besuch des Gymnasiums in Deutschland traditionell vom schichtungsspezifischen kulturellen Hintergrund der Eltern abhängig war und ist. Außer in Sport und Geschichte blieb Fußball-Kunze ein miserabler

Schüler, Gerda Kunze eine Musterschülerin. Mein Vater war, damals noch unüblich für einen Gymnasiasten, Mitglied im eher proletarisch konnotierten Fußballclub 1. FC Guben.

1935 war Erich und Röschen Kunzes Tochter Marianne geboren worden. Mit ihren jeweils zwei Kindern lagen die Kunzes und Lehmanns voll im demographischen Langzeittrend des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Das Familienbild wurde immer überschaubarer, die Kernfamilie als emotionaler Bezugsrahmen und Erlebnishintergrund immer wichtiger. Zugleich beanspruchte der NS-Staat die jungen Leute intensiv

und eröffnete ihnen Handlungsräume außerhalb der Familie: Heinz Lehmanns Segelfliegen in der Flieger-HJ war ein Beispiel dafür. Mein Vater betonte, dass seine häufige Abwesenheit für die HJ seinen Vater nicht störte, obwohl er den Sohn im Geschäft gut hätte brauchen können. Das machte sich so vielversprechend, dass mit Beratung des Taxi-Verwandten in Berlin dort ein Ford-LKW, ein V8 Typ 51, angeschafft werden konnte. Die Rückfahrt nach Guben war das erste längere automobiler Erlebnis.

Wenn Rudi Kunze für seinen Vater in der Kohlenhandlung arbeitete, hatte er zwei Aufgaben, die klar nach white collar und blue collar unterschieden waren: er musste mit dem Fahrrad zu Kunden fahren und Geld einkassieren oder er schaufelte und schleppte Kohlen: 50-kg-Bastsäcke. Die Kohlenhandlung erhielt die Steinkohle in offenen zweiachsigen Güterwagen der Bauart Om mit einem Ladegewicht von 20 Tonnen, die am Bahnhof schnell entladen werden mussten. Später pachtete Erich Kunze ein Ladegleis. Nur die Vierachser für den industriellen Bedarf hatten automatische Entlademechanismen, die Zweiachser mussten von Hand leergeschaufelt werden. Erich Kunze entlohnte seinen Sohn für diese Schwerstarbeit: 10 RM für ihn und seinen Schulfreund, wenn die beiden den 20-Tonnen-Waggon entluden. Auch bei der Hausauslieferung war Mithilfe gern gesehen. Erich Kunze versorgte nicht nur Privatkunden für den Hausbrand, sondern auch Wehrmachtskasernen und kleine Firmen.



**Abbildung 1.27**

Das Gymnasium, die Oberschule für Jungen, am Hamdorffplatz. In seinen Erinnerungen spricht mein Vater von einem „unschönen Gebäude“, aber da nahm er wohl die Architektur in Haftung für anderes. [Quelle: Gubener Heimatbund, Guben, S. 105.]



**Abbildung 1.28**

Ein Ford V8 Typ 51, gebaut 1938 in Köln, mit 1942 eingebautem Holzvergaser in der Verkehrsabteilung des Deutschen Museums München. [Quelle: <http://www.deutsches-museum.de/en/verkehrszentrum/collections/road-transport/utility-vehicles/ford-v8/grossansicht-des-ford-v8-lkw-typ-51-mit-holzvergaser-1938/> (2. 9. 2014).]



**Abbildung 1.29**

Das Spur-0-Diorama (1:45) einer Kohlenhandlung aus den 50er Jahren. Nicht viel anders dürfte Erich Kunzes Geschäft ausgesehen haben. [Quelle: [http://www.paulo.de/epages/15352356.sf/de\\_DE/?ObjectPath=/Shops/15352356/Products/45Ga11](http://www.paulo.de/epages/15352356.sf/de_DE/?ObjectPath=/Shops/15352356/Products/45Ga11) (2. 9. 2014).]



**Abbildung 1.30**

Offener Güterwagen Om Bauart Breslau, mit Bremserhaus, geeignet für bis zu 20 t Ladegewicht. [Quelle: [http://www.hs-merseburg.de/~nosske/EpocheII/fg/e2f\\_g130.gif](http://www.hs-merseburg.de/~nosske/EpocheII/fg/e2f_g130.gif) (2. 9. 2014).]

1939 kaufte Erich Kunze als Ausdruck seines Erfolges – er hatte in der Gubener Oberstadt eine größere Kohlenhandlung übernommen und einen zweiten LKW angeschafft, einen 1 ½-Tonner Chevrolet – ein Haus Hinter den Höfen, in der Nähe des Geschäfts: ein bungalowartiges Gebäude, das leidlich modern aussah, aber alles



**Abbildung 1.31**

Der zweite LKW von Erich Kunzes wachsender Kohlenhandlung: ein Chevrolet 1 ½-Tonner, Baujahr 1937, hier allerdings mit Aufbau und der US-Ausführung. [Quelle: <http://www.smokstak.com/forum/showthread.php?t=53578> (2. 9. 2014).]

andere als verschwenderisch war. Die Nutzfläche dürfte die der Lehmannschen Vier-Zimmer-Wohnung nicht übertroffen haben, aber es war ein freistehendes Einfamilienhaus und lag nur fünf Gehminuten von der Winzerstraße entfernt. Die beiden Firmenwagen und seine Arbeitskraft vermietete Erich Kunze zusätzlich an die Wehrmacht, die Ende der 30er Jahre im Zuge der NS-Aufrüstung und Kriegsvorbereitung auch rund um Guben Kasernen bauen ließ. Vor und nach der Tätigkeit im eigenen Geschäft fuhr er Ziegel. Er profitierte unmittelbar von Hitlers Aufrüstung.

So wie meine Eltern ihre Schulerfahrung in zwei verschiedenen Gymnasien schilderten, war ihr Unterricht nicht der Raum nationalsozialistischer Formierung, auch wenn es dort bekanntermaßen nationalsozialistische Lehrer gab. Das machte die Schule nicht zu einem Ort außerhalb der NS-Alltagswirklichkeit, legt aber einmal mehr die Frage nahe, wie diese funktionierte. In Kempowskis ‚Tadellöser & Wolff‘ erlebt der Erzähler eine unmittelbare und zynische Indoktrination durch einen seiner Studienräte, die zugleich einen antibürgerlichen Reflex hat. Das scheinen meine Eltern nicht erfahren zu haben, was für sich genommen nichts aussagt, aber das Interesse darauf lenken kann, wie unterschiedlich Erfahrungen unter dem Dach der NS-Herrschaft sein konnten, die wir uns in der historischen Rekonstruktion bei weitem zu homogen und konsistent vorstellen. Das gilt auch für die nationalsozialistische Schule, wobei schon dieser Begriff ein Fragezeichen verdient. Sicher: Alle deutungsrelevanten Schulfächer waren besonders verdächtig, den Nationalsozialismus im Bewusstsein zu verankern, ihn in den Verlauf der Geschichte, Kultur und Politik sinnstiftend einzuordnen.



**Abbildung 1.32**

Eine Nil-Zigaretenschachtel aus Blech, 50er Jahre. [Quelle: <http://storage.supremeauction.com/flash/ebay2/17/66/41/17664192/26124168v.jpg> (2.9.2014).]

Auf dieser Linie mag der Geschichtsunterricht meines Vaters gelegen haben, erteilt von einem schon älteren deutschnationalen Lehrer, der sicherlich das Seine dazu beitrug, eine Kontinuität von Luther zu Hitler zu konstruieren. Aufgrund eines England-Spleens behandelte er aber auch englische Geschichte in Grundzügen und soll über den Kriegseintritt Großbritanniens nach dem deutschen Überfall auf Polen tief deprimiert gewesen sein. Aufmärsche von NS-Gliederungen vor der Stadt- und Hauptkirche, in der er jeden

Sonntag den Gottesdienst besuchte, kritisierte er im Unterricht offen. Mein Vater besuchte ihn nach seiner Heimkehr aus der UdSSR in Guben, und dazu gehört auch die Geschichte, dass er dem Ruheständler eine Blechschachtel im Westen noch erhältlicher Nil-Zigaretten mitbrachte, die der Studienrat schon damals geraucht hatte.

Aufgrund seiner eigenen späteren Praxis als Lehrer kam mein Vater häufiger auf seine eigene Schulzeit vor 1939 zurück, um Schlüsse für die Behandlung der NS-Zeit in seinem Geschichtsunterricht und in der Lehrerausbildung zu ziehen. Dabei war ihm wichtig herauszuarbeiten, dass es weniger im engeren Sinn nationalsozialistische Themen wie Abstammung, Rasse und ‚Volklichkeit‘ waren, die zu einer bestimmten Sicht auf die Welt führten oder gar erzwungen wurden. Für prägender hielt er die Behandlung des gewohnten preußisch-deutschen Schulkanons im nationalsozialistischen Sinn, die Interpretationsarbeit an einer nationalsozialistischen Zivilreligion, in der die meisten Bildungswerte des Bildungsbürgertums Platz fanden. Wenn man nicht nach Heinrich Heine oder nach Heinrich Mann und so manchem anderen fragte. Und man fragt auch nicht nach dem, was man nicht kennt. Die meisten sowjetischen Kriegsgefangenenlager und selbst einige Gefängnisse im regulären sowjetischen Strafvollzug verfügten über Bibliotheken, und mein Vater hatte die Zeit, in russischer Übersetzung, oft aber auch im Original, kennenzulernen, was seine Schulbildung ihm vorenthalten hatte.

Wie drang Hitlers Herrschaft sonst in die Familien Kunze und Lehmann vor? Röschen war Mitglied in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt NSV und engagierte sich in der Nachbarschafts- und Altenhilfe. Dies sollte nicht zu schnell als berechnende Kundenpflege eingeordnet werden. Die Sozialaufsteigerin aus eigenem Entschluss hatte eine caritative Ader, deren Wirkungsrichtung weniger mit der NS-Weltanschauung als mit der Erfahrung gelebten sozialen Zusammenhalts in der Kahnbaustelle zu tun hatte. Beide

Familien besaßen einen Volksempfänger – besonders wichtig für die Übertragung der Berichte von der Olympiade in Berlin 1936 –, beide hielten die gleichgeschaltete



**Abbildung 1.33**

Das 1908 eingeweihte Lyceum, später Oberschule für Mädchen: eine gediegene Vorstadtidylle für wenige. [Quelle: Gubener Heimatbund, Guben, S. 159.]

Gubener Lokalzeitung, die Gubener Zeitung, die bis in den Februar 1945 erscheint. Aber was sagt das aus? Vielleicht ist die Frage nach der Durchherrschung der Gesellschaft im Sinne eines Vordringens des Nationalsozialismus auch in Familien von oben nach unten ebenso einseitig und zirkelschlüssig wie die nach der ideologischen Stabilisierungs- und Implementationsfunktion der Schule. Möglicherweise lässt sich das für die NS-Gesellschaft charakteristische Nebeneinander unterschiedlicher Geschwindigkeiten der nationalsozialistischen Durchformung besser verstehen, wenn man auf die Freiräume innerhalb dieses Prozesses achtet, in denen Menschen über sich selbst bestimmen. Trotz aller totalitären Bemühungen um den Neuen Menschen hat auch der NS-Tag 24 Stunden und zu keinem Zeitpunkt zwischen 1933 und 1945 konnte die Kontrolle der ‚Volksgenossen‘ Stasi-artige Perfektion erreichen. Wer nicht zu den ideologischen Hauptfeinden des NS-Staats gehörte, hatte trotz aller korporativen Anstrengungen des Regimes zur Regulierung von Beruf, Freizeit und Unterhaltung in vielen Bereichen des täglichen Lebens viel weniger mit staatlichen Eingriffen und Normierungen zu tun als ein EU-Bürger heute. Dies ist nicht nur eine Trivialität der Modernisierungsgeschichte, in deren Folge Normen und Standards und damit auch die direkten und indirekten staatlichen Interventionen im öffentlichen und privaten Raum stark zunehmen, sondern gewissermaßen die andere Seite des Funktionierens moderner Diktaturen. Ihr Erfolg beruht nicht nur auf Repression und Verführung, Selbstgleichschaltung und Bespitzelung als Formen sozialer Kontrolle, sondern, wie die DDR-Geschichte bei aller gegebenen Verschiedenheit zeigen kann, auch auf herrschaftsärmeren Nischen. Wenn sie verbaut werden, macht sich schnell bemerkbar, dass andere Formen der Selbstentfaltung und -artikulation fehlen und die Regimeakzeptanz allein durch Propaganda und die ideologische Mobilisierung gegen innere und äußere Feinde nicht mehr zu erreichen ist. Eben deshalb konnten verschiedene Seiten der NS-Realität vor 1939 auch weithin so populär sein: weil sie nicht das gesamte Bild beherrschten und das Leben noch andere Seiten hatte. Das Führer-Prinzip und Führer-Gefolgeschafts-Modell war ein politisches Aufbäumen gegen den Komplexitätstrend der technisch-großindustriellen Moderne, in der es zwar Hierarchien und, für die ‚volksgemeinschaftlich‘ gestimmten Nationalsozialisten besonders provozierend, Klassen und enorme Besitzverschiedenheiten gab, auch die Langzeitentwicklung zu mehr Konsum, mehr Technikpartizipation, mehr Mobilität. Die in der Zeitgeschichte einige Jahre geführte Diskussion um den Modernisierungskarakter der NS-Herrschaft hat viel zu stark auf die Rolle der Politik in diesem Prozess und viel zu wenig auf die soziotechnische und konsumpartizipatorische Seite gesehen. Die Lebensverhältnisse der beiden großelterlichen Familien beruhten in

jeder Beziehung auf einer massenindustriell-modernen Grundlage: eben deshalb sind sich so viele Fotos aus den 30er und 50er Jahren so zum Verwechseln ähnlich.



**Abbildung 1.34**  
Marianne und Rudi Kunze, 1937. [Quelle:  
privat.]



**Abbildung 1.35**  
Gertrud, Gerda, Heinz und Arthur Leh-  
mann, 1939. [Quelle: privat.]



1939 bis 1945:

## Rained real hard and rained for a real long time

Die Darstellung des Kriegsbeginns 1939 durch meinen Vater ist, quellenkritisch betrachtet, ein anschauliches Beispiel dafür, wie spätere Informationen und Wertungen notwendigerweise eine autobiographische Rückblende überlagern. Er war im September 1939 vierzehn, das darf man weder überbewerten noch übersehen. Sicherlich wird seinen Eltern ein Zusammenhang zwischen dem Wehrmachtskasernenbau, an dem sie Geld verdienten, und Hitlers Krieg auf irgendeine Weise vor Augen gestanden haben; sicherlich nicht im Sinn einer erwarteten Umsetzung von Hitlers Programm. Um so mehr wert legte mein Vater in seinen Erinnerungen auf Ausführungen zur Verursachung des Krieges, die ausschließlich seinen Lernprozess und seine biographische Konstruktion nach 1945 und 1956 spiegeln. Zu einer Zeit, als es noch keinen Druck der political correctness, dafür aber noch um so mehr oder weniger bekennende Apologeten des Nationalsozialismus gab, ließ er in seiner Staatsexamenszulassungsarbeit über die Darstellung des Nationalsozialismus in westdeutschen Schulbüchern Anfang der 60er Jahre, schon



**Abbildung 2.1**

Bürgerliches Guben 1939. Grüne Wiese, Ecke Haagstraße. Sozial oberhalb der Lehmanns, nicht der Kunzes angesiedelt. Aber die wohnten im eigenen Haus. Die NS-Konjunktur hatte es möglich gemacht. Friedensmäßig I. [Quelle: <http://maerkischer-bote.de/blog/2011/11/15/guben-grne-wiese-am-abzweig-haagstrae/> (2.9.1939).]



**Abbildung 2.2**

Cover des Reprints eines Gubener Verkehrsplans von 1939: friedensmäßig II. [Quelle: [http://www.bb-buch.de/images/product\\_images/popup\\_images/9783935881500.jpg](http://www.bb-buch.de/images/product_images/popup_images/9783935881500.jpg) (2.9.1939).]

durch seine Wortwahl eine Position zu erkennen: Mein Vater sprach nicht vom ‚Kriegsausbruch‘, um dem Faktum nicht den Sinn eines Naturereignisses zu unterlegen. Er nannte den ‚Überfall‘ auf Polen beim Namen und war auch mit Wertungen nicht so verdächtig zurückhaltend wie viele Angehörige seiner Generation, die sich in der Öffentlichkeit am liebsten gar nicht mehr zur kollektiven und insbesondere zur eigenen Vergangenheit äußerten, und wenn doch, dann mit einer schiefen Neutralität. Hitlers Politik war für ihn ‚verbrecherisch‘, aber er sah in Hitler nicht nur den Einzeltäter, dem 60 Millionen verführte deutsche Opfer gegenüberstanden.

In der Beschreibung der emotionalen Situation im Spätsommer 1939 ging es ihm darum, vor allem die Begrenztheit der eigenen Perspektive und ihre Abhängigkeit von den sein Leben und seinen Alltag bestimmenden Kontexten sichtbar zu machen. Wer das als besonders perfide Strategie der Selbstrechtfertigung abtut, hat sonderbare Maßstäbe an die Zeitgenossenschaft. Hier hilft die unter – deutschen – Historikern so verpönte If-History, die Frage, wie es denn gewesen wäre, wenn: Selbst wenn mein Vater einen Bruchteil dessen als Vierzehnjähriger im Jahr 1939 hätte wissen können, was er später lernte, verinnerlichte, als Lehrer vertrat sowie mit einer nicht kleinen Portion Eitelkeit auch als Unterscheidungsmerkmal von seinen Generationsgenossen nach außen kehrte, was hätte das geändert? Welchen Handlungsspielraum hätte dem Jugendlichen die Einsicht in den verbrecherischen Zusammenhang von Hitlerjugend, Kasernenbau, Hitlers außenpolitischem Programm und unbedingtem Kriegswillen nicht nur für den europäischen, sondern vor allem für Hitlers persönlichen Krieg, den Rasse- und Vernichtungskrieg im Osten, gebracht, und was hätte er mit diesem Handlungsspielraum anfangen sollen?

Es mag sein, dass mein Vater, solche Einsichten einmal vorausgesetzt, konkrete Entscheidungen wie die spätere freiwillige Meldung zur Waffen-SS nicht getroffen hätte. Aber was würde das beweisen? Das Unbehagen mancher deutschen Zeithistoriker gegenüber der If-History hat für mein Empfinden psychologisch stark damit zu tun, dass sie die Retro-Moral der Adressierung von Vorwürfen an die handelnden Akteure der NS-Zeit auf der Grundlage späteren Wissens um die NS-Herrschaft als ahistorisches Identitätsprojekt der Nachgeborenen erkennbar macht. Im Sinne der Auseinandersetzung der Generationen miteinander und der Meinungsbildung über die NS-Zeit als Teil der politischen Kultur ist die anklagende Frage „Warum habt Ihr nicht ...?“ legitim, so lange sie nicht mit historischer Rekonstruktion verwechselt wird. Klar muss allerdings auch sein, dass das Bemühen um das Aufzeigen von Kontexten und Abhängigkeiten, nichts entschuldigt. Verstehen zu wollen heißt nicht: zu entschuldigen.

Der Kriegsbeginn im September 1939 rief, so mein Vater in seinen Erinnerungen, in seinem Umfeld nicht nur individuell, sondern nach Generationen verschiedene Reaktionen hervor: sportliche Spannung und Begeisterung bei seiner Altersgruppe der Teenager, eine gewisse sorgende Ratlosigkeit bei den Eltern, tiefe Depression bei manchen Überlebenden des Großen Krieges. Marschmusik, erste Siegesmeldungen und vor allem Luftkriegsübungen waren für sie keine erfreuliche Ablenkung vom Alltag, sondern die Aktualisierung eines Traumas. Trotz Lebensmittelkarten blieb die Versorgungslage in der

Kohlenhändlerfamilie mit ihren vielfältigen Geschäftsbeziehungen unverändert, und zunächst waren die Gefallenen-Anzeigen in der Gubener Zeitung, an die sich die Leser nun gewöhnten, die Toten der anderen. Erich Kunze wurde noch nicht eingezogen, sondern fuhr mit seinen beiden LKW als Zivilist in einer Fahrbereitschaft bis 1943 für die Wehrmacht und konnte nebenher weiterhin in seinem Geschäft arbeiten. Sehr genau registrierte mein Vater, dass der Sieg über Frankreich, vor allem die Besetzung von Paris, die Älteren dann doch begeisterte. Der zutiefst zivilistische Arthur Lehmann war bereits im August 1939 zur Wehrmacht eingezogen worden und lag, ohne selbst zum Einsatz zu kommen, in einer Kaserne in Gubinchen bei Guben und wurde bald nach dem Polen-Feldzug wieder entlassen.

Dass an diesem Krieg alles anders sein würde als im letzten Weltkrieg, hatte sich nicht nur an der massiven Aufrüstung und Militarisierung des deutschen Alltags gezeigt. Die Angst vor den Möglichkeiten des modernen Bombenkriegs aus der Luft – in Großbritannien gab es dafür den Begriff *air scare* – war kein Thema für militärische Experten, sondern weitverbreitet. Der strukturellen Technisierung des Alltags entsprach eine totale Technisierung und Industrialisierung der Kriegführung – zumal im Kampf der ideologischen Systeme bedeutete das die Aufhebung des Unterschieds zwischen Front und Heimat, also: totalen Krieg. Gestern Guernica – morgen Lübeck.



**Abbildung 2.3**

Guben, Crossener Vorstadt, Lindenstraße 1939. Im Hintergrund der Bismarck-Turm. Offiziere der kurz vor dem Krieg gebauten Mückenburger Kasernen wohnten hier. Friedensmäßig III. [Quelle: <http://maerkischerbote.de/blog/2008/03/22/guben-lindenstrasse-mit-bismarckturm/> (2.9.1939).]



**Abbildung 2.4**

Arthur Lehmann im August 1939: er ist vierzig, nicht sechzig Jahre alt, auch wenn man das dem Bild nicht entnehmen kann. Ein unglücklicher Zivilist in Uniform mit Magenbeschwerden. [Quelle: privat.]

1940, mitten in der Blitzkriegszeit, unternahm mein Vater mit einem Schulfreund eine jungentypische große ‚Fahrt‘: eine Fahrradtour von Guben nach München mit seinem Seidel & Naumann-Tourenrad. Das finanzielle Budget über Zelte, Proviant und Lebensmittelkarten hinaus, erarbeitet durch Mithilfe im Kohlegeschäft, für die auf drei Wochen angelegte Tour betrug 60 RM. Sein Freund steuerte 50 RM bei. Als hilfreich erwies sich die HJ-Uniform. Die erste Etappe führte bis Freiberg/Sachsen, nach einer Übernachtung in einer Jugendherberge mit karger Verpflegung von Kommissbrot, Vierfruchtarmelade und Malzkaffee ging es am nächsten Tag am Rand des Erzgebirges über Chemnitz nach Hof. Dort war die Jugendherberge bereits von der Wehrmacht beschlagnahmt und zum Lazarett umgebaut, so dass der Weg in ein kirchliches Obdachlosenaysl mit

abendlicher Bibellesung und Chorälen führte, bei der sich die beiden Hitlerjungen fehl am Platz fühlten. Die nächste Station war Nürnberg mit einem kurzen Blick auf die Ehrwürdigkeiten, übernachtet wurde in einer Jugendherberge in Schwabach. Der nächste Tag endete in Ingolstadt in einer Wehrmachtstkaserne. Hier ebnete die HJ-Uniform und vielleicht die kleine Übertreibung, sie seien aus Berlin, den Weg für eine kostenlose Übernachtung mit sehr guter Verköstigung aus dem Kochgeschirr. Und dann kam München, das für meinen Vater zeitlebens leuchtete, auch wenn er es zum ersten Mal sah, als die Münchner Regimenter, die am Frankreich-Feldzug teilgenommen hatten, in die Stadt zurückkehrten, so dass eine Unterbringung auf Wehrmachtskosten schwierig wurde. München war für meinen Vater der Inbegriff für das ganz Andere: natürlich anders als Guben, aber auch anders als Berlin. Was immer er über München zu sagen hatte, war Bekenntnisprosa, und ich hätte ihm einen Wunsch erfüllt, wenn ich dort studiert und einen noch größeren, wenn ich mich beruflich dort etabliert hätte. Die Stadt, ihre Lage und das, was er als ihren Puls sah, war sicherlich mindestens so sehr Projektion wie An-

schauung – aber warum, wenn nicht, um in vorausgreifender Zuneigung bestätigt zu werden, wäre er auch sonst gerade dorthin gefahren? Auch die Mücken beim Zelten an der Isar konnten ihn nicht beirren. Die Mischung aus Karneval und Volkstheater, Bierlaune und Siegestaumel, mit dem die heimkehrende Wehrmacht begrüßt wurde, passte, wie mein Vater selbstkritisch angemerkt hat, so wunderbar in das Genre-Bild von der ‚süddeutschen Vitalität‘, die zu sehen und zu lieben er ja gekommen war.

Der Fahrradfahreralltag holte die beiden Touristen mit einem Mantelriss beim Rad seines Freundes wieder ein. Selbst ein kontaktiertes HJ-Heim konnte keinen Bezugsschein für einen Fahrradmantel beschaffen und riet zur Heimreise mit der Bahn. Das ging gegen die Ehre und setzte die bastlerische Kreativität frei. Der lecke Reifen wurde mit dem dünnen Tragegurt eines Fotoapparats notdürftig bandagiert: eine echte Kriegslösung, begrenzt alltagstauglich, aber fahrfähigkeits-erhaltend. Langsamer als auf der Hinfahrt begann die Rückreise auf ansonsten verkehrleeren Straßen über Regensburg, Eger und das 1942 bis 1945 Tetschen-Bodenbach heißende tschechische Děčín an der Elbe. An jedem Zielort war das, was vom Riemen übrig war, als Notverband neu anzulegen. Die körperlich härteste Strecke führte mittelgebirgig über Dresden zurück nach Guben. Der Lederriemen tat seine Pflicht, das Fahrerlebnis war perfekt, parallel zu Hitlers Griff nach Europa. Dazu gehörte auch, dass von den mitgenommenen 60 RM Rudi Kunze 10 RM seinem Vater wieder ablieferte.

Fahrradversessen wie mein Vater war, fuhr er mit seinem Rad nach einigen Tagen in Guben für den Rest der Sommerferien zur Verwandtschaft nach Glindow – und zurück. Der Autoroutenplaner ViaMichelin rechnet für eine Strecke Guben-München 640 Kilometer, für eine Strecke Guben-Glindow 173 Kilometer aus.

Genrehafter geht es kaum. Rudi Kunze und Gerda Lehmann lernten sich in der gemeinsamen Tanzstunde des Lyceums und der Jungen-Oberschule kennen. Der Krieg setzte etablierte Gepflogenheiten außer Kraft. Da alle jungen Männer



**Abbildung 2.5**

Ein Seidel & Naumann Herrenfahrrad, Modell 1933. [Quelle: [http://www.velos.de/In\\_s\\_Museum/Fahrrader/fahrrader.html](http://www.velos.de/In_s_Museum/Fahrrader/fahrrader.html) (2.9.2014).]

nach und nach an die Front gingen, galt auch die Regel nicht mehr, dass der Tanzstundenpartner aus der Klasse über seiner Partnerin zu kommen habe. Den Anlass bildete eine Jugendbühnen-Aufführung im Stadttheater 1941, ausgerechnet von Sophokles' Mord-, Rache- und Leid-Stück Elektra. Rudi Kunze und Gerda Kunze fanden sich danach an einem Tisch eines Innenstadt-Cafés bei dem in der Erinnerung hängengebliebenen Konsum von ‚Seehund‘, einer jugendfreien Panscherei aus Zuckwasser mit einem Schuss Weißwein, wieder.

Mein Vater war zu diesem Zeitpunkt schon ein Provinztheater-Habitué, da die passenden Stimmen des Oberschulchors zur Ergänzung des Theaterchors herangezogen wurden und bei leidlicher Bewährung auch an Aufführungen mitwirken konnten, u. a. des Freischütz. Carl Maria von Weber blieb für ihn das Maß allen Musiktheaters, was bei mir eine etwas bockige Ablehnung dieser gesamten Kunstform zugunsten der Synphonischen und Kammermusikalischen bewirkte. Er neigte rückblickend dazu, seine Theaterleidenschaft ein wenig Christian-Buddenbrookhaft als Laster zu inszenieren, obwohl es allzu offensichtlich eine pädagogische Tu-



**Abbildung 2.6**

Heinz Lehmann 1939 als Schüler der Fliegertechnischen Vorschule Leipzig: ein Typ seiner Zeit. [Quelle: privat.]

gend seiner Auffassung vom Lehrerberuf war, junge Menschen ans Theater heranzuführen. Vor der schauspielerischen Disziplin und Leistung hatte er, was mich immer etwas ärgerte, offenbar mehr Respekt als vor der Leistung der Komponisten und der Autoren. Seine Betonung des pädagogisch Wertvollen in der Kunst ließ mich nach allem suchen, wofür das sicherlich nicht galt.

Am Tisch von Osterbergs Café interessierte Rudi Kunze jedoch erstmalig jenes Musterbild an kultiviert-adretter Mädchen-Bravheit, das meine Mutter wohl war. Die Tanzstunde brachte all diejenigen Spannungen, kleinen Krisen und begehrten Gelegenheiten, die sie zur bürgerlichen Institution hatte werden lassen. Rudi Kunze wusste das zu nutzen, und er hatte offenbar bald, so

sehr auch das nach Genre riecht, den Segen von Heinz Lehmann, des Bruders meiner Mutter, der in meinem Vater einen passenden Tanzstundenpartner für seine kleine Schwester sah. Es musste auch meinem Vater klar sein, dass es 1940 darauf nicht mehr wirklich ankam. Aber er mochte den schlanken, großgewachsenen Fliegerschüler, der anders als er selbst, geradezu die Verkörperung der Ideale der NS-Propaganda war. Heinz Lehmann konnte offenbar auch spannend vom Flugerlebnis erzählen. Als Angehöriger einer Fliegertechnischen Vorschule der HJ in Leipzig hatte er schon einige Flug erfahrung mit Segelfliegern und motorisierten Maschinen, was ihn zu einem interessanten Gesprächspartner machte. Außerdem waren seine großen flugfähigen Holzmodelle außerordentlich beliebt.



**Abbildung 2.7**

1941. Der martialisch Photographierte plante nach dem Krieg ein Ingenieurstudium im Flugzeugbaubereich. [Quelle: privat.]

In seinen Erinnerungen hat mein Vater die Wahrnehmung einer sozialen Distanz zu den Eltern von Gerda Lehmann beschrieben: anders als die Kunzes und die Bachers sprachen sie beide hochdeutsch. Arthur Lehmann war umgeben von einer Aura der Distanziertheit und Korrektheit, die nur bedingt mit seinem kaufmännischen Beruf zusammenhing. Er war wohl etwas förmlich und zurückhaltend. Als Rudi Kunze ihn kennenlernte, dürfte das Einkommen seines Vaters, ganz abgesehen vom Betriebskapital, bei weitem über dem von Arthur Lehmann gelegen haben, der vor seiner Zeit bei der Wohnungsbaugesellschaft auch als Handelsvertreter einer Zigarrenfirma gearbeitet hatte. Es ging also eher um symbolische Selbstinszenierung und Stil als um Geld, was mein Vater wahrnahm und rückblickend auf den Begriff der ‚peniblen Distinguiertheit‘ brachte.

Möglicherweise stilisierte er sich das etwas zurecht. Denn je größer der Abstand zu der Familie von Gerda Kunze, desto bemerkenswerter sein Erfolg, dort zugelassen zu werden. Bei den Lehmanns fiel ihm eine ostentative Ordentlichkeit auf. Er will sich den Spaß erlaubt haben, um es genau zu wissen, einmal probenhalber hin-

ter einen Standspiegel gefasst zu haben, um Staub zu finden, den es dort nicht gab. Gleichwohl verfiel er nicht darauf, dies spießbürgerlich und die im Vergleich großzügigere Hauswirtschaft bei sich zuhause leger zu sehen: ein Wille zur Verklärung der Lehmanns als Vorbild war überall greifbar. Engstirnig waren die Eltern von Gerda Lehmann nicht: ihren Umgang mit Rudi Kunze, wenn auch meistens mit anderen jungen Leuten, regulierten sie nicht. Dabei mag persönliches Vertrauen eine Rolle gespielt haben, auch aber das Wissen um die soziale Gruppenkontrolle von HJ und BDM.



**Abbildung 2.8**

Gerda Lehmann und Rudi Kunze, Spielsparfahrt nach Warschau Sommer 1942. [Quelle: privat.]

Die HJ-Spielschar bot dann eine willkommene Gelegenheit für ein Zusammensein. Im Sommer 1942 fand dann die Warschau-Fahrt der Gubener Spielschar statt, von deren Foto-Dokument am Rand des Warschauer Ghettos in der Einleitung die Rede war. Zahlreiche Auftritte ließen wenig freie Zeit, aber es war wohl der Beginn einer Beziehung, die nicht mehr nur Freundschaft war.

Die Besichtigung des Eingangs zum Ghetto kommentierte mein Vater so, dass schon der Anblick der Lebensverhältnisse hinter dem Zaun die Jugendlichen „ahnen [ließ], dass es den Menschen dahinter schlimm erging.“ Im Rinnstein und an Hauswänden liegende, erbärmlich gekleidete Bewohner waren Elendsbilder, aber die Funktion des Warschauer Ghettos in der Vernichtung der europäischen Juden oder

gar die NS-Judenpolitik im besetzten Polen erklärte sich aus diesem Augenschein nicht von selbst. Meine Frage an beide Eltern ging immer eher in die Richtung, warum sie ebendies nicht näher interessiert hat, worauf beide auf eine ganze Reihe von Gründen verwiesen: den Gruppendruck, die Einnordung durch die NS-Weltanschauungslehre und NS-Propaganda allüberall, die damit zusammenhängende antizipierende Erwartung, solche Fragen besser nicht zu stellen, schließlich eine gewisse Scheu bzw. sogar Scham bei der Unterdrückung anthropologischer Reflexe.

Mein Vater erwähnte in diesem Zusammenhang, dass er sich selbst gefragt habe, was passieren würde, wenn der Krieg verloren ginge. Darin steckt die Frage, was aus den Ghattobewohnern werden sollte, doch an dieser Stelle setzte die erinnernde Reflexion ebenso so aus wie angesichts des Ghetto-Tors. Ein Berliner Zeithistoriker kommentierte das Bild dahingehend, es sei ein hervorragendes Dokument für das *bystanding*, das tatenlose bis neugierige Mitansetzen von Unrecht. Das ist zutreffend, aber wieder frage ich mich, auf welche impliziten Verhaltensalternativen der Begriff abstellt: das Nichtzurkenntnisnehmen? Den wie auch immer artikulierten Protest? Dann wäre es ein moralischer, kein historischer Begriff. Auf jeden Fall überfordert er die im Bild zu sehenden Jugendlichen.

Von Warschau aus fuhr die Gubener Spielschar-Truppe weiter nach Danzig und Gdingen; nicht zu Auftritten, sondern rein touristisch und wiederum mitten im Krieg, was leicht aus dem Blick gerät. Die Hitlerjungen bekamen an Bord eines U-Boots Gelegenheit zu einer Hafenrundfahrt. In Zoppot wurde die Waldbühne besucht für eine Meistersinger-Aufführung der Berliner Symphoniker. Was für ein Gegensatz: vom Ghetto zu Wagner! Der Rückweg führte über Stettin und Berlin. Und dort gab es die ersten Berührungen mit den Auswirkungen des Luftkriegs, was für die Gubener eine neue Erfahrung war. Mit der Zunahme der Luftangriffe gab es später auch in Guben regelmäßig Luftalarm, allerdings lag die Stadt außerhalb der Flugrouten der alliierten Bomberflotten für *obliteration bombing*.

Bei seiner Rückkehr nach Guben fand Rudi Kunze noch in den Schulsummerferien 1942 seine Einberufung zur Waffen-SS in der Post. Er hatte sich im Frühjahr freiwillig gemeldet. Aus dem Motivbündel waren ihm einige Punkte besonders wichtig. Durch seine freiwillige Meldung zur Waffen-SS kam er einer Einberufung zur Wehrmacht zuvor: in der *peer-Group* der Gleichaltrigen war das prestigeträchtig, zeigte aber auch ein schwach ausgeprägtes Bewusstsein für die möglichen Konsequenzen angesichts des Kriegsverlaufs im Sommer 1942. Der Elite-Charakter der Ausbildung bei der kämpfenden Truppe, von der ein SS-Werber in seiner Oberschule berichtet hatte, zog ihn weniger ideologisch als in sportlich-körperlicher Hinsicht an, ohne dass, wie er betonte, ihn das stark ausgeprägte weltanschauliche Moment hätte abhalten können. Seine Eltern waren einverstanden, rechneten allerdings mit einem späteren Einberufungstermin, da ihr Sohn ja erst siebzehn geworden war. Da die Fakten anders waren, musste mein Vater auf ein anderes, kurz vor der Warschau-Fahrt an ihn ergangenes Angebot der HJ-Führung in Frankfurt/Oder verzichten. Dort hatte man ihm vorgeschlagen, sein schauspielerisches Talent auf einer entsprechenden HJ-Schule in Berlin auszubilden, um ihn auf eine

Schauspielerkarriere vorzubereiten. Die Prioritäten im NS-Herrschaftsgefüge waren insofern eindeutig, als Heinrich Himmlers SS gegenüber der HJ unter Baldur von Schirach den absoluten Vorrang hatte: aus einer weiteren HJ- oder Schauspielkarriere wurde also nichts.

Man sollte zumindest einen Moment versuchen, die Dinge so zu sehen, wie mein Vater sie in seinen Erinnerungen beschrieben hat: aus seiner damaligen Sicht als eine geradezu ärgerliche Idealkonkurrenz von gleichermaßen attraktiven Entwicklungsmöglichkeiten. Dann wird verständlich, warum er die Entscheidung mit Gleichmut aufgenommen haben will.

Im Geschichtsunterricht seit den 60er Jahren hat Rudi Kunze seine Zugehörigkeit zur Waffen-SS als Aufhänger benutzt, um zu charakterisieren, was Eugen Kogon in seinem ‚SS-Staat‘<sup>11</sup> erstmalig zusammenhängend beschrieben hat. Er ging auf die Geschichte dieses Arms der NS-Bewegung von der ‚Schutzstaffel‘ zur Kerntuppe des Weltanschauungskampfes und Elitetruppe im Krieg und das krakenartige Wachstum von Himmlers Imperium ebenso ein wie auf die Gründe, weshalb das Nürnberger Kriegsverbrechertribunal die SS zurecht als verbrecherische Institution des NS-Staats einstuft. Dass er zufälligerweise ausschließlich im Fronteinsatz und nicht bei der KZ-Bewachung oder beim Völkermord in den besetzten Gebieten Europas im Einsatz gewesen war, belegte für ihn nicht, dass die Nürnberger Bewertung falsch war: im Gegenteil. Er wehrte sich nur, wenn er aufgrund seiner institutionellen Zugehörigkeit persönlich als Verbrecher angesehen wurde, was in der politisch geladenen Stimmung der 70er Jahre nicht in der Schule, aber in der Lehrerausbildung an der verschlafenen Provinz-Universität Osnabrück vorkam. Noch 1986, als meine Eltern mich am Ende meines High School-Jahrs in Texas besuchen wollten, musste er, um ein Touristenvisum für die USA zu erhalten, aufgrund seiner SS-Mitgliedschaft zum US-Konsulat nach Hamburg fahren und sich dort vorstellen. Er führte, wie er erzählte, ein angenehmes Gespräch mit dem Konsulatsvertreter, in dem er das sagte, was er in der Schule auch vertrat. Die für die SS typische Blutgruppentätowierung unter dem Arm wurde er nicht los, aber er wusste unabhängig davon, wofür er sich verantwortlich fühlte. Und das konnte er auch plausibel machen. Niemand verstand besser als er, warum die USA noch in den 80er Jahren gut daran getan hätten, ehemalige SS-Angehörige einer noch viel gründlicheren Prüfung zu unterziehen: Ganz abgesehen von den noch hochaktiven Kameraden- und Weltanschauungskreisen der Ehemaligen und Unbelehrbaren, die er nach 1956 verabscheut und gemieden hat, gab es die nicht geringe Zahl der sich

---

<sup>11</sup> Eugen Kogon, Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, Reinbek 1974.

weniger exponierenden, bequem im Mainstream der bundesdeutschen Gesellschaft aufgefangenen Alt-SS-Mitglieder, an deren Überzeugungen sich über die Jahrzehnte wenig bis nichts geändert hatte. Möglicherweise hat er es mit seiner Auffassung von persönlichen Haftung hier und da übertrieben. Obwohl er bekennender SPD-Wähler war und sich eine Mitgliedschaft zu bestimmten Zeiten seiner Berufstätigkeit sicherlich nicht schädlich ausgewirkt hätte, widerstrebte ihm dieser Schritt, der für ihn wie eine Flucht vor der eigenen Vergangenheit aussah. Andere hatten da weniger Skrupel.

Am 10. August 1942 begann beim III. SS-Ersatzbataillon Totenkopf in Brünn Rudi Kunzes Zweiter Weltkrieg.

Holzschnitthaft wirkt auch der Auszug des jungen Mannes in den Krieg, aber sie wird einen richtigen Kern haben: Abschied von Gerda Lehmann bis auf weiteres und ein Vater-Sohn-Gespräch mit Erich Kunze, in dem dieser mit wenigen Worten mahnte, anständig zu bleiben und den Umgang mit „schlechten Frauen“ zu meiden. Großvater Bacher, der mit seiner Frau inzwischen in dem Kunzeschen Haus in der Kahnbaustelle wohnte, hatte sich schon anlässlich des Überfalls auf die Sowjetunion im Juni 1941 kritisch geäußert und sorgte sich nun offen, was aus der Familie angesichts eines Krieges im un-absehbaren Osten werden sollte. Großvater Bacher war ein frühes NSDAP-Mitglied und aktiv im Kriegerverein.



**Abbildung 2.9**

Rudi, Röschen, Marianne und Erich Kunze, Guben, Sommer 1942, kurz vor Rudi Kunzes Einrücken zur Waffen-SS. Der schlechte Zustand des Fotos mit seinen Knickfalten und Einstichlöchern rührt daher, dass seine Eltern meinem Vater das Bild in ein sowjetisches Kriegsgefangenenlager nachgeschickt haben. Um es nicht zu verlieren, nähte er es auf einen Geldbeutel. Das 20. Jahrhundert erfordert eine eigene Archäologie der Artefakte. [Quelle: privat.]

An dieser Stelle seiner Erinnerungen bricht Rudi Kunze einmal mehr mit der Chronologie, schweift ab und flieht in eine langatmige Nacherzählung der Stadtgeschichte Gubens. Es wirkt geradezu so, als ob er sich der Realität seiner Kriegserfahrung noch nicht direkt stellen wollte, ohne auch dazu etwas gesagt zu haben: die lehrerhafte historisch-genetische Geste wird hier zur Fluchtperspektive. Nichts von dem, was er referierte, ist originell oder bemerkenswert. Es ist bequemer u. a.

in dem hier bereits oft zitierten Bildband zur Gubener Stadtgeschichte nachzulesen. Ein Teil seiner Botschaft sollte wohl sein, dass ein Sohn dieser im 13. Jahrhundert gegründeten Stadt in den Krieg zog, nicht irgendjemand. Dann aber erfolgt der Sprung in die Realität des Weltanschauungs- und Vernichtungskriegs, dessen Teil er wird.

Am 10. August 1942 traf Rudi Kunze, angetan mit seinem Konfirmandenanzug, am Kuhberg in Brünn ein, dem Standort seines SS-Ersatzbataillons Totenkopf. Der kriegsversehrte SS-Wachposten soll gefragt haben, ob er freiwillig oder gezogen sei und riet, den hochmotivierten Rekruten etwas irritierend, nach dessen wahrheitsgemäßer Antwort, zum Besuch der Kantine zwecks Antrinkens eines heftigen Rausches. Die Begrüßung eines Uniformierten auf dem Gelände mit ‚Guten Tag‘ provozierte den ersten Anschiss der SS-Sozialisation, bei der mit ‚Heil Hitler‘ begrüßt zu werden hatte. In dieser Beziehung unterschied sich die SS als braune Revolutions-



**Abbildung 2.10**

Rudi Kunze als SS-Oberschütze in Barbezieux, Herbst 1942, mit einem MG 42. [Quelle: privat.]

garde bewusst von den traditionellen Gepflogenheiten der Wehrmacht. Ein Untersturmführer-Unteroffizier brachte die Neuen in eine als Kaserne genutzte ehemalige Schule zur Einkleidung, um Exerzierdrillich und Stahlhelm in Empfang zu nehmen und erste Erfahrungen mit dem neuen Umfeld zu machen. Rudi Kunzes Hinweis darauf, dass der Stahlhelm nicht passte, führte zu den ersten von vielen erzieherischen Liegestützen. ‚Beten‘ nannte man das. ‚Gebetet‘ wurde oft, auch andere körperlich-symbolische Strafen waren alltäglich, aber diese Schleiferei war nicht unbedingt SS-typisch. Zu lernen gab es für den in praktischen Fragen unerfahrenen Oberschüler viel: z. B. das Einschwärzen von Rohlederstiefeln, wobei soldatischer Sdismus gegenüber dem nach Bildung, Sprache und Habitus höherstehenden Befehlsempfänger dazu raten konnte, dies mit dem Handballen zu tun. Die effektive Färbung der Hand, nicht des

Schuhs ermöglichte dann einiges an schichtungsspezifischer Häme. Aber auch dies dürfte bei der Wehrmacht kaum anders gewesen sein: Schikanen waren charakterbildend. Schrankordnung und Exerzieren waren keine Stärken meines Vaters. Das Scharfschießen riss einiges heraus.

Ende Oktober folgte die Verlegung von Brünn nach Barbezieux im Département Charente. Im Rückblick betonte mein Vater, wie froh er war, dass es nach Westen, nicht nach Osten ging. Denn auch in seine Ausbildungskaserne in Brünn drangen beunruhigende Nachrichten über die Lage an der Ostfront.

In Barbezieux erfolgte die Beförderung zum Oberschützen und die Ausbildung zum Scharfschützen. Die Zeit in der Nähe des Atlantik war kurz. Als Reaktion auf die Landung alliierter Truppen in Marokko und Algerien am 8. November 1942 wurde der unbesetzte Teil Frankreichs durch deutsche Truppen eingenommen. Rudi Kunze kam in eine Stellung zwischen Narbonne und Perpignan am Mittelmeer. Da kein alliierter Vorstoß auf Frankreich erfolgte, war dies von kurzer Dauer, so dass die Einheit über Toulouse und Bordeaux in ihre Bereitstellungsräume am Atlantik zurückfuhr.

Dann ging es in den Osten. Die sowjetische Reaktion auf die deutsche Sommeroffensive 1942 seit dem 19. November 1942 führte durch den Einschluss der 6. Armee zur Stalingrad-Konstellation. Das Ziel der aus dem Westen kommenden SS-Truppen war Poltawa, der Auftrag die Zurückdrängung der Sowjets aus Charkow, um den russischen Durchbruch an der Südfront zu stoppen. Hier erlebte mein Vater zum ersten Mal Kampfhandlungen und ihre Fol-



**Abbildung 2.11**

Die Reste der 1820 abgerissenen Burg von Barbezieux, 1942 SS-Standort. [Quelle: <http://www.jedecouvrelafrance.com/f-4119.charente-barbezieux.html> (9.9.2011).]



**Abbildung 2.12**

Erich Kunze wird ebenfalls eingezogen. 1943. Arthur Lehmann ist der einzige Mann in beiden Familien, der nicht zur Truppe muss. Sein Magenleiden verhindert das. [Quelle: privat.]

gen: beim Angriff auf eine Kolchose erhielt ein Ausbildungsbekannter neben ihm einen Bauchschuss, an dem er elend starb. Aber er erhielt und nutzte auch die Gelegenheit, sich in der Übernahme von Verantwortung nach dem Ausfall eines Zugführers zu beweisen. Das EK II resultierte daraus. Mein Vater erzählte das eher ironisch relativierend und fügte eine Art von Erklärung an, in der er sein damaliges Empfinden zu dem seither Erlebten ins Verhältnis zu setzen versuchte. „Trauer“, so meinte er, sei alles, was seine Erinnerung im Rückblick beherrsche, Trauer über die Sinnlosigkeit des Ganzen, die aus jeder erlebten Einzelheit eine Facette des Grauens mache. Diese Einschätzung war auch der Grund, weshalb er die heldenseligen Kameradentreffen hasste, auf denen die alten Schlachten immer wieder und immer noch in der alten Diktion geschlagen wurden, nur sklerotisch verfestigt.



**Abbildung 2.13**

1943. Pose für die Heimat. [Quelle: privat.]

In Gesprächen mit meinem Vater habe ich ihm immer wieder die charakteristische Nicht-Kriegsteilnehmerfrage gestellt, wie die Feindwahrnehmung eigentlich funktioniert, und er unterschied für sich selbst drei Stufen oder Phasen: vor der ersten Frontberührung und Kampferfahrung habe bei ihm die ideologische Indoktrination seit HJ-Zeiten die größte Rolle gespielt. Der weltanschauliche Feind war abstrakt und allgemein. Nach dem ersten Erleben des Sterbens in den eigenen Reihen, aber auch des mit dem Kriegsverlauf wachsenden Wissens um Gefallene in Familie und Freundeskreis sowie der Anschauung von Kriegsschäden im eigenen Land sei der Feind konkreter geworden und habe bei ihm an der Ostfront eine duellähnliche Mentalität mit Aspekten stellvertretender Rache und offensiver Verteidigung. Die unmittelbare Erfahrung des Sterbens eines nahen, selbst getöteten Gegners wiederum sei für ihn dann ein Wendepunkt hin zu einer gewissen Relativierung des Feindbildes gewesen, die gegen alle Propagandabemühungen einigermaßen immun machte, weil man „wusste, wie es ist“.

Auf die Kampfphasen folgten ereignisarme Abschnitte: Verlagerung nach Bjelgorod und Stellungsleben. Eine sowjetische Offensive im Mai 1943 wurde abgewehrt. Die erneute Bewährung dabei brachte mit sich, dass mein Vater sich auf einen Wehrmachts-LKW setzen, nach Charkow fahren lassen und dort ein Sinfoniekonzert anhören durfte. Gerade solche Details waren, wenn mein Vater mir von seinem Zweiten Weltkrieg erzählte, immer von besonderer Irrealität. Er muss meinem Bruder übrigens in den späten 60er Jahren mehr vom Krieg erzählt haben als später mir. Mit mir sprach er öfter die Gefangenschaft, nach der SS-Zeit an der Ostfront musste ich ihn fragen.

U.a. wollte ich auch wissen, wie er die Sowjetunion im Krieg wahrnahm. Auch wenn man seine trotz der elf Jahre Zwangsaufenthalt entwickelte Russland-Zuneigung berücksichtigt, ist es bemerkenswert, dass er immer betonte, wie augenscheinlich falsch ihm schon vor 1945 die Goebbels-Propaganda erschien. Das, was er von der sowjetischen Gesellschaft im deutschen

zu ihrer Vernichtung geführten Krieg sah, war vor allem weit weniger rückständig als er selbst erwartet hatte. Die Kriegsschäden waren deshalb so verheerend, weil sie eine industrielle und Mobilitäts-Infrastruktur betrafen, deren Ausmaße meinen Vater noch im Zustand ihrer Zerstörung beeindruckten. Überall habe man die gigantischen Anstrengungen der stalinistisch-totalitären Großindustrialisierung erkennen können. Auch die Kolchosen seien oft agroindustrielle Komplexe mit hoher Motorisierung gewesen, denen gegenüber die Güter in der östlichen Mark Brandenburg kleinteilig und unmodern wirkten.

Das Leitartefakt in seinem Bild der sowjetischen industriellen Moderne war der Panzer T34, vor dem er größten Respekt hatte: robust, extrem belastbar, simpel in Konstruktion, hocheffizient. Vor allem: nach Stückzahl jedem deutschen Aufgebot gewaltig überlegen. Aber auch das, was von Großspur-Verschiebehöfen übriggeblieben war, muss sich ihm eingepägt haben. Seinem Eindruck nach führten hier zwei unterschiedliche Typen von Industriegesellschaften gegeneinander Krieg. Interessanterweise erinnerte er sich an diese Eindrücke anlässlich unserer Fahrt durch



**Abbildung 2.14**

Erich Kunze, Röschen Kunze, Marianne Kunze, Rudi Kunze. Guben, 1943. Fotographienbild einer durchschnittlichen Kriegsfamilie. [Quelle: privat.]



**Abbildung 2.15**

Ein sowjetischer T34 aus der Baureihe 1944.  
[Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/T-34>  
(9.9.2011).]

die riesigen marine-industriellen Komplexe um Corpus Christi, Texas, im Jahr 1986. Er erkannte manche Ähnlichkeit weniger im Detail als in der Struktur.

An der Panzerschlacht im Kursker Bogen im Juli 1943, nach deren Abbruch die Initiative an der Ostfront endgültig an die Sowjets überging, nahm mein Vater nicht teil, und das rettete ihm wahrscheinlich das Leben. Drei Viertel seiner Einheit wurden bei Kursk aufgerieben. Rudi Kunze fuhr mit anderen ‚Führerbewerbern‘ nach Prag zum ‚Führerlehrgang‘.



**Abbildung 2.16**

Gerda Lehmann und Rudi Kunze, Schützeninsel Guben, 1943. [Quelle: privat.]



**Abbildung 2.17**

Gerda Lehmann, Heinz Lehmann, Burg bei Magdeburg, Juni 1944. Die letzte Begegnung der Geschwister. [Quelle: privat.]

Der Gegensatz zwischen Front und dem friedensmäßigen Prag wollte verarbeitet sein, wozu wenig Zeit blieb, denn auf dem Truppenübungsplatz Kammwald bei Pilsen begann die Ausbildung. Dort holte meinen Vater das Theater in Form einer truppenbetreuenden Schauspielerguppe ein, unter ihnen der UFA-Filmschauspieler Karl John. Rudi Kunze sprang für einen erkrankten Confroncier ein. Danach bekam der frisch Beförderte Offiziersanwärter zum ersten Mal Heimaturlaub nach Guben, traf Gerda Lehmann und nahm an einer Hochzeit in der Verwandtschaft teil. Den Trauungsgottesdienst in der Stadt- und Hauptkirche besuchte er nicht, den Erwartung an SS-Personal entsprechend. Das war, wie er selbst später zugab, feige. Förmlich aus der Kirche ausgetreten ist er jedoch nicht, obwohl auch dies erwünscht war. Fragen dieser Art relativierten sich nach Stalingrad.

Von Guben fuhr Rudi Kunze zur SS-Junkerschule nach Klagenfurt, wo neben dem Formaldienst Unterricht in Strategie und Taktik, Politik und Sport stattfand. Letzteres kam meinem Vater sehr entgegen, und man kann staunen, dass angesichts des Kriegsverlaufs sein Weitsprungtalent gefördert wurde. Birkenau, Kursker Bogen und Weitspringen in Klagenfurt: Parallelwelten des einen Zivilisationsbruchs. Röschen Kunze und Gerda Lehmann besuchten meinen Vater sogar in Klagenfurt im Frühjahr 1944, auch diese Form der privaten Mobilität war im totalen Krieg möglich. In der Festung Josephstadt nördlich von Prag wurde der theoretische Teil des Lehrgangs abgeschlossen, Rudi Kunze mit 19 Jahren förmlich zum Untersturmführer befördert. Damit war er in die Führer-Reserve der Waffen-SS aufgestiegen.

Im Juli 1944, zufälligerweise zwei Tage nach dem 20. Juli, kam Unterfeldwebel Heinz Lehmann bei einem Routineflug mit einer HE-111 ohne Feindeinwirkung in Frankreich ums Leben. Gerda Lehmann hatte ihren Bruder bei einem Lehrgang in Burg bei Magdeburg



**Abbildung 2.18**

Burg bei Magdeburg. Heinz Lehmann (mit Fliegerkappe und Tornister) als Teil der Besatzung einer Luftwaffen-HE 111 [Quelle: privat.]

im Juni noch gesehen. Die Lehmanns fielen in eine Schockstarre. Der zu Magenentzündungen neigende Arthur Lehmann wäre seinen Koliken fast erlegen. Dieser Todesfall war ein so zentraler Bezugspunkt in der Erinnerung meiner Mutter, dass alle weiteren Härten und Schicksalsschläge wie konsequente Folgen dieses ersten erschienen: Verlust des Bruders, zu dem sie ein besonders enges Verhältnis hatte, Verlust des Elternhauses und der gesamten Gubener Lebenswelt und die unabsehbare Gefangenschaft Rudi Kunzes.

Gerda Lehmann bestand in genau dieser Zeit ihr durch Lehrermangel bedingtes Notabitur am Gubener Lyceum und nahm das kaum wahr. Sie hat sich oft bemüht, diesen Zustand von Wirklichkeitstrübung zu beschreiben: einerseits eine gedämpfte Herabgesetztheit des Empfindens bis zur Gleichgültigkeit, andererseits eine nervöse Überreiztheit, völlige innere Leere bei mechanischem Abspulen der Alltagspflichten, ein grauer Schleier über allem oder die Wahrnehmung der Welt als Negativ im Schwarz-Weiß-Gegensatz, das Neben-sich-Stehen im Sinn einer Selbstbeobachtung wie von außen. Ich habe meine Mutter gefragt, ob sie sich vorstellen könnte, dass es doch den Opfern des Nationalsozialismus genauso und viel schlimmer gegangen ist und ob sie sich in diese hineinversetzen könne. Ihre Antwort war einfach: das mache auch keinen mehr lebendig, ob Hitler-Gegner oder jemanden, der für Hitlers Ziele gestorben ist – aber: Ja, heute.

Auf das Abitur folgte nicht wunschgemäß das Studium der Medizin in Berlin oder Leipzig, sondern die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst in Guben. Wie schon im BDM konnte Gerda Lehmann hier die Erfahrung machen, dass ein Bildungsvorsprung in den NS-Gliederungen einen Nachteil bedeuten konnte. Die Abiturientinnen konnten fest damit rechnen, die unattraktivsten Arbeiten übernehmen zu müssen. Die Atmosphäre im Gubener RAD, dominiert von sexuell selbstbewusst auftretenden rheinländischen Proletarierinnen auf der Suche nach Anschluss, stieß sie ab, nicht so sehr der stumpfsinnige Putz- und Spüldienst in den Kantinen kriegswichtiger Gubener Tuchfabriken. So wie sie es später darstellte, entwickelte sie hier erstmalig die Fähigkeit, Krankheit als Waffe einzusetzen. Tatsächlich wurden bei ihr, abgesehen von Migräne, die Symptome einer Schilddrüsendysfunktion festgestellt, an der sie, medizinisch interessiert, wohl Felix-Krull-artig gearbeitet hatte, so dass der Arbeitsdienst Episode blieb.

Weihnachten 1944 erhielt Rudi Kunze nochmals Urlaub und verlobte sich in Guben mit Gerda Lehmann. Als sein Verlobungsring musste der Ehering eines seiner Großväter herhalten. Angestoßen wurde mit Champagner, den Heinz Lehmann auf seinem letzten Urlaub aus Frankreich mitgebracht hatte. Im Januar 1945 brach mein

Vater ins westpreußische Deutsch Eylau, polnisch Iława, zu seiner Einheit auf, die inzwischen nach Ungarn verlegt worden war. Auf dem Weg dorthin stieg er verbotswidrigerweise nochmals in Guben aus dem Zug, um einige Stunden mit seiner Verlobten zu verbringen. Nach einer, wie er sagte, filmreifen Abschiedsszene auf dem Gubener Bahnhof – Bahnhöfe haben in unsere Familie immer eine besondere Rolle gespielt – erreichte er über Wien sein Regiment in Ungarn und wurde als Kompanieführer eingeteilt. An der unmittelbaren Abwehr des sowjetischen Vorstoßes auf Budapest, das am 13. Februar 1945 auf dem Weg nach Wien genommen wurde, war er nicht beteiligt, da der Bataillonskommandeur Rudi Kunze als Adjutant in den Bataillonsstab geholt hatte. Den Grund für diesen Posten sah er darin, dass er sich beim Aufmarsch in Bereitstellungsräume unter widrigen Witterungsbedingungen empfohlen hatte. Vor allem bedeutete es, nicht mehr vorn in der Hauptkampflinie zu stehen – und sich in die Galerie der gefallenen Kompanieführer einzureihen. Die Sowjets trieben nun die deutschen Truppen bis zur österreichischen Grenze geradezu vor sich her. Die Kommunikation zur Artillerie, soweit sie überhaupt noch vorhanden war, konnte nicht mehr aufgebaut werden: es war Flucht.

Auf der österreichischen Seite wurde mein Vater für bereitgestellte Volkssturm-Männer zuständig, ältere niederösterreichische Weinbauern, für die nicht einmal mehr Verpflegung vorhanden war, so dass mein Vater sie nachhause schickte. Die nächste Station war der Wiener Flughafen Schwechat. Hier schoss mein Vater mit der Panzerfaust einen T34 ab: ein Bild, das ihn lebenslang verfolgen würde. Ohne eine leichte Splitterverletzung von dem Panzerabschuss wäre Rudi Kunze wahrscheinlich schon zu diesem Zeitpunkt in sowjetische Gefangenschaft gekommen. Durch Zufall nahm ihn ein Krad-Fahrer im Prater in seinen Beiwagen und brachte ihn über die Donaubrücken in Sicherheit. Die Zeit der Endkämpfe um Wien im April 1945 erlebte mein Vater nicht, er war im Lazarett in Stockerau.

Als er Mitte April zu seinem Bataillon zurückkam, musste er feststellen, dass sich ausnahmslos alle älteren SS-Führer abgesetzt und die Truppe sich selbst überlassen hatten. Kein einziger Offizier war mehr vor Ort. Der Jüngste und Rangniedrigste war nun verantwortlich für die Übergabe von 350 Mann an die Sowjets. Der Moment war da. Geschossen wurde nicht mehr, am Rande eines Feldwegs kam ein sowjetischer Offizier auf meinen Vater zu, und sagte in gut verständlichem Deutsch: „Jetzt sind sie da, die Mongolen.“ Damit endete für meinen Vater der Zweite Weltkrieg.

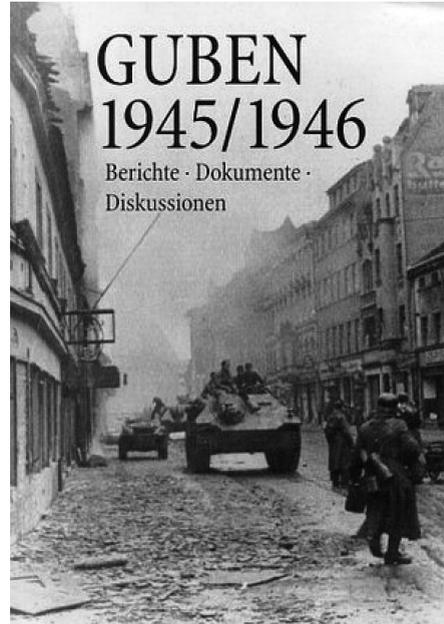
Meine Mutter und ihre Eltern sowie die Kunzes waren im frühen Februar 1945 vor den vorrückenden sowjetischen Truppen nach Glindow im Havelland geflohen. Am 7. Februar 1945 hatte die Wehrmacht die Zivilbevölkerung zum Verlassen der Stadt aufgefordert: viel zu spät. Wie so viele andere im Osten luden auch sie überlebenswichtige Habseligkeiten auf altertümliche Leiterwagen mit kutschenartigen Rädern, in Erich Kunzes Kohlenhandlung gab es davon noch einige, die allerdings seit langem funktionslos waren, und schlossen sich angesichts des zusammenbrechenden Bahnverkehrs dem unendlichen Strom nach Westen im Treck an. Der gesamte Hausstand in der Winzerstraße und Hinter den Höfen blieb zurück. Glindow erwies sich zufällig als gut gewählter Fluchtort abseits des letzten Kampfgeschehens, der Zug wurde auch nicht angegriffen.

Aber auch meiner Mutter brannten sich die endzeitlichen Bilder der Flucht ein: vergewaltigte Frauen und Mädchen, vereinzelt, herumirrende Kinder ohne Eltern, Eltern auf der verzweifelten Suche nach ihren Kindern, am Straßenrand aufgehängte Zivilisten und Soldaten, denen die Absetzung von ihrer Truppe missglückt war, zurückgelassene oder zurückgebliebene Alte, die nicht mehr weiterkonnten oder -wollten, Verwundete und Sterbende ohne jede Hilfe, Kinder gebärende Frauen auf den Holzwagen und die ersten Lebensschreie eines Neugeborenen vor dem Hintergrund dumpfen Artilleriedonnern, Pferde- und Tierkadaver in den Straßengraben, Gehöfte, über denen eine Wolke von Leichengeruch hing. Und noch immer fanatisch-mörderische Regimeträger, gefährlich im Vernichtungs- und Untergangsrusch.

Alle hatten damit gerechnet, dass der magenleidende Arthur Lehmann die Flucht nicht übersteht, aber er hielt durch. Viele der Bekannten aus der Generation meiner Eltern hatten Ähnliches und Schlimmeres erlebt. Meine spätere Patentante, gebürtige Danzigerin, war mit anderen über die Ostsee evakuiert worden und muss dabei Kampf- und Todesszenen erlebt haben, auf die sie zeitlebens mit einer Erinnerungsblockade reagierte. Die Fahrt endete in einem dänischen Internierungslager, und das einzige, was sie von der Ankunft dort erzählte, war, dass die Überlebenden, im Sand sitzend, ohne weitere Anleitung spontan den Choral „Nun danket alle Gott“ sangen. Martin Rinckarts Choral stammt aus dem Jahr 1647: vom Ende des ersten Weltbürgerkriegs der Neuzeit.

Vom 20. Februar bis zum 20. April wurde um Guben gekämpft, am 20. April gab die Wehrmacht die zu 80 % zerstörte Stadt auf und sprengte die Neißebrücken. Am 24. April erfolgte die Besetzung durch die Sowjets.

Kurz nach der Kapitulation vom 8. Mai kehrten Lehmanns von Glindow nach Guben zurück und fanden ihre Wohnung unzerstört und unbeschädigt. Die Kampfhandlungen hatten sich auf das Stadtzentrum konzentriert. Die Kunzes blieben noch in Glindow bei ihren Verwandten, was sich als weitsichtiger erweisen sollte. Mit dem 20. Juni 1945 begann die Vertreibung der Deutschen aus dem Gebiet östlich der Neiße durch polnische Milizen, die zugleich die Stadtteile östlich der Neiße plünderten. Die im Ostteil der Stadt verbliebenen bzw. dorthin zurückgekehrten Deutschen mussten unter Bewachung auf Holzbohlen die Neiße zum westlichen Ufer überqueren. Das zog sich hin, denn die polnischen Milizen behielten alle Gegenstände von Wert oder Interesse ein. Vorbei an den neuen polnischen Grenzpfählen am Ostufer flohen die Lehmanns und Kunzes zum zweiten Mal, jetzt für immer. Meine Mutter sah und betonte selbst nach 1945 den Verursachungszusammenhang zwischen Hitlers Krieg und diesem Erleben, aber vergessen oder vergeben konnte sie die Szene an der Neiße nicht.



**Abbildung 2.19**

Das Ende 1945: Besetzung durch die Rote Armee auf dem Cover einer Dokumentation. [Quelle Gerhard Gunia, Andreas Peter, Guben 1945/1946. Berichte, Dokumente, Diskussionen, Guben 1997.]



**Abbildung 2.20**

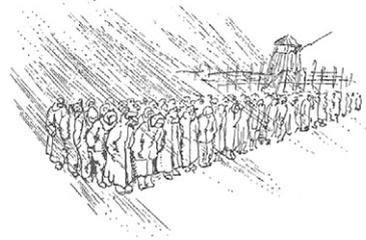
Die zerstörte Neiße-Brücke, April 1945. [Quelle: <http://www.lr-online.de/regionen/guben/Acht-Wochen-Kampf-um-Guben-Erinnerungen-ans-Kriegsende;art1051,2905334,B::pic78828,1636302> (2. 9. 2014).]



1945–1956:

## Six feet of water in the streets of Evangeline

In der Trümmerliteratur der Nachkriegszeit ist die Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft noch ein zentrales Thema, so bei Wolfgang Borchardt. Später ging die Sensibilität für diese Frage verloren:



*Ein Mann kommt nach Deutschland.  
Er war lange weg, der Mann. Sehr  
lange. Vielleicht zu lange. Und er  
kommt anders wieder, als er wegging.  
Äußerlich ist er ein naher Verwand-  
ter jener Gebilde, die auf den Feldern stehen, um die Vögel (und abends auch die  
Menschen) zu erschrecken. Innerlich – auch. Er hat tausend Tage draußen in der  
Kälte gewartet. Und als Eintrittsgeld mußte er mit seiner Kniescheibe bezahlen.  
Und nachdem er nun tausend Nächte draußen in der Kälte gewartet hat, kommt  
er endlich doch nach Hause.<sup>12</sup>*

### Abbildung 3.1

Zählappell im Lager. [Quelle: Stacheldraht, Hunger, Heimweh, S. 9.]

Wie geht man mit einem Abschnitt von elf Jahren in einer Biographie um, der vollständig fremdbestimmt war? Wenn es eine Eigenschaft gibt, von der ich mir einbilde, sie mit meinem Vater zu teilen, dann ist es Ungeduld. Wie wäre ich mit einem Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt zurechtgekommen, fast so lang wie die NS-Herrschaft?

Mein Vater betonte zur Erklärung seiner elf Jahre immer, dass neben allen äußeren Umständen wie Hunger, Krankheit und Willkür die persönlichen Voraussetzungen entscheidend dafür waren, wie ein Kriegsgefangener seine Gefangenschaft erlebte. Er selbst war um die zwanzig Jahre alt, körperlich in ausgezeichneter Verfassung und gut trainiert. Viele ältere Jahrgänge waren gesundheitlich angeschlagen, durch Verwundungen und nicht verarbeitete Kriegserlebnisse geschwächt und hatten den neuen Anforderungen des sowjetischen Lagerlebens wenig entgegenzusetzen. Es machte einen Unterschied, ob ein verheirateter Familienvater von seiner Familie getrennt oder eine Verlobte in der Heimat zurückgeblieben war. Je länger

---

<sup>12</sup> Wolfgang Borchert, Draußen vor der Tür. Reinbek 1956 (zuerst 1947) u. ö., S. 8.

die Gefangenschaft dauerte, desto entsetzlicher litten die Väter daran, ihre heranwachsenden Kinder nicht erleben zu können. Noch größer war die Angst, dass die Ehefrau angesichts der offenen Frage der Rückkehr ihres Mannes die nur noch auf dem Papier bestehende Partnerschaft beenden und eine neue Beziehung eingehen würde – was häufig genug vorkam und, sofern es bei den Gefangenen bekannt wurde, diese innerlich zerbrechen ließ. An der Familie, an der Ehefrau hing die von Tag zu Tag zu mobilisierende Kraft zum Überleben und Durchhalten. Das Lebensalter selbst spielte eine Rolle: ein Zwanziger konnte auch nach langer Gefangenschaft hoffen, danach noch eine Existenz aufbauen zu können. Für einen Vierziger galt das kaum noch.

Auch der Grad der Kontamination durch die NS-Ideologie und -Mentalität wirkte ziemlich unmittelbar auf das Verhalten der Gefangenen in der UdSSR zurück, zumindest in der ersten Zeit. Wer in der Welt der GULAG-Lager nur die Bestätigung der Goebbels-Propaganda und in den sowjetischen Bewachern weiterhin den ‚vertierten bolschewistischen Untermenschen‘ sah und sehen wollte, erschwerte sich den Weg sowohl zu einer pragmatischen Anpassung an die Gegebenheiten wie auch zu einem Prozess der Einsicht in den kaum von der Hand zu weisenden Umstand, dass die eigene Lage eine unmittelbare Folge von Hitlers Krieg und der eigenen Rolle darin war, ob schuldhaft oder schuldlos. Nicht wenige, die selbst aktiv am rassistisch motivierten Vernichtungskrieg im Osten aus voller Überzeugung mitgewirkt hatten, erwarteten nun, von den Siegern anders behandelt zu werden. In diesem Zusammenhang wies mein Vater immer auf den Kommissarbefehl und das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen in deutscher Hand hin. Von den 5,7 Millionen gefangenen Sowjetsoldaten kamen 3,3 Millionen, das sind 58,8 %, ums Leben. Einen solchen gezielten Vernichtungswillen gegenüber deutschen Kriegsgefangenen hat es nicht gegeben. Von den 3,2 Millionen deutscher Kriegsgefangenen in der UdSSR, die aufgrund ihres besonders harten Schicksals zum Inbegriff der deutschen Kriegsgefangenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg überhaupt geworden sind, verstarb ungefähr ein Drittel in der Gefangenschaft.

Verhältnismäßig wenige deutsche Gefangene lernten aktiv Russisch, die Sprache des ideologischen Gegners und Siegers, was ihren Anpassungsprozess ebenfalls erschwerte und sie auf die Kommunikation mit Schicksalsgenossen beschränkte. Ein von Bundeskanzler Konrad Adenauer persönlich mit einem Grußwort versehener Band mit Karikaturen über die Kriegsgefangenschaft, der 1955 erschien, brachte die herrschende Mentalität auf den Punkt: in der kaum modifizierten Sprache des nationalsozialistischen Universalrassismus:

*Tausende von Kilometern sind nun die Plennys entfernt von zu Hause; eine graue Masse voller Leid und Heimweh. Männer, wie Du und ich es sind, Söhne weinender Mütter und Väter wartender Kinder. Sie haben nicht mehr Schuld auf sich geladen wie die anderen auch. Ihr Unglück war es, in sowjetische Hände zu fallen. So durchlief nun ein Riß ihr Leben, und die Gedanken an die Vergangenheit wurden zum sehnsüchtigen Traum nach der Freiheit. Vom Wachturm aber blickte misstrauisch das braune Gesicht eines asiatischen Steppensohnes, und Tötenvögel umflatterten ihn. Worauf warteten sie? —<sup>13</sup>*



**Abbildung 3.2**

Was ist anders als bei Goebbels? Hitler-Deutschland hat den Krieg verloren, gegen den ideologischen Hauptgegner. [Quelle: Ebd.]

Eine ‚graue Masse‘: zweifellos, aber doch durchaus zu unterscheiden nach ihren Funktionen und Verantwortlichkeiten bis zum Aufgehen in ihr. Der ‚Riß‘ in ihrem Leben bedeutete auch, dass durch das neue Kollektivschicksal der Kriegsgefangenschaft in der UdSSR von aller individuellen Schuld abgesehen werden konnte, so wie der Text suggeriert. Da hatte die Entnazifizierung in der amerikanischen Zone noch eine andere Sprache gesprochen.

Man mag das Bild unpassend, sogar geschmacklos finden: mein Vater sagte öfter, seine mit ihrem Schicksal hadernden Mitgefangenen seien ihm manchmal vorgekommen wie routinierte Zecher, welche die Folgen des nächsten Tages bitterlich als Ungerechtigkeit beklagen.

Eine Variante des Wegblendens der eigenen Rolle in Hitlers Herrschaft und Hitlers Krieg war der anpasslerische Antifaschismus ex post. Die Kriegsgefangenen, die sich zum stalinistischen Regime bekannten und ihren Mitgefangenen gegenüber als Multiplikatoren der kommunistischen Zukunft unter Führung des Mutterlands aller Werktätigen unter Führung von Väterchen Stalin – allerdings auch als Denunzianten – auftraten, erhielten oberflächlich Absolution für ihre Vergangenheit und

---

13 Stacheldraht, Hunger, Heimweh., S. 13.

ein bisschen abgeleitete Macht. Als mein Vater leidlich russisch sprach, konnte er von sowjetischen Offizieren hören, was sie von solchen Deutschen hielten.

Im Frühjahr 1945 bei Wien war dies alles noch weit weg. Mein Vater hatte als letzter Offizier vor Ort die Übergabe seines Bataillons zu organisieren. Die Verhandlungen mit dem Stab der Sowjets schilderte mein Vater als korrekt. Eine kritische Situation entstand, als auf dem Rückweg von einer solchen Besprechung ein betrunkenener Sowjetsoldat mit der Maschinenpistole im Anschlag auftauchte und meinen Vater weg von der Straße an einen Feldrand vor sich hertrieb. Die durch Zufall in diesem Moment vorbeifahrenden sowjetischen Offiziere sahen dies und entschärften die Situation.

Danach wurde mein Vater mit Angehörigen der Division Großdeutschland in das Lager Zwettl gebracht. Dies war nur eine Durchgangsstation. Nicht nur die SS-Angehörigen, sondern feststehende, gegebenenfalls aus der Zivilbevölkerung ergänzte Kontingente von Angehörigen aller deutschen Truppen wurden dort für den Abtransport über Budapest und Rumänien nach Osten gesammelt. Die Nerven lagen blank, der schlimmstmögliche Fall trat ein. Im Rückblick fragte sich mein Vater, ob er wie nicht wenige aus den Zügen in den Tod gesprungen wäre, wenn er gewusst hätte, wie lange seine Gefangenschaft dauern würde. Im prächtigen Frühjahr 1945 überwog bei ihm die Überlebensgewissheit. In einem rumänischen Sammelager sortierte man die jüngeren deutschen Offiziere aus. Die Mehrheit von ihnen fand sich später in der Lagerregion Astrachan wieder. Zum ersten Mal machte Rudi Kunze hier die Erfahrung eines Marsches zum Transport, bei dem die Posten ungehemmt Gewalt ausübten, Geschwächte und Zurückbleibende mit Genickschuss töteten.

Die tagelange Bahnfahrt führte über Bukarest nach Rostow am Don, von dort weiter ins Wolgadelta ins südrussische Astrachan in der Nähe des Kaspischen Meers.<sup>14</sup> Vom Bahnhof ging der Marsch in das Lager an der Kirow-Werft an einem Nebenarm der Wolga, die Kutter und kleine Trawler baute und reparierte. Über der gesamten Stadt hing Fischgestank, die Straßen waren mit Fischgräten übersät, an denen sich die zum Teil schon schuhlosen Gefangenen verletzten und Entzündungen zuzogen. Die Unterbringung in verwanzten Holzbaracken, das Schlafen auf Schilfmatten, all dies war hart. Als lebensbedrohlich erwies sich die Frage der Trinkwasserqualität. Das Lager wurde mit ungefiltertem Wolgawasser versorgt. Das führte

---

<sup>14</sup> Zur Lagerregion Astrachan vgl. Avraham Shifrin, UdSSR-Reiseführer durch Gefängnisse und Konzentrationslager in der Sowjetunion, Seewis/Schweiz 1980, S. 222 f.

schnell zu massenhaften Durchfallerkrankungen und Entkräftung. Allerdings: die Posten und die Zivilbevölkerung tranken dieses Wasser auch. Mein Vater schätzte, dass von den etwa 500 Gefangenen im dem kleinen Kirow-Werft-Lager um die 120 bis September 1945 verstarben. Mein Vater gehörte zum Bestattungskommando, der die abgemagerten Leichen in Massengräber fuhr.

In Astrachan 1945, erinnerte sich mein Vater, gab es noch eine unterschiedliche Behandlung von Offizieren und Mannschaften durch die sowjetische Lagerleitung, z.B. bei der Verpflegung, vor allem aber hinsichtlich der Arbeitspflicht. Während Mannschaftsdienstgrade zur Arbeit herangezogen wurden, galt dies für die Offiziere noch nicht. Die meisten von ihnen akzeptierten das und erkannten nicht, dass sich aus der Arbeit, die auch außerhalb des Lagers verrichtet wurde, bessere Überlebenschancen ergeben konnten. Dies schon deshalb, weil man auf diese Weise der komplett selbstreferentiellen Atmosphäre des Lagers vorübergehend entkommen konnte. Mein Vater sah das anders, meldete sich freiwillig zur Arbeit und landete auf einer Gärtnerei-Kolchose, die Tomaten und Pfirsiche auf großen Flächen zwischen den Wolgaarmen anbaute. Dies schützte ihn vor Ruhr und Cholera, da er fast seinen gesamten Flüssigkeitsbedarf über Tomaten decken konnte. Er wurde Brigadeführer für 90 Gefangene. Das brachte manche Freiheiten mit sich. Unter Bewachung eines pensionierten und mit einem Karabiner bewaffneten Eisenbahners konnte sich mein Vater mit seiner Gärtnereibrigade verhältnismäßig frei bewegen. Der symbolische Posten in seiner verschlissenen Staatsbahneruniform, der vom Krieg nicht viel mitbekommen hatte, liebte Gesang, und den Gefallen taten ihm seine Gefangenen, die, durch Astrachan marschierend, kernnationalsozialistisches Liedgut wie ‚Es zittern die morschen Knochen/der Welt vor dem nächsten Krieg‘ und das ‚Lied von der Legion Condor‘ mit seiner Zeile ‚Die Roten, sie wurden geschlagen/Im Kampfe bei Tag und bei Nacht‘ zu Gehör brachten.

Ich will es meinem Vater glauben, dass ihn der Zustand des altertümlichen Karabiners, den der Posten bei sich hatte, professionell herausforderte. Als dieser einmal eingeschlafen war, konnte er nicht anders als das technikhistorische Artefakt auseinanderzunehmen und so gut wie möglich zu reinigen. Darüber wachte der alte Mann auf und entsetzte sich über das zerstörte Gewehr, ließ sich aber aufklären.

Zum Winter 1945/46 wurde das Kirow-Lager-Werft geschlossen, da es inzwischen wieder genügend russische Arbeiter und vor allem Facharbeiter gab, die aus dem Kriegsdienst zurückkehrten. Die deutschen Gefangenen kamen in das sogenannte E-Werk-Lager am Hauptarm der Wolga in der Nähe des Astrachaner Bahnhofs. Das erste, was meinem Vater wie allen anderen auch im neuen Lagerhof auffiel, war ein

riesiger Stapel unter dem Schnee, den alle zunächst hochofrenut für einen Kohlenhaufen hielten, denn die Holzbaracken im ersten Lager waren unbeheizt gewesen. Schnell stellte sich heraus, dass es sich um erfrorene Kartoffeln handelte. Zusammen mit Weißkohl bildeten sie die Ernährungsgrundlage für den Winter. Die geschmackliche Konsistenz beschrieb mein Vater als die von gekochtem Schwamm. Der Zweck des Lagers war die Errichtung eines Elektrokraftwerks mit englischen Turbinen noch aus Kriegslieferungen. Die Gefangenen hatten die Straßen und Gebäude zu errichten.



**Abbildung 3.3**

Rudi Kunze, Astrachan 1946. Ein dort gemachtes Foto, das er sofort nachhause schickte. [Quelle: privat.]

mein Vater beschrieb, darauf schließen ließ, dass die soziale Praxis der Fischverteilung akzeptiert war. Wer im Vorbeigehen einen auch noch so kleinen gestohlenen Fisch demonstrativ in eine Holzkiste warf, konnte sicher sein, dass er nicht kontrolliert wurde, selbst wenn er die Fischfabrik beschwänzt verließ. Die Ladung ei-

Mein Vater, der schon etwas russisch sprach, arbeitete allerdings in einer Fischfabrik im Hafen:<sup>15</sup> er salzte Fisch ein, half beim Räuchern und bearbeitete Zander und Wels aus dem Süßwasserteil der Wolga. Vor allem lernte er schnell von den sowjetischen Arbeitern, wie man möglichst effektiv große Mengen von Fisch trotz der Kontrollen der Fabrikwachen entwendet, vom sushi-artigen Direktverzehr der Filetstücke vor Ort ganz abgesehen. Die Aufhängung armlanger Fischkörper im Innern der allgegenwärtigen Wattejacken an ihren noch vorhandenen Gräten unter Beibehaltung der eigenen Lauffähigkeit auch am Posten vorbei war eine hohe Kunst, die der eigenen Ernährung und der der Kameraden im Lager zugute kam.

Eine wundervolle Einrichtung war die ‚Zoll‘-Station der Fabrikposten, die, wie

---

15 Shifrins Lagerführer zufolge dürfte es sich dabei um das von Gefangenen aufgebaute Fischverarbeitungskombinat ‚Lenin‘ gehandelt haben.

nes Wolgadelkutters schätzte mein Vater auf vielleicht 20 Tonnen. Wenn davon die Hälfte in der Fischproduktion ankam, war das viel.

Im E-Werk-Lager schloss sich Rudi Kunze der bereits vorhandenen Kulturgruppe an. Dort lernte er auch seinen engsten Gefangenschaftsfreund, Ernst Pöschke, kennen. Dieser wurde 1949 aus Astrachan entlassen und bereitete von der Bundesrepublik aus im engen Kontakt mit Gerda Lehmann in Guben die Heimkehr meines Vaters vor. Gelegentlich musste er auch beim E-Werks-Bau aushelfen, dessen sowjetische Gestaltung Rudi Kunze ausführlich charakterisiert hat. So sehr es sein Anliegen war, pauschale Vorurteile über Russland und ‚die‘ Russen zu entkräften, so bezeichnend war doch sein Bericht über den sowjetischen Umgang mit der aus Großbritannien gelieferten Turbine beim Bau des Kraftwerks. Der englische Hersteller hatte die zugehörigen Bolzen, Schrauben und Muttern inventarisiert, nummeriert und in eigens gesicherten Kisten mitgeliefert. Diese wurden aufgebrochen, der Inhalt zu einem Berg aufgehäuft, so dass sich die Montage erheblich verzögerte. Improvisation, Muskelkraft und hohe Risikotoleranz ersetzten Perfektion und Effizienz. Deutsche Techniker und Ingenieure mussten das erst begreifen. Sie und ihre Hochtechnologie hatten nicht nur den Krieg gründlich verloren, jetzt wirkten sie am Wiederaufbau eines anderen Pfades der Industriemoderne mit, in dem ihnen alles widerstrebte. Ihr Wirkungsgradfetischismus, universalrassistisch zugespitzt, machte sie geradezu blind für die sowjetische Realität und ihre Anforderungen. Ganz anders standen die Chancen für anpassungsbereite Facharbeiter, wie man Vater berichtet hat. Deutsche Schweißer, z. T. ehemalige Werftarbeiter, die unter den unmöglichsten Bedingungen, an Seilen hängend, Rohre für das E-Werk schweißten, erhielten Akkord-Lohn, bessere Verpflegung und konnten 1948 nachhause fahren – wenn der Kran nicht über ihnen zusammenstürzte.

Immer wieder faszinierte es meinen Vater im Rückblick, welche Handlungsspielräume die Gefangenen in manchen Bereichen in der hochstalinistischen Sowjetunion haben konnten. Beim E-Werksbau war er zunächst beim Sandschuppen und Zementschleppen für den Gebäudebau eingesetzt worden. Da ihm dies zu langweilig und zu anstrengend war, meldete er sich mit der Angabe, er sei ausgebildeter Vermessungstechniker als Assistent. Gesucht wurden Fachleute, die mit Nivelliergeräten aus Wehrmachtsbeständen eine Kanalisation für einen Teil des Werksgebietes projektieren sollten. Sofort erhielt mein Vater eine Gruppe von Helfern zugeordnet, unter denen sich ein Architekt befand, der so glücklich über seine Verwendung als Spezialist war, dass er meinem Vater bei der Vermessung half. Ganz perfekt war das Ergebnis nicht. Die Stahlrohre der Kanalisation hatten zu viel Nei-

gung, daher ragte das letzte Rohr tief in den Abflusskanal hinein, so dass jeder Laie den Fehler sehen konnte. Selbst für sowjetische Maßstäbe war das nur bedingt abnahmefähig, so dass eine pragmatische Lösung nötig war. Der aufgrund zugesteckter Tabakrationen ansprechbare sowjetische Schmied erklärte sich bereit, für Abhilfe zu sorgen. Mit Vorkörner, Vorschlaghammer und Geduld machte er das Rohrende wenn nicht DIN-förmig passgerecht, dann doch so passend, dass es den Expertenstatus der Verantwortlichen nicht gefährden konnte. Das übrige Rohrstück wurde sorgfältig in einem Graben beerdigt.

Ein kleiner Exkurs zum Rauchen. In diesen ersten Jahren der Kriegsgefangenschaft war, wie mein Vater erzählte, alles knapp, nur der Tabak nicht. Daher rauchten auch ursprüngliche Nichtraucher. Ein Drittel der Gefangenen jedoch blieb tabakabstinent und stellte, wenn der größte eigene Hunger gestillt war, die eigenen Rationen für Gemeinschaftstauschzwecke im Lager zur Verfügung. Auf diese Weise kamen die deutschen Kriegsgefangenen in Berührung mit der russischen Rauchkultur. Die deutschen Raucher gewöhnten sich bald an das weiche und gut formbare Prawda-Zeitungspapier zum Zigarettenrollen, dessen sowjetischer Hauptverwendungszweck darin und in einer anderen, eher sanitären Nutzung bestand. Eine russische Kunst eigener Art war das Zigarettenanzünden. Mein Vater erzählte eine Geschichte aus der Astrachaner Zeit, in der mehrere deutsche Kriegsgefangene noch ganz befangen in dem eingeübten Gehorsam gegenüber dem Offiziersdienstgrad und auch ein wenig anbiedernd einem sowjetischen Major Feuer geben wollten, der eine unangezündete Selbstgedrehte in der Hand hielt. Die Beflissenen ließen die ihnen interessanterweise noch nicht abgenommenen oder gestohlenen typischen Streamline-30er-Jahres-Handfeuerzeuge aufschnappen und produzierten kleine, ordentliche Flammen. Der Major sah sich das an und blies die Flämmchen mehrmals hintereinander aus, bis die Deutschen den Spaß an der Sache zu verlieren begannen. Dann piffte er seinen Burschen heran und ließ zeigen, wie man in Russland Feuer macht. Der Bursche holte ein dünnes Metallrohr hervor, es war irgendein industrieller Abfall, in dem eine geölte Baumwoll-Lunte steckte. Mit einer Feile und einem Feuerstein wurde sie in Glut versetzt. War das erfolgreich, und ‚Wasja‘ beherrschte das Feuerschlagen, trug jeder weitere Windzug dazu bei, die Glut zu anzufachen, wenn man geschickt mit dem Rohr umging. Auspusten ließ sich diese low tech jedenfalls nicht. „Deswegen habt Ihr den Krieg verloren!“ sagte der Major zu sehr schweigsamen deutschen Kriegsgefangenen.

Aus der Astrachaner Zeit liegt ein vergleichsweise reger Postkartenverkehr vor. Die erste Karte – eine deutsche Schwarzweiß-Postkarte, „Echte Photographie“, de-

ren Abbildung eine namenlose Heidelandschaft mit Birken zeigte – schickte Rudi Kunze am 3. Januar 1946 an seine Eltern:

*Liebe Mutti, Papa u. Mariannchen. Nach den Wirren des Kriegsendes habe ich endlich die Gelegenheit, Euch eine Nachricht zu übermitteln, die Euch mit Wahrscheinlichkeit erreicht. Ich bin gesund und munter und wiege fünf Pfund mehr als zu Hause. Meine liebe Gerda soll nicht weinen, sondern fest daran glauben, daß ich wieder zurückkomme. Ich bitte schnellstens um Rückantwort. Auf baldiges Wiedersehen. Euer Rudi.<sup>16</sup>*

Die Karte ließ sich nicht erkennen, wo sich mein Vater aufhielt. Die Antworten der Angehörigen gingen an ein Rot-Kreuz-Postfach in Moskau.

Bereits am 26. Januar schrieb Gerda Lehmann ihre Antwort auf eine Rot-Kreuz-Postkarte: die Laufzeiten der Post waren in den Jahren der Gefangenschaft vollkommen unberechenbar.

Ein realistisches Bild der Realität boten weder die Karten aus Guben noch die aus den Lagern. Rücksichtnahme und Vorsicht prägten auf beiden Seiten die Formulierungen. Am weitesten gingen noch die Fragen beider Seiten, von denen jedoch nicht alle bzw. nicht alle sofort und direkt beantwortet wurden. Die Kriegsgefangenen waren instruiert, nichts Konkretes über die Lagerwelt zu schreiben. Die Gubener Familie konnte die Veränderungen, die sich infolge des Krieges ergeben hatten, nur andeuten und umschreiben. Im Rückblick sagte meine Mutter immer wieder, dass es äußerst schwierig sei, den Empfänger durch Andeutungen nicht zu beunruhigen. Leicht gab es Missverständnisse



#### Abbildung 3.4

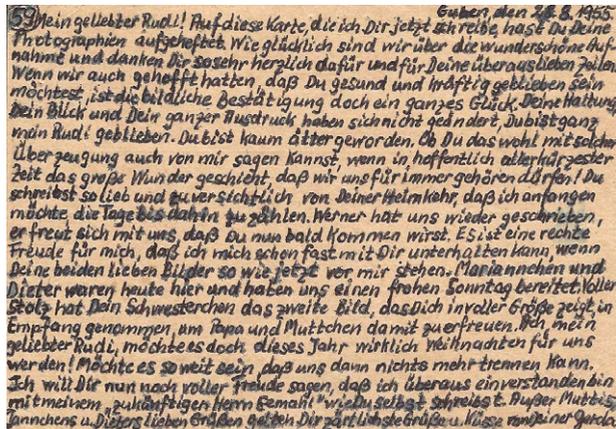
Die Kommunikationsform mit der Heimat: die Rot-Kreuz-Doppelkarte für Hin- und Rückversand. [Quelle: privat. Gerda Lehmann an Rudi Kunze, Guben, 26.1.1946, Rot-Kreuz-Postkarte.]

16 Quelle: privat. Rudi Kunze an Fam. Kunze, [Astrachan], 3. 1. 1946, Postkarte.

und in deren Folge besorgte Fragen. Mit der Zeit – mehr als zehn Jahre Erfahrung schulen den Stil – bildeten Sender und Empfänger ihren eigenen Code aus und lernten im übrigen auch, die Postkarten extrem eng zu beschreiben.

Am 25. August 1946 bestätigte Rudi Kunze in einer Postkarte an Mutter und Schwester – sein Vater Erich war zu diesem Zeitpunkt selbst noch in kurzer Kriegsgefangenschaft –, dass er aus deren letzter Mitteilung vom vorläufigen Verbleib der Kunzes in Glindow erfahren hatte und stellte die Fragen, die sich aufdrängten:

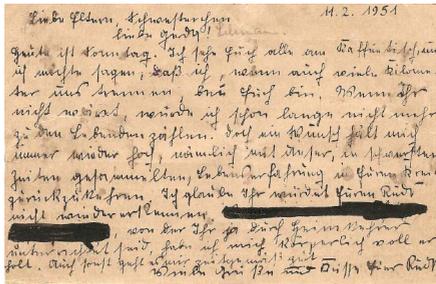
*Meine liebe Mutti und Schwesterchen! Meinen herzlichsten Dank für Deinen letzten Brief, in dem Du mir von Deiner Reise nach Glindow schriebst. Du teilst mir da ja eine überraschende Neuigkeit mit! Heimatwechsel, an so etwas habe ich überhaupt noch nicht gedacht. Ich hoffte immer noch, die Verhältnisse würden sich klären. Hast Du irgendeine Entschädigung für Haus und darin zurückgebliebene Sachen bekommen? Oder wovon lebst Du? Was gibt es Neues von Papa? Was macht Schwesterchen? Wie geht es Oma und Opa? Oma soll ja gesund bleiben, damit wir dann in Glindow noch mal zusammen einen flotten Walzer tanzen können! Ja liebe Mutti, Dein großer Junge ist noch immer der Alte geblieben. Wünschen und hoffen wir, daß das Glück uns weiterhin gnädig ist, dann ist mir um unsere Zukunft nicht bange. Viele liebe Grüße und Küsse, Dir meine liebe Mutti, Dein Rudi.<sup>17</sup>*



**Abbildung 3.5**

Eine typische späte, engbeschriebene Postkarte von Gerda Lehmann an Rudi Kunze aus dem August 1955. [Quelle: privat. Gerda Lehmann an Rudi Kunze, Guben, 28. 8. 1955, Postkarte.]

<sup>17</sup> Quelle: privat. Rudi Kunze an Rosalie und Marianne Kunze, [Astrachan], 25. 8. 1946, Postkarte.

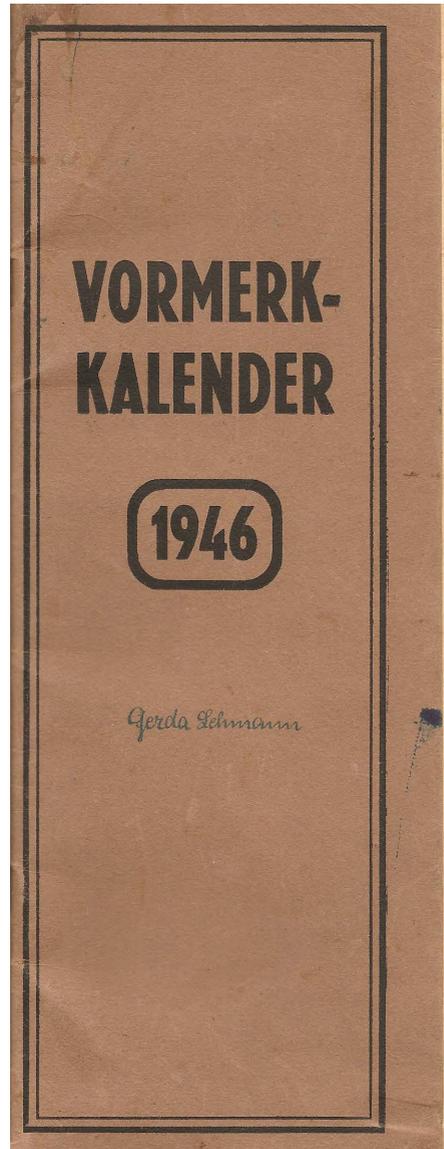


**Abbildung 3.6**

Zensur. [Quelle: privat. Rudi Kunze an Rosalie und Erich Kunze und Gerda Lehmann, o. O., 11.2.1951, Postkarte.]

Nicht nur die Schere im Kopf bestimmte die Texte: in der UdSSR las der Zensor immer mit. In einer Postkarte vom 11. Februar 1951 erwähnte Rudi Kunze rückblickend die Zeit seiner langen Gefängnishaft – den genauen, vom sowjetischen Zensor geschwärzten Wortlaut konnte mein Vater nicht mehr rekonstruieren.

Uneingeschränkt berichten konnte mein Vater aus seiner Kulturarbeit, so in einer Karte vom 24. August 1952: „Heute abend spielen wir Schillers ‚Fiesco‘ [sic] ungekürzt in einer Freilichtaufführung.“<sup>18</sup> Das Grundthema aller Karten blieb aber auch nach dem Ende der Hungerzeit im Gefängnis immer die Versorgung – ganz im Sinn von Brechts Formulierung zum Verhältnis von Fressen und Moral:



**Abbildung 3.7**

Gerda Lehmanns Kalender für 1946, in dem sie die Post von und an Rudi Kunze in diesem und allen weiteren Jahren bis 1956 eintrug. [Quelle: privat.]

<sup>18</sup> Quelle: privat. Rudi Kunze an Rosalie und Erich Kunze und Gerda Lehmann, o. O., 24.8.1952, Postkarte.

*Meine geliebte Gerda, lieber Vati, liebe Mutti! Vor einer Woche empfinde ich zwei Pakete von Euch. In einem davon der Trainingsanzug und Schuhe und ein neues, wunderschönes Bild von Dir, meine Gerda. Im anderen Kekse und eine Tafel Schokolade. Die kleine Büchse Ananas war ein Genuß für sich. Das schönste jedoch war das Bild. Ich bitte Euch deshalb, wenn irgend möglich, mir in jedem Paket Bilder mitzuschicken. Glaubt deshalb nicht etwa, daß wir über die rein materielle Seite schon erhaben sind. Da aber meine Gedanken immerfort bei Euch sind, möchte ich Euch auch immerfort aufs Neue sehen. Ich kann ja dann mit Euch sprechen, ja Ihr antwortet mir sogar. Wie war ich z. B. damals glücklich, wie ich auf dem Bildchen vor Eurem Hause feststellen konnte, wie gut sich Vati und Mutti erholt haben. Nicht mal weiße Haare sind von der schweren Zeit zurückgeblieben. – Ich beschäftige mich z. Zt. mit einem befreundeten Studienrat mit dem Studium der deutschen Literatur, und wenn noch etwas Zeit bleibt mit Gitarrespielen. Hoffe auf baldige Heimkehr. (...) Euer Rudi.<sup>19</sup>*

Die schlimmsten seelischen Tiefs spiegelten sich bestenfalls in nuancierten Andeutungen über den körperlichen Zustand: das galt für beide Seiten. Die Wahrheit wäre unerträglich gewesen. Die unmittelbare Nachkriegszeit in West-Guben am Rand der Sowjetischen Besatzungszone war eine Zeit der Hexenjagden. Während die Familie Kunze aus dem ruhigen Glindow in den abgelegenen Oderbruch zog und sich etwas später in Frankfurt/Oder niederließ, kamen die Lehmanns bei Freunden im westlichen Teil der Stadt unter, der keine Ruhe fand. Überall tauchten Antifaschisten auf, darunter Altkommunisten der Gubener Tuch- und Hutindustrie von vor 1933, die nun ihre bislang erfolgreich in der kriegführenden ‚Volksgemeinschaft‘ verdrängte Vergangenheit wiederentdeckten, und Rechnungen beglichen. Die sowjetische Besatzungsmacht nahm das hin. Gefährlicher waren Denunziationen beim Geheimdienst und zentralen sowjetischen Repressionsorgan GPU. Im Herbst 1945 bekam Gerda Lehmann das zu spüren, als sie aufgrund einer Namensverwechslung in einen der berüchtigten GPU-Keller verbracht, verhört und nach zwei Karzernächten in Panik wieder entlassen wurde. Ihre Familie hielt es für angebracht, sie vorübergehend mit der wieder teilweise funktionsfähigen Reichsbahn – außen an uralten preußischen Dritter-Klasse-Abteilwagen hängend – wieder nach Glindow zu schicken, wo sie bis zum Jahresende auch blieb, denn noch größer war die Angst vor den Vergewaltigungen junger Frauen durch Angehörige der Sowjetarmee.

---

<sup>19</sup> Quelle: privat. Rudi Kunze an Rosalie und Erich Kunze und Gerda Lehmann, o. O., 5. 10. 1952, Postkarte.

In Astrachan kamen in der zweiten Jahreshälfte 1947, wenn auch durch den ideologischen Filter der SBZ-Presse, die Schallwellen des sich entwickelnden Kalten Krieges an. Wie so oft machte sich Nervosität im Lager breit, Parolen über die bald bevorstehende oder in weite Ferne gerückte Heimkehr heizten die Stimmung auf. Das war der Nährboden für Denunziationswellen. Zudem verschlechterte sich die Ernährungslage: für die sowjetische Zivilbevölkerung wie für die Kriegsgefangenen. Kameradenverrat hatte immer eine Rolle gespielt, nun trieb das Unwesen Blüten. Mein Vater wurde bei der Lagerleitung angezeigt und beschuldigt, eine faschistische Geheimorganisation mit dem Decknamen ‚Friedrich‘ errichtet und andere Offiziere zur Vorbereitung eines Aufstands gesammelt zu haben. Verhöre folgten, die nichts erbringen konnten, wo keine Realität war. Also musste eine konstruiert werden. Mein Vater spekulierte in seinen Erinnerungen im Wissen um den Nürnberger Prozess und die in der Amerikanischen und Britischen Besatzungszone stattfindende Entnazifizierung vor Spruchkammern, dass der politischen sowjetischen Lagerleitung Denunziationen dieser Qualität zu diesem Zeitpunkt – Herbst 1947 – möglicherweise nützlich waren, um aus der riesigen Menge der deutschen Kriegsgefangenen propagandawirksam ‚Faschisten‘ aussortieren zu können. Faktum ist, dass es in der Sowjetunion unter den deutschen Kriegsgefangenen keine regelförmige, am individuellen Schuldprinzip orientierte Entnazifizierung auf der Grundlage der Beschlüsse der Potsdamer Konferenz gegeben hat – was den tatsächlichen Nationalsozialisten und Kriegsverbrechern unter den deutschen Gefangenen und denen in denen in der SBZ/DDR sehr zugute kam.

Die Schuld am ‚Faschismus‘ und an dessen Krieg trug gemäß stalinistischer Lesart die bürgerliche Klasse Deutschlands und ihre monopolkapitalistische Industrie. Daher beseitigte die Einführung der sozialistischen Gesellschaftsordnung die Wurzeln des Übels besser als die formalistische Prüfung der Zugehörigkeit zu NS-Gliederungen durch die Amerikaner auf der Grundlage ihres berühmten ‚Fragebogens‘, in dem jeder erwachsene Deutsche Auskunft zu geben hatten, in welchem Verhältnis er zur NSDAP gestanden hatte.

Mit mehreren anderen wurde mein Vater angeklagt und kam in das NKWD-Gefängnis. Hier musste er zum ersten Mal hungern. Die Tagesration bestand in einem Blechnapf Kascha. Noch viel schlimmer war allerdings die völlige Beschäftigungslosigkeit. Abgesehen von den Verhören, passierte nichts, fand die Außenwelt nicht mehr statt. Die Gefangenen zogen sich in ihre Erinnerungen zurück, für Gespräche begann der Stoff auszugehen.

Rudi Kunze konnte Erfahrungen mit dem sowjetischen Rechtssystem in seiner stalinistischen Form machen. Die ‚Untersuchungshaft‘ dauerte bis zum Frühjahr 1948. Im Zusammenhang mit der Prozessflut gegen die noch in der UdSSR verbliebenen deutschen Kriegsgefangenen, die 1948 in Massenprozessen vor dem Hintergrund des Kalten Krieges zu hohen Standardstrafmaßen verurteilt wurden, um Druck auf die Westzonen und die Westmächte ausüben zu können, fand am 11. September 1948 auch das Verfahren gegen meinen Vater vor dem Militär-Tribunal des Stalingrader Gebiets in der Stadt Astrachan statt. Mein Vater hat die Urteilsurkunde nach 1956 übersetzt:

*Strafsache (...) Urteil im Namen der Union der Sowjetischen Sozialistischen Republiken, Astrachan, 11. 9. 1948. Das Militär-Tribunal der MWD-Truppen des Stalingrader Gebiets in der Stadt Astrachan (...) hat in offener Gerichtssitzung den Prozess der Anklage geprüft gegen die Kriegsgefangenen (...) 6. Kunze, Rudi Erich, Jahrgang 1925, gebürtig aus Gut [unleserlich], Provinz Brandenburg, Deutscher, deutscher Staatsangehöriger, ehem. Mitglied der ‚Hitlerjugend‘, ledig, soziale Herkunft – aus einer Kaufmannsfamilie, mittlere Schulbildung, Freiwilliger seit 1942 in der SS-Division ‚Totenkopf‘, Dienstgrad Leutnant – SS-Untersturmführer, Bataillonsadjutant, gefangengenommen Mai 1945, nach eigenen Angaben nicht vorbestraft. (...) Aufgrund der Unterlagen der vorgerichtlichen Untersuchung wurde festgestellt: Kwak [richtig: Quack, RUK], Eilts, Wantora, Müller, Kunze und Waisemann haben als Offiziere der ehem. deutschen Wehrmacht, während sie sich im Kgf.-Lager des MWD Nr. 204 befanden – faschistisch eingestellt – Anfang 1946 in der Lagerabteilung eine faschistische Untergrund-Gruppe gebildet, die unter den Kriegsgefangenen eine antisowjetische Propaganda betrieb und sich die Aufgabe gestellt hat, im Lager aus den Reihen der faschistischen Elemente eine militärische Einheit zu bilden, um im Falle eines Überfalls der USA und Englands auf die SU unter Führung der erfahrenen Offiziere einen Aufstand herbeizuführen, die Wachen und die kriegsgefangenen Antifaschisten zu töten, danach mit Waffen in den Händen sich auf die Seite der anglo-amerikanischen Truppen durchzuschlagen sowie Maßnahmen zu ergreifen, um durch Krieg mit der SU einen Teil der West-Gebiete der SU zu erobern und in Deutschland die faschistische Ordnung herzustellen. Die illegale Gruppe hat im Verlauf der Jahre 1946–1947 systematisch illegale Besprechungen durchgeführt, bei denen ausführlich die Pläne zur praktischen Durchführung der Maßnahmen erörtert wurden, wonach jeder Teilnehmer dieser Organisation entsprechend dem Plan seine Arbeit unter den Kriegsgefangenen durchführte. In Verbindung mit Artikel 58/2 wird entsprechend der Abschaffung der Todesstrafe gemäß Ukas des Obersten Präsidiums der SU jeder einzelne*

*der Angeklagten zu 25 Jahren Besserungs-Arbeitslager verurteilt. (...) Gegen das Urteil kann Berufung eingelegt werden beim Militär-Tribunal MWD des Nordkaukasischen Gebiets im Verlauf von 72 Stunden nach Aushändigung der Kopie des Urteils an die Kriegsgefangenen.<sup>20</sup>*

Die konkreten Strafmaße der Angeklagten wichen von diesem Pauschalurteil dann erheblich und ohne Begründung ab. Bei meinem Vater ergaben sich sieben Jahre Zwangs-Arbeit. Von der Möglichkeit der Berufung gegen diese offensichtliche Farce machte mein Vater keinen Gebrauch. Im Rückblick stellte er es so dar, dass er schon bei der Urteilsverkündung die Hoffnung hatte, der Umgang mit diesem rein politischen Urteil werde ebenso politisch sein. Fünf der Mitverurteilten legten Berufung ein und erhielten von der im Beschluss genannten Instanz darauf die folgende, für die stalinistische Justiz bezeichnende Antwort:

*Wantora berief sich darauf, daß das Gericht ihm nicht zugestanden habe, zusätzliche Zeugen heranzuziehen und bat seine Strafsache gerecht zu beurteilen. Kwak [richtig: Quack, RUK] berief sich darauf, daß er Gegner einer faschistischen Einstellung sei und bat, seine Sache gerecht zu beurteilen bzw. zu entscheiden. Laudan berief sich darauf, daß seine Aussagen unter Druck der Untersuchungs-Organe zustande gekommen sind und bittet ihm zu ermöglichen, in Gegenwart von Zeugen seine Unschuld zu beweisen. Waisemann verwies darauf, daß seine Strafsache ohne Hinzuziehung von Zeugen stattgefunden hat und eine gerechte Entscheidung herbeigeführt werden möge. Eilts berief sich auf Abwesenheit von Zeugen in seiner Strafsache und bat eine gerechte Entscheidung herbeizuführen. Wie aus den Unterlagen ersichtlich, haben die Verurteilten Kwak [richtig: Quack, RUK], Wantora, Eilts, Müller und Laudan sich zu ihrer Schuld bekannt, nicht nur in der Voruntersuchung, sondern in der Gerichtssitzung am 11. September 1948, wo sie bei ihren Aussagen über die Existenz der Gruppe von faschistischen Elementen berichteten, die unter den Kriegsgefangenen antisowjetische Propaganda betrieben mit dem Ziel, im Lager eine militärische Einheit zu bilden zwecks Überfall, um im Falle eines Krieges der USA und Englands gegen die SU die Wachen des Lagers zu vernichten und mit den Anglo-amerikanischen Truppen gegen die SU zu kämpfen. Die Aussagen der Obengenannten Kwak [richtig: Quack, RUK] haben in genügendem Maße das bestätigt, was sie bei den Vernehmungen in der Voruntersuchung wiederholten.<sup>21</sup>*

---

20 Quelle: privat. Übersetzung (Rudi Kunze) des Strafurteils gegen Rudi Kunze u. a. des Astrachaner MWD-Militärtribunals vom 11.9.1948.

21 Quelle: privat. Übersetzung (Rudi Kunze) des Beschlusses des MWD-Militärtribunals des Nordkau-

Urteil und Strafmaß wurden bestätigt, und wiederum fand sich der Hinweis, dass auch gegen diesen Beschluss Berufung möglich sei, wovon die Verurteilten allerdings Abstand nahmen. Der Karikaturcharakter dieser Rechtsordnung lag allzu offen zu Tage. Sie war ein integraler Bestandteil der stalinistischen Herrschaftskultur. Vollzugsort der Strafe meines Vaters war das Astrachaner Gefängnis. Damit wechselte er aus der Kriegsgefangenenwelt der Lager in den regulären sowjetischen Strafvollzug. Zwei Jahre lang saßen die sieben Verurteilten in einem der Gefängnistürme nun in einem, wie mein Vater schätzt, 20 Quadratmeter großen Kellerverließ: ohne Aufgaben, ohne Perspektiven, nur sich selbst überlassen. Nur mit großer Disziplin war das zu überstehen. Wer im Gefängnis saß und durch sozialen Kontakt von allen Kommunikations- und damit auch zusätzlichen Versorgungsquellen abgeschnitten war, musste hungern, und zwar bis hart an die Grenze der Überlebensfähigkeit. Einer der Mitinsassen kratzte schließlich mit seinem Blechlöffel den frischen Kalk von den Wänden. Noch schlimmer im Vergleich zum Lager war die Sanitärorganisation, deren Sinnbild der täglich zu leerende Blecheimer für Fäkalien war. Nirgendwo sei er der Verzweiflung so nahe gewesen wie im Astrachaner Gefängnis.

Die Tagesration an Nahrung in den beiden Gefängnisjahren beschrieb mein Vater wie folgt: morgens eine Scheibe feuchtes schwarzes Brot mit 5 Gramm Zucker und einen Becher abgekochtes Wasser, mittags ein Becher Wassersuppe aus Kohl oder Rüben mit Ahnungen von gesalzenem Fisch. Als Delikatesse und großes Glück galten die seltenen Fischköpfe; abends ein Becher Hirsebrei mit wenig Sonnenblumenöl. Zum russischen Gefängnisssystem merkte mein Vater noch an, dass nicht wenige der russischen Strafgefangenen von ihren Familien mit zusätzlichen Lebensmitteln versorgt werden konnten. Die Essensrationen waren also nicht unbedingt als alleinige Lebensgrundlage angelegt. Die sowjetischen Wachen wussten das und sie merkten auch, dass die deutschen Gefangenen sich zunehmend in bewegungsarme Gespenster verwandelten. An einem Tag um Weihnachten, die Deutschen hatten mühsam ihr Programm an Weihnachtsliedern absolviert, halfen die Posten aus und spendierten einen Kessel mit einem Kartoffel-Zwiebel-Brei. Das sollte sich wiederholen. Irgendwann wurde es üblich, dass die Deutschen die Reste aus den Essenskesseln für die großen Massenquartiere erhielten. Das waren Wassersuppenreste mit Fischgräten, die mein Vater die ‚Abendknabberei des GULAG‘ nannte. Sicherlich, so meinte mein Vater, war das auch spontane Mitmenschlichkeit, andererseits aber auch Ausdruck eingeübter Sowjetrealität: die Selbsthilfe von

---

kasischen Gebiets vom 21. 10. 1948 [in Sachen Berufung der oben Genannten gegen das Urteil vom 11. 9. 1948].

unten gestaltete das an sich Unerträgliche wenn nicht erträglich, dann doch so, dass eine Überlebensaussicht bestand und war systemkonform. Die Deutschen konnten sich jetzt als Teil der sowjetischen Gesellschaft sehen, sie waren nicht mehr Faschisten und Kriegsverbrecher, sondern, wie der Witz aus der Stalinzeit ausdrückte, Teil einer Welt, in der es drei Sorten von Menschen gab: die, die saßen; die, die gesessen hatten und die, die sitzen werden.

In Guben beruhigten sich in der Zwischenzeit die Verhältnisse mit jedem Schritt, den die kommunistische Minderheit unter dem Schutz der sowjetischen Besatzungsmacht zur Etablierung und Konsolidierung ihrer Herrschaft unternahm. Die Versorgungslage blieb schlecht und besserte sich erst mit der Gründung der DDR im Oktober 1949. Gerda Lehmann unternahm mehrere Versuche, sich in Berlin, Halle und Leipzig für das Medizinstudium einzuschreiben, die Antwort war immer gleich: aufgrund ihrer Klassenherkunft aus dem Bürgertum sei sie nicht studienberechtigt. Um zumindest in dem Bereich tätig zu sein, für den sie sich interessierte, und angesichts der bestehenden Arbeitspflicht entschied sich meine Mutter für eine Ausbildung zur Säuglingsschwester im Gubener Wilke-Stift. Das Gubener Säuglingsheim war 1878 von dem Gubener Hutindustriellen Friedrich Wilke gestiftet worden und inzwischen eine Einrichtung der Stadt.



**Abbildung 3.8**

Gertraud und Arthur Lehmann, Guben 1947, Silberhochzeit. Zwei Gezeichnete. Arthur Lehmann ging in seinen letzten Lebensjahren regelmäßig zum Gottesdienst. [Quelle: privat.]

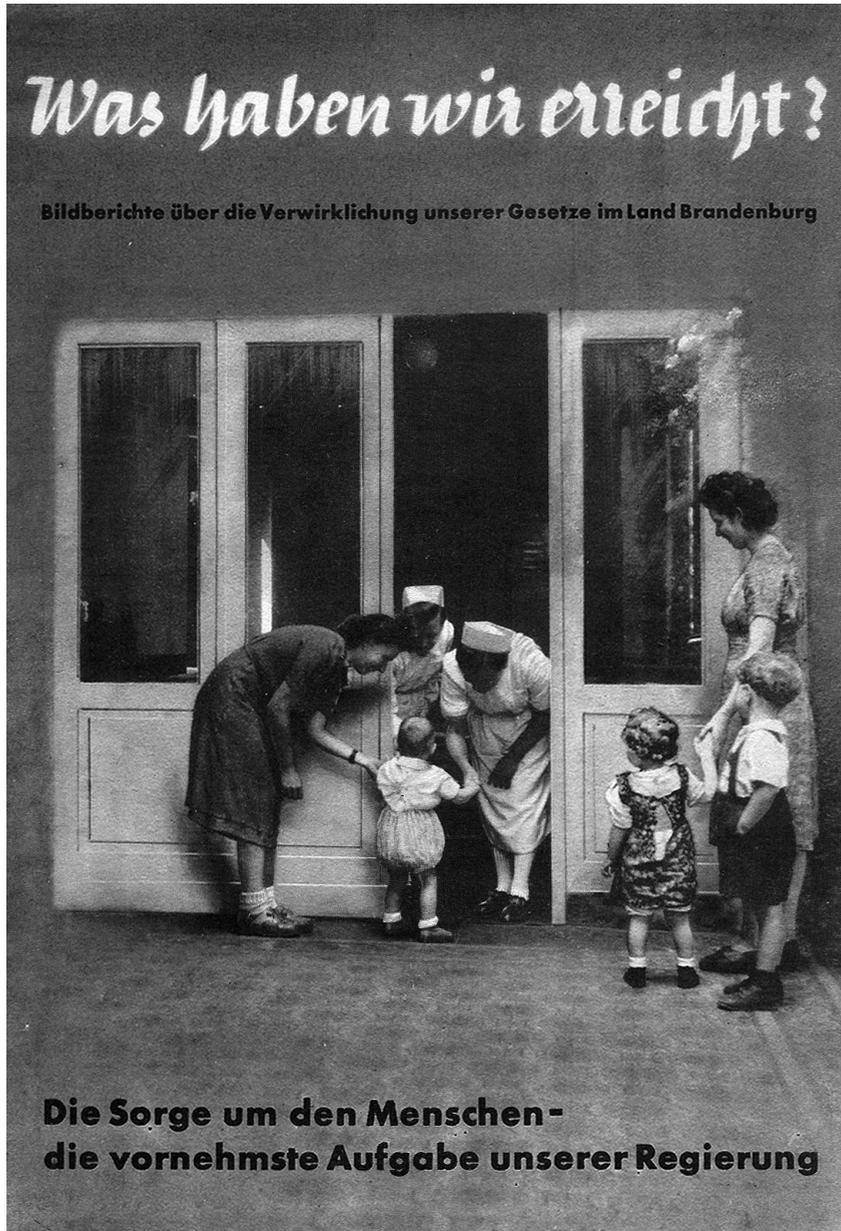
1948 bestand Gerda Lehmann in Potsdam ihr Staatsexamen als Staatlich geprüfte Säuglings-Krankenschwester und blieb bis 1956 im Städtischen Säuglingsheim tätig, ab 1952 als Leiterin. Obwohl die Einrichtung nur für Kinder bis zum Alter von drei Jahren zuständig war, ergab sich in der Nachkriegszeit eine völlig andere Situation. Das Heim nahm Kleinkinder auf, die im Zuge von Flucht und Vertreibung

ihre Eltern verloren hatten. Das Haus kümmerte sich auch um die ‚Russenkinder‘, ausgesetzte oder gezielt dort abgegebene Kinder von Müttern, die von Sowjetsoldaten vergewaltigt worden waren. Bis Ende der 40er Jahre war das sogar die Haupttätigkeit, da sich die noch im Wiederaufbau befindlichen Sozialbehörden des neuen Landes Brandenburg für das Problem offiziell nicht interessierten. Vergewaltigungen kamen auch in der Umgebung sowjetischer Garnisonen immer wieder vor. Bis zu ihrem Lebensende konnte meine Mutter die Geschichte eines vierzehnjährigen Mädchens nicht vergessen, das ihren noch nicht einmal einen Tag alten Sohn im Säuglingsheim abgab, die Umstände erklärte, keine weitere Hilfe annahm und sich dann eine Straßenecke weiter an einem Alleebaum aufhängte.

Die Unterversorgung in der SBZ führte in Verbindung mit den schlechten Wohn- und Lebensbedingungen immer wieder zu Epidemien von Kinderkrankheiten. Die überforderten Gesundheitsbehörden wiesen kranke Kinder zur Pflege auch ins Säuglingsheim ein. Medikamente waren knapp, die Sterblichkeitsrate blieb für Friedenszeiten hoch. Bis 1948 konnten fiebrige Katarrhe oder kleine Wundverletzungen für Kleinkinder lebensgefährlich sein, und am meisten bedrückte es meine Mutter, wenn wieder ein Kind verstarb, von dem sie nicht einmal den Namen kannte. In dieser Notlage bewährte sich eine enge und aufgrund der neurotischen Angst der kommunistischen Machthaber in der Stadt vor ‚bürgerlichen Verschwörungen‘ verdeckte Zusammenarbeit mit einigen Gubener Pastoren, die dem Pflegepersonal beistanden und gegebenenfalls für ordentliche Beerdigungen sorgten.

Gertrud Lehmann arbeitete als Näh- und Kochkraft im Säuglingsheim, über das Gerda Lehmann in ihren Postkarten auch an Rudi Kunze berichtete. Es wurde für sie zur Ersatzfamilie. Als Leiterin und Personalverantwortliche ab 1952 musste sie auch mit anderen städtischen Behörden, zum Teil auch mit der politischen Ebene verhandeln. In meiner Schreibtischschublade liegt noch heute eine FDGB-Blechanstecknadel von 1953, eine Auszeichnung für Planüberfüllung im sozialen Bereich.

1952 verstarb Arthur Lehmann. Seit dem Krieg, dem Verlust seines Sohnes und dann seiner gesamten Existenz hatte er sich nicht mehr erholt. Er konnte und wollte nicht vergessen. Sein Magenleiden hatte längst lebensbedrohliche Formen angenommen. Die Städtische Klinik in Guben wusste ihm nicht zu helfen. Nun rückte seine Tochter an die Stelle der Versorgerin, und sie war es, die alle wesentlichen Entscheidungen traf. Meine Mutter erzählte oft, dass es ihr trotz aller Freude über die Heimkehr meines Vaters nicht ganz leicht gefallen sei, nach 1956 in die traditionelle Rolle der Haus- und Ehefrau hineinzufinden.



**Abbildung 3.9**

DDR-Propaganda aus dem Jahr 1950, herausgegeben vom Amt für Information des Landes Brandenburg in Potsdam: der Eingang des Gubener Säuglingsheims, im Türrahmen in Schwestertracht Gerda Lehmann.



**Abbildung 3.10**

Guben, 1951. Photographenaufnahme zur Bestätigung von Normalität in der jungen DDR. [Quelle: privat.]



**Abbildung 3.12**

Guben, 1953. Als Leiterin der Säuglingsabteilung des Wilke-Stifts. [Quelle: privat.]



**Abbildung 3.11**

Guben, 1952. Gertrud Lehmann, Arthur Lehmann, Gerda Lehmann. Der Lebensstandard am Rand der DDR hatte Anfang der 50er Jahre noch nicht wieder das Niveau der 30er Jahre. [Quelle: privat.]



**Abbildung 3.13**

Guben, 1954. Das Personal des Wilke-Stifts. Gerda Lehmann hinten links neben dem Anstaltsarzt, Dr. Fischer. [Quelle: privat.]

1949 machte Rudi Kunze im Astrachaner Gefängnis doch den Versuch einer Berufung gegen sein Urteil, in seiner Erinnerung konnte er nicht mehr genau sagen, wann. Er hatte Glück: ohne Angaben von Gründen wurde ihm mitgeteilt, dass er bald verlegt werde. Das bedeutete sowohl den Abschied von der Überlebensgemeinschaft der Sieben, aber eben auch von der Zelle. Er wollte unbedingt in ein Arbeitslager, da er Angst vor dem Stumpfsinn des Gefängnisses hatte.

Der Abtransport ohne Zielangabe erfolgte in einem für die Sowjetunion charakteristischen Transportmittel, einem Gefängniszug, bestehend aus Fernzugwaggons mit Zellentrakt statt Abteilen. Die Fahrt ging über Moskau, wo der Zug in der Silvesternacht 1949 auf 1950 hielt. Die Gefangenen mussten unter Bewachung auf einem offenen Gleisfeld umsteigen. Der Waggon, in den mein Vater kam, war bereits voll belegt. Von nun an lebte er ausschließlich unter Sowjetbürgern, wiederum lernte er neue Regeln kennen und auch schätzen. Russisch sprechen musste er hier, der Zellenälteste verlangte, dass er sich vorstelle und wunderte sich über das, was von seiner Uniform übrig geblieben war. Deutsche Uniformen waren 1950 in der UdSSR nur noch selten zu sehen. Seinen Akzent soll er für den eines Wolgadeutschen gehalten haben, und auch darin lag ein wichtiger Schritt in die sowjetische Solidargemeinschaft. Aus der Richtigstellung ergab sich ein Gespräch, daraus die Aufnahme in den Trakt. Sein Gesprächspartner, Micha Rostowski, stellte sich vor als ‚ehrlicher Dieb‘. Der gelernte Frisör hatte irgendwann umgesattelt, war Taschendieb geworden und akzeptierte, dass er einen nicht unerheblichen Teil seines Lebens in Lagern verbrachte. Er freundete sich mit meinem Vater an, und das ganz im Wortsinn auf literarischer Grundlage. Rostowski hatte einen Spleen, er las für sein Leben gern, und im Strafvollzug kam er auch dazu. Gontscharow, Lermontow, Puschkin, Gogol, Dostojewski und Tolstoi waren für ihn keine Unbekannten, aber auch die großen europäischen Erzähler des 19. Jahrhunderts von Hugo bis Dickens und von Stendhal bis Fontane kannte er aus russischen Übersetzungen. Was er gelesen hatte, erzählte Rostowski nach, nicht nur für die Gefangenen, sondern auch für die Posten. In seinen Erinnerungen nannte ihn mein Vater ‚den Erfinder der Seifenoper‘.



**Abbildung 3.14**

Der Erzähler, im Lager eine überlebenswichtige soziale Rolle. [Quelle: Stacheldraht, Hunger, Heimweh, S. 51.]

Der Transport endete in einem Durchgangslager in Swerdlowsk. Die Industrie- und viertgrößte Stadt Russlands am Uralgebirge hieß bis 1924 und heißt seit 1991 Jekaterinburg. Sie liegt knapp östlich der vorgestellten Linie, die Europa von Asien trennt. Shifrin beschreibt die Lebensbedingungen der Lagerregion Swerdlowsk: „Das Gebiet liegt im mittleren Ural an den östlichen Ausläufern des Uralgebirges. Das Klima ist rau: die Wintertemperaturen sinken auf  $-45^{\circ}$ , sogar bis  $-50^{\circ}$ .“<sup>22</sup> Die Gefangenen deckten den Arbeitskräftebedarf der Industrie,

*angefangen in den Rüstungsfabriken, in denen Panzer produziert werden, über Bergwerke, in denen Eisen, Asbest und andere Mineralien gefördert werden, bis zu Holzschlag, Steinbrüchen und dem Bau von Wohnhäusern und Industrieprojekten.*<sup>23</sup>

Mein Vater beschrieb in seinen Erinnerungen den industriellen Fließprozess der Ankunft im Durchgangslager: Alle Angekommenen wurden in die Banja, das Massenbad, geschickt, dann wurden ihnen alle Schamhaare abrasiert – zum Teil auch von weiblichen Kalfaktoren –, sie erhielten eine warme Mahlzeit, die übliche Wassersuppe, dann folgte eine kurze ärztliche Untersuchung. Zum ersten Mal erlebte mein Vater ein gut organisiertes GULAG-Lager, ungefähr so groß wie eine deutsche Kleinstadt, mit eigener Infrastruktur, eigener Verwaltung und einem eigenen, das Leben prägenden Rhythmus, der anderen Zyklen folgte als in den deutschen Kriegsgefangenenlagern. Und wie immer und überall Stacheldraht, Wachtürme, bewaffnete Posten.

Rudi Kunze erfuhr in der ersten Zellenacht im neuen Lager in Swerdlowsk, wie wertvoll die Protektion eines russischen Berufsdiebes und versierten Lagerbewohners sein konnte. In dem überbelegten Erstaufnahmerraum war kaum ein Platz zum Schlafen zu finden. Rostowski scheuchte einen Minderrangigen von seiner Pritsche, für meinen Vater blieb nur ein Platz am Boden. In der Nacht wurde es noch voller, eine Gruppe jugendlich-halbstarker Kleindiebe wurde in die Zelle geschoben. Mein Vater wollte seinen Schlafplatz nicht aufgeben, woraufhin ihn die Gruppe ordentlich zurichtete: sie verprügelten ihn, stahlen den Stoffsack mit seinen Habseligkeiten, und schoben ihn unter eine Pritschenreihe. Auch seine Brille, die er bis in dieses Lager gerettet hatte, ging zu Bruch. Als Rostowski am nächsten Morgen merkte, dass jemand Hand an seinen deutschen Freund gelegt hatte, inszenierte er als ranghöchster Krimineller ein Tribunal eigener Art. Die Kleindiebe akzeptierten dies. Sie

---

22 A. Shifrin, UdSSR-Reiseführer, S. 142–145, 143.

23 Ebd., S. 145.

hatten alles, was sie gestohlen hatten, sofort zurückzuerstatten, mussten meinen Vater aus ihren mitgebrachten Lebensmitteln, Brot und Trockenfisch, entschädigen und versprechen, für eine neue Brille zu sorgen. Der erste, neu in den Raum kommenden Brillenträger, ein älterer Mann, ging dieser schnell verlustig und wurde aufgeklärt, dass dies aus übergeordneten Gründen der Gerechtigkeit nötig sei und der junge Mann, für den sie gedacht sei, die Brille auch viel besser brauchen könne. Nur leider war der Mann weitsichtig, so dass die Brille meinem kurzsichtigen Vater nichts nützte und ihrem Besitzer schnell wieder ausgehändigt wurde. Die Kleindiebe hatten sich jedoch nach dem Prinzip Brille gegen Brille ihrer Schuld entledigt. Seine alte Brille ließ sich durch Rostowskis Vermittlung in der Lagerwerkstatt dann halbwegs flicken. Rostowski wurde kurz danach nach Kasachstan in die Lagerregion Karaganda verlegt.

Dann ging es auch für Rudi Kunze weiter, wieder im Gefängniszug, diesmal bis zum Durchgangslager Nowosibirsk,<sup>24</sup> der drittgrößten Stadt Russlands und ‚Hauptstadt Sibiriens‘, 1893 beim Bau einer Brücke der Transsibirischen Eisenbahn über den Ob entstanden. Dort wiederholte sich die Ankunftsprozedur. Hier sah mein Vater beim Marsch zum Lager zum ersten Mal unmittelbar etwas von einer russischen Großstadt: die Altstadt mit ihren Holz- und Blockhäusern, dann die Spuren der sowjetisch-stalinistischen Industrie-Modernisierung in Form protziger Repräsentationsbauten.

Nach Nowosibirsk folgte die Lagerregion Kemerowo in Westsibirien, nahe des Kuznezker Kohlenbeckens. Dazu Shifrin:

*Dieses Gebiet ist gemessen an der Größe der Sowjetunion nicht sehr groß, doch mit Haftanstalten übersät: 39 Lager und 6 Gefängnisse. Das läßt sich dadurch erklären, daß in dem Gebiet harte Klimabedingungen herrschen, kein Versorgungsnetz für die Bevölkerung vorhanden ist, und es ständig an Lebensmitteln und Kleidung mangelt (...). Deshalb werden die in den Bergwerken und in der Industrie benötigten Arbeitskräfte auf Kosten von Lagerinsassen, Verbannten und Personen gewährleistet, die nach Verbüßung ihrer Lagerhaft kein Ausreiserecht erhalten und so gezwungen sind, hier ‚in einem freien Arbeitsverhältnis‘ zu arbeiten.<sup>25</sup>*

Mein Vater kam das Außenlager Orlowa Rosa und arbeitete auf den GULAG-Kolchosen um Kemerowo. Einmal mehr hatte er Glück: ein ukrainischer Brigadier, ver-

---

24 Vgl. A. Shifrin, UdSSR-Reiseführer, S. 129–138.

25 Ebd., S. 214–219, hier 214–216.

urteilt wegen Bankraubs, zog ihn von den körperlich besonders schweren Arbeiten ab: nicht allein aus Sympathie, sondern weil der vom langen Gefängnisaufenthalt Geschwächte die Leistungsfähigkeit der Brigade ruinierte.

Korruption war allgegenwärtig. Die Lagerverwaltung hielt für die Strafgefangenen Drillich-Hosen und -jacken bereit. Doch an eine bedarfsdeckende Verteilung war nicht zu denken. Mit der Bekleidung wurde ein blühender Schwarzhandel betrieben. Gefangene, die sich neue Kleidungsstücke beschaffen wollten, brauchten Protektion, Beziehungen oder Rubel, die sie sich nur durch den teilweisen Verkauf von Lebensmittelrationen vom Munde absparen konnten. Mein Vater hat sehr eindrucksvoll beschrieben, welche Wirkung es hatte, so lange mit verschlissenen Hosen herumzulaufen, bis sich das Selbstwertgefühl der ruinierten Kleidung anpasste. Mein Vater bezahlte dem Syndikat der Verteiler 15 Rubel für eine neue Hose, schon an der Barackentür wurde er abgefangen, des Diebstahls bezichtigt und hatte nun bis zum Wirksamwerden eines Minimums an Gefangenessolidarität gar keine Hose mehr.

Im Lageralltag gab es auch andere, banalere Gefahren. Beim Küchendienst stach sich mein Vater mit einer Fischgräte in den rechten Zeigefinger. Was harmlos begann, entwickelte sich unter den hygienischen Bedingungen des Lagers schnell zu einer Entzündung und Schwellung mit Fieber und Arbeitsunfähigkeit. Ein als Sanitäter eingesetzter Veterinärgehilfe schnitt mit einem einfachen Messer ohne Betäubung in den Finger, der Eiter floss ab und die Wunde verheilte. Diese Landsknechtschirurgie rettete manches Menschenleben.

In der Zwischenzeit hatten auch die verbliebenen Astrachaner Mitgefangenen meines Vaters erneut Berufung gegen ihre Verurteilung eingelegt. In diesem Zusammenhang fiel dem MWD-Tribunal in Astrachan auf, dass einer der Verurteilten bereits nach Sibirien in den normalen Strafvollzug überstellt worden war. Nun erging Ukas, diesen Gefangenen sofort nach Astrachan zurückzubringen. Das geschah. Rudi Kunze fand sich wieder im Gefängniszug und schließlich im Untersuchungsgefängnis Astrachan. Ein neuer Prozess in der alten Sache stehe bevor, hieß es. Dazu kam es aber gar nicht.

Kaum in Astrachan angekommen, wurde mein Vater, ohne die Hintergründe jemals zu erfahren, in ein deutsches Kriegsgefangenenlager 1 nach Stalingrad verlegt.<sup>26</sup> Dazu Shifrin:

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 210–214.

*nur wenige Touristen wissen, wie viele Hunderttausende von Gefangenen gleich nach dem Krieg zu Bauobjekten dieser Stadt geschickt worden sind – zum Bau eines Wasserkraftwerks, zum Bau eines Kanals (...) (Wolga-Don-Kanal).<sup>27</sup>*

Rudi Kunze begrüßte die Verlegung, denn inzwischen überließen die Sowjets den kriegsgefangenen Deutschen die Binnenorganisation des Lagers weitgehend, so dass mafiose Entwicklungen wie in der GULAG-Welt hier weniger zu erwarten waren. Die Arbeitseinsätze lagen im Bereich von Wohnungs- und Straßenbau, waren zwar auch körperlich fordernd, gehörten aber bei weitem nicht zum Schlimmsten. Mein Vater fand nun auch gleich wieder zur Kulturgruppe. Die Darbietungen wurden anspruchsvoller, nicht mehr nur Bunte Abende und gespielte Witze. Klassiker wurden aufgeführt, ein Lagerorchester war vorhanden. Nach etwa einem Jahr wurde mein Vater erneut verlegt und kam zusammen mit einigen neuen Stalingrader Bekannten aus der Kulturgruppe in das Lager 11. Immer wieder hat er und haben auch andere Kriegsgefangene zu verstehen versucht, welcher Rationalität diese Menschenverschiebungen folgten: eine überzeugende Antwort hat niemand gefunden. Arbeitskräftebedarf und politische Steuerung haben sicherlich meistens eine Rolle gespielt, in welchem Ausmaß erschloss sich den Betroffenen nicht. Möglicherweise gehörte ein gewisses Bewegungsprinzip zum GULAG-System.

Im Lager 11 bauten die Neuen eine eigene Kulturgruppe auf. Einer der drei war nicht arbeitsfähig und wurde zum Notenabschreiben abgestellt. Die Notenblätter entstanden aus Zementtütenpapier. Dafür musste zunächst ein Zementsack ‚verlorengelassen‘, leer von der Baustelle ins Lager geschmuggelt, unter der Dusche gewaschen, aufgetrennt, getrocknet und geglättet werden. Erst dann begann die eigentliche Arbeit. Ein Ziehharmonikaspieler rekonstruierte in Ermangelung des eigentlichen ersatzorchestralen Reproduktionsinstruments, des Klaviers, aus dem Kopf ganze Partituren. Das missfiel gelegentlich den sowjetischen Wachtposten, weil es für ihre Ohren ein misstönendes, unzusammenhängendes Gepiepse war. Gelegentlich erging dann der Befehl ‚Dawai, Knochen!‘, und das stand für den musikalischen Wunsch nach dem gemütvolleren NS-Propagandalied ‚Es zittern die morschen Knochen ...‘.

Die Stalingrader Gefangenen führten Sammlungen durch, um Musikinstrumente anzuschaffen. Mit diesen Spenden der Mitgefangenen wurden auf dem russischen Basar bei der Besetzung in Deutschland gestohlene Instrumente gekauft. Das konnte zu Problemen führen. Wenn z. B. die Lederdichtungen einer so erstandenen

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 210 f.

Klarinette schadhaft wurden, ließ der Musikalienfachhandel Stalingrads zu wünschen übrig, so dass die Dichtung aus dem Zeitungspapier der ‚Prawda‘ ersetzt werden mussten. Mein Vater machte in der Anmoderation eines Klarinettenisten den Fehler, auf eben diesen Umstand hinzuweisen: dass die Dichtungen aus der ‚Prawda‘, wörtlich übersetzt: Wahrheit stammten, was die immer gegenwärtige deutschsprachig sowjetische Kontrolleurin auf den Plan rief, die ihm Provokation vorwarf. Sie war im übrigen auch hilfreich, wenn es darum ging, deutsche Klassiker ‚dialektisch‘ zu spielen. Der Räuber-Chor in Schillers gleichnamigem Stück ließ sie ebendies besorgt einfordern, denn die Strophe „Ein freies Leben führen wir/Ein Leben voller Wonne,/Der Wald ist unser Nachtquartier,/Bei Sturm und Wind marschieren wir/Der Mond ist unsre Sonne“ passte wenig gut zur Lager-Realität. Dialektisch sollte in diesem Fall heißen: streichen. Auch an Shakespeares ‚Sturm‘ und Goethes Faust I traute sich die Kulturgruppe des Stalingrader Lagers 11 heran: die Unwirklichkeit der Spielsituation ist im nachhinein kaum zu fassen. Sie ist dadaistisch, absurd im Sinne Ionescos und neorealistic in einem. Die bildungsbeflissenen sowjetischen Offiziere schickten ihre deutsch lernenden Kinder zu jeder Aufführung. Sie saßen neben den staunenden deutschen Kriegsgefangenen, die in der Heimat wohl kaum in den Genuss einer Shakespeare-Aufführung gekommen wären. Was für eine Bühne! Was für ein Theater!



**Abbildung 3.15**

Personenkult in der höchststalinistischen DDR: Gedenkbriefmarke aus Anlass des Todes von Stalin, 1953. [Quelle: [http://de.wikipedia.org/wiki/Josef\\_Stalin#mediaviewer/File:Stamp\\_Josef\\_Stalin\\_2.jpg](http://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Stalin#mediaviewer/File:Stamp_Josef_Stalin_2.jpg) (2. 9. 2014).]

In Stalingrad lernte mein Vater den Sohn des Mitverschwörers des 20. Juli 1944, des 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilten und hingerichteten Deutschnationalen und späteren Zentrumsmann Paul Lejeune-Jung (1882–1944), Georg Lejeune-Jung, kennen. Der Redeweise ehemaliger Wehrmachtsoffiziere von den ‚Verrätern‘ setzte Lejeune-Jung eine ganz andere Sichtweise entgegen, die auch meinen Vater nachdenklich machte.

In der Stalingrader Zeit verstarb der damalige Namensgeber der Stadt, Erzdiktator Stalin. Getragene Musik kam aus den Lautsprechern, die Wachen wurden verstärkt. Die Stimmung des Personals

war gereizt, lautes Singen in der Banja konnte in diesen Tagen in den Karzer führen. Die Ereignisse des 17. Juni 1953 hatten für die Kriegsgefangenen in der UdSSR eine indirekte Konsequenz. Größere Kontingente wurden freigelassen, offensichtlich um die Lage in der DDR etwas zu beruhigen.

Mein Vater war nicht unter denen, die nach Westen fuhren, sondern kam auf einen Transport, der wiederum Richtung Ural, nach Swerdlowsk, führte.<sup>28</sup> Er beschrieb das rückblickend als einen der schlimmsten Momente in der Gefangenschaft überhaupt: während die anderen nach Westen und in die Heimat reisten, drohte ihm wieder Sibirien. Das Widerstandsvermögen hat eine körperliche und eine seelische Seite. Körperlich war für Rudi Kunze die Astrachaner Gefängniszeit besonders belastend gewesen. Je länger sie dauerte, desto mehr auch seelisch. Entscheidend war die Aussicht auf eine kurzfristige Verbesserung der Lebensumstände und mittelfristig auf Heimkehr. Nach so vielen Jahren in der Sowjetunion nun erneut nach Sibirien und in die GULAG-Lager zu kommen, war schwer zu ertragen, weil das alle Hoffnungen zerstörte. Es gab Selbstmorde. Mein Vater half sich selbst und den anderen, indem er auf dem Transport seiner Rolle als Erzähler-Spaßmacher gerecht wurde.



**Abbildung 3.16**

Rudi Kunze, Perwo-Uralsk, 1954. Links mit geborgter Jacke, rechts mit geborgtem Jackett.  
[Quelle: privat.]

---

28 A. Shifrin, UdSSR-Reiseführer, S. 141–145.

Perwo-Uralsk bei Swerdlowsk war eine charakteristische urban-industrielle GULAG-Lagerregion. Hier erlebte mein Vater den letzten Abschnitt seiner Gefangenschaft vom Winter 1953 bis zum Winter 1955/56. Das ‚Wunder von Bern‘ 1954 drang bis in den Ural vor. In einem Privatpaket hatte eine Exemplar der Fußballzeitschrift ‚Kicker‘ mit einem ausführlichen Bericht über die deutschen Fußballweltmeister seinen Weg ins Lager gefunden und wurde als Reliquie besonderer Art hochgehalten. Ansonsten passierte nicht viel, es war eine Zeit des Wartens. Die Arbeitsverpflichtungen auf den Baustellen hielten sich in Grenzen, so dass man den Eindruck haben konnte, die UdSSR wisse mit diesen Gefangenen nichts mehr anzufangen. Mein Vater dirigierte als Dispatcher – ein Begriff, der durch die Präsenz amerikanischer Unternehmen wie Ford in der Sowjetunion seit den 30er Jahren ins Russische aufgenommen worden war – Baustoff-LKW hierhin und dorthin.

Die kleine und keineswegs nur symbolische Rache eines Mitgefangenen im Bautrupps bestand darin, dass er im Lager Wanzen in einer Schachtel sammelte und nach Abschluss der Bauarbeiten jeden Neubau, der gerade trockengeheizt wurde, mit so vielen Wanzen wie nur möglich ausstattete.



**Abbildung 3.17**

Flughafen Köln/Bonn, 19. Juni 1955. Die Mutter eines Kriegsgefangenen küsst Bundeskanzler Adenauer, der gerade aus Moskau zurückgekommen ist, die Hand. [Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Heimkehrer> (28. 1. 2014).]

Im September 1955 flog Bundeskanzler Adenauer mit einer großen Delegation und Rückendeckung aus Washington und Paris zu Verhandlungen nach Moskau. Der oft beschriebene Besuch<sup>29</sup> brachte in der Kriegsgefangenenfrage den entscheidenden Durchbruch in Form eines Deals: Rücksendung der noch verbliebenen Kriegsgefangenen gegen Einrichtung einer Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Moskau. Das war schwierig, weil darin angesichts des Vorhandenseins einer Botschaft der DDR ein implizites Abrücken von der Hallstein-Doktrin, also vom Alleinvertretungsanspruch der Bundesrepublik, gesehen werden konnte und aus sowjetischer Sicht auch sollte.

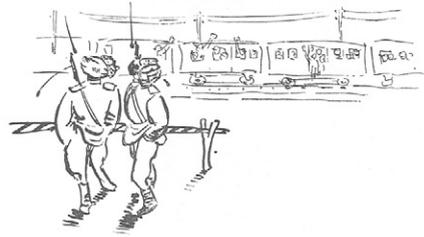
Dass dieser Schritt langfristig Bewegung in das Verhältnis zu allen Siegermächten des Zweiten Weltkriegs und auch in die Deutschlandpolitik bringen sollte, ist eine

---

<sup>29</sup> Vgl. Hans-Peter Schwarz, Adenauer, Bd. 2: Der Staatsmann. 1952–1967, München 1994, S. 207–222.

nachträgliche Weisheit. In Moskau war der Druck auf die Bonner Abgesandten groß.

Tatsächlich begann im Oktober 1955 der Abtransport der letzten verbliebenen Gefangenen aus der UdSSR. Mein Vater hatte allerdings Pech und seine Heimreise verzögerte sich bis in den Januar 1956. Die sowjetische Seite blieb bis zum Abschluss dieses Kapitels bei ihrem gewohnten Politikstil, das Faustpfand der Gefangenen so lange wie nur möglich zu halten. Am 15. Januar 1956 jedoch stand der Zug in Perwo-Uralsk auch für meinen Vater bereit und es ging nach Westen. Es war zum ersten Mal in der sowjetischen Transporterfahrung meines Vaters ein regulärer Fernzug, kein Gefangenenzug.



**Abbildung 3.18**

Es ist vorbei. Der Zug aus der GULAG-Welt nach Westen. Die dunkle Erinnerung blieb. [Quelle: Stacheldraht, Hunger, Heimweh, S. 81.]

Eine Eigenmächtigkeit gehörte zur Geschichte dieser Heimreise. Vor der Abfahrt hatten die Gefangenen einen Teil ihrer inzwischen angesammelten Habe verkauft, aus Deutschland geschickte Gummistiefel und Bekleidung, so dass sie über eine gewisse Menge an Rubel verfügten. Mein Vater ließ sich bei einem Zwischenhalt bei Kasan einfallen, der länger sein sollte, sein Geld in eine vernünftige warme Mahlzeit zu investieren. Während er Schafsbraten mit grünen Bohnen aß, fuhr sein Zug ab. Die Lösung des Problems war nun sowjetisch. Der Bahnhofsvorsteher wollte dem verlorenen Passagier nicht gestatten, ohne Fahrkarte den verpassten Zug einzuholen, die Bahnpolizei wies auf ihre begrenzte Zuständigkeit nur für den Bahnhof hin. Hilfreicher waren Komsomolzen, Angehörige der Partei-Jugendorganisation, die im Stellwerk Aushilfsarbeiten leisteten. Sie stellten bereitwillig meinem Vater einen improvisierten Pass aus, mit allen verfügbaren Stempeln versehen, der ihn in die Lage versetzte, seinen Zug zu erreichen. Die Komsomolzen rieten meinem Vater, im nächsten planmäßigen D-Zug aus Nowosibirsk nicht in den zivilen Zugabschnitt, sondern in den militärischen, für Angehörige der Sowjetarmee reservierten, einzusteigen und vermittelten das auch bei dem Posten am Zug. Tatsächlich funktionierte dieser Behelf und erzeugte nicht wenig Heiterkeit bei den eigentlichen Fahrgästen. Noch vor Moskau und nach zu viel Wodka erreichte Rudi

Kunze den Heimkehrertransport. Die Sowjetsoldaten verabschiedeten ‚ihren‘ Deutschen mit einer Sammlung: alles, was sie aus ihrem Zug auf den Bahnsteig warfen: Taschenmesser, Rubelscheine, Kämmen, musste er als Andenken einsammeln und behalten. Und er bekam noch mit auf den Weg, zuhause dafür zu werben, keinen Krieg mehr anzufangen. Das war der Abschied von der Sowjetarmee.

Die Fahrt ging an Moskau vorbei, schließlich nach Polen. In Neu Bentschen, polnisch Zbąszynek, an der vormaligen Grenze zu Polen stieg mein Vater nochmals aus dem Zug aus, um seine Familie in Frankfurt/Oder zu informieren, wann der Zug dort durchfahren würde. Mit der Hilfe sehr hilfsbereiter polnischer Bahnarbeiter gelang das tatsächlich: sie informierten über Kollegen in Frankfurt/Oder Erich und Röschen Kunze, allerdings trafen die zu spät am Bahnhof ein. Ich habe mich oft gewundert, dass mein Vater nur wenig dazu erzählt oder in seinen Erinnerungen festgehalten hat, was er bei der Heimkehr empfand.



**Abbildung 3.19**  
Rudi Kunze, Grenzdurchgangslager Friedland, 16. Januar 1956. [Quelle: privat.]

Es muss ein eigenartiger Mix aus Gefühlslagen gewesen sein, verbunden mit Ungewissheit, was ihn zuhause erwartete, denn mehr als ein Jahrzehnt der Entwicklung dort hatte er verpasst. Der Transport ging weiter über Leipzig, Erfurt und Eisenach. Dort warfen die ehemaligen Gefangenen alle Gebrauchsgüter, für die sie keine Verwendung mehr hatten, für die DDR-Bürger aus dem Zug. Dann ging es über die Grenze in den Westen. Busse brachten die Heimkehrer nach Friedland: Menschenpalier, Kirchenglocken und Presse.

In Friedland angekommen, gab Rudi Kunze am 16. Januar 1956 ein Telegramm an Gerda Lehmann in Guben auf. Der Wortlaut wurde in der Familie zum Sinnspruch eigenen Rechts: „Unser Traum ist wahr geworden. Nun lass mich bitte nicht mehr lange warten.“

Mein Vater hatte sich für den Westen entschieden, obwohl alle Angehörigen in der DDR lebten. Von sowjetischer Seite wurde auf ihn kein Druck ausgeübt, nach Guben zurückzugehen. Von der Bundesrepublik aus hatte Werner Pöschke Gerda Lehmann über den Entschluss meines Vaters informiert, keinesfalls in die DDR zu gehen. Gerda Lehmann schrieb ihre Zustimmung dazu auf einen winzigen Zettel, der, versteckt in der Falz einer Zahnpastatube, seinen Weg in die UdSSR und zu meinem Vater fand.

Am 17. Januar 1956 wachte Rudi Kunze in seinem Baracken-Etagenbett vom Läuten der großen Lagerglocke auf, und jetzt gab manches in ihm nach, wie er in seinen Erinnerungen beschrieb: er zog die Decke über den Kopf und versuchte, in der Wirklichkeit anzukommen. Was in meinem Vater vorging, stelle ich mir ungefähr so vor wie den Traum, den jeder kennt, dass man sein ganzes Leben oder wichtige Teile davon nur träumt. Der Sinn dieses Traums, und das weiß man schon beim Träumen, ist das Aufwachen, das die geträumte Angst schlagend widerlegt. Am hellen Tag war in Friedland zum Träumen wenig Zeit. Stabsstellen des amerikanischen Geheimdienstes befragten die Heimgekehrten nach militärisch verwertbaren Erkenntnissen. Die extrem nationalsozialistische Hilfsorganisation für ehemalige SS-Mitglieder, die Hiag, die in Friedland 1956 unbehelligt agierte, versuchte die SS-Angehörigen in ihren ideologischen Dunstkreis aus Freibier, Soldatenliedern und offener NS-Apologik zu ziehen, was meinen Vater entsetzte. Die yellow press war auf der Jagd nach Rührseligkeiten, die richtige Presse nach lebensnahen Argumenten für und gegen Hardlinertum im Kalten Krieg.

Neben der perfekten Organisation in Friedland waren dies die ersten Eindrücke meines Vaters von der Freiheit im Westen. Dennoch hat er seine Option nie bedauert. Er wollte die Wahl haben und nicht die Ulbrichtsche Erziehungsdiktatur zur sozialistischen Menschengemeinschaft auf sowjetischen Bajonetten. Zu den Zumutungen der Freiheit gehörten auch Widerwärtigkeiten wie die Hiag und auch die vielen, weitaus weniger sichtbaren, aber genau so Tiefstbraunen an vielen Positionen in der Bundesrepublik – aber nicht nur sie. Im Jahr der Heimkehr meines Vaters erschien das bald berühmt gewordene Buch des Schweizer Journalisten Fritz René Allemann mit dem Titel ‚Bonn ist nicht Weimar‘.<sup>30</sup> Allemann bilanzierte kühl und distanziert, dass die Integrationskraft der zweiten deutschen Demokratie offensichtlich stärker war als die gar nicht so kleine Zahl der mehr oder weniger großen Nazis. Mein Vater, der sich selbst als „munteren Trittbrettfahrer“ des Nationalsozialismus bezeichnete, traf seine Entscheidung für den wenig perfekten, auf

---

30 Fritz René Allemann, Bonn ist nicht Weimar, Köln 1956 u. ö.

vielfältige Weise provisorischen, dem Grundgesetz als law on the books und in der gesellschaftlichen Praxis auch schon lange vor ,1968' nach freiheitlichen Staat, und er blieb dabei.

Am 17. Januar 1956 kam Werner Pöschke nach Friedland und holte Rudi Kunze zu sich nach Lengerich in Westfalen. Gerda Lehmann hatte ihren Interzonenpass beantragt und in Lengerich war bekannt, wann der Fern-D-Zug Warschau–Berlin–Hannover–Osnabrück–Hoek van Holland, mit dem ich Jahrzehnte später noch oft in anderer Richtung fahren sollte, in Osnabrück ankommen würde. Pöschkes brachten meinen Vater in ihrem VW 1200 von Lengerich nach Osnabrück.



**Abbildung 3.20**

Rudi, Gerda und Rolf-Ulrich Kunze, 21. Januar 1987, Gleis 4, Osnabrück Hauptbahnhof. In jedem Jahr gedachten wir des 21. Januars 1956 als des Beginns der zweiten Biographie meiner Eltern. [Quelle: privat.]

Auf dem Hauptbahnhof in Osnabrück sahen sich Gerda Lehmann und Rudi Kunze am 21. Januar nach 4.022 Tagen der Trennung wieder: auf Gleis 4, um 18 Uhr 56. Züge waren damals pünktlich. Wie der Abschied auf dem Gubener Bahnhof im Januar 1945 war das eine Filmszene: das Happy End schlechthin. Aber allen Beteiligten war klar, dass es dafür kein Drehbuch gegeben hatte: Glück gehabt, nicht mehr und nicht weniger. Das bestimmte ihr weiteres Leben, das meines Bruders und meines.

Ende der 60er Jahre nahm mein Vater an einem Kongress des Verbands der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN) in Frankfurt am Main teil. Thema war die damals noch einseitige Darstellung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus in der Bundesrepublik unter Ausblendung des kommunistischen Widerstands. Mein Vater verbrachte einen Abend rotweintrinkend mit einem deutschen Emigranten aus London, einem Kommunisten, der sich die Kriegs- und Gefangenschaftsgeschichte meines Vaters anhörte und dann auf einen Unterschied hinwies: von den sowjetischen Polit-Offizieren, den Kommissaren, die in gewisser Weise ja einem SS-Untersturmführer vergleichbar waren, hatte keiner die Heimat wiedergesehen.

Was sollte nach dem 21. Januar 1956 noch kommen? Ein knappes halbes Jahrhundert gemeinsamen Lebens mit der eigenen Familie. Die Schatten blieben.

## 1956–1968: And he didn't mind the dust

Am 4. Februar 1956 heirateten meine Eltern in der Stadtkirche in Lengerich in Westfalen, Kreis Tecklenburg, dem Wohnsitz von Rudi Kunzes Gefangen-schaftskameraden Werner Pöschke. Das war die einzige Verbindung mit dem Ort. Die evangelische Stadtkirchenge-meinde richtete die Feier aus, an der auch Rudi Kunzes Eltern aus Frank-furt/Oder und Gerda Kunzes Mutter aus Guben teilnahmen. Bald danach reiste meine Mutter zurück nach Guben, um dort die Wohnungsauflösung und den Umzug auch ihrer Mutter in den Westen zu organisieren. Guben rückte nun an den Rand. Rudi und Gerda Kunze wa-ren allerdings noch lange nicht im Wes-ten angekommen.

Die Berufsfrage stellte sich für meinen inzwischen über dreißigjährigen Vater mit besonderer Dringlichkeit. Außer einer nach der Mittleren Reife abgebrochenen Gymnasialkarriere hatte er keinerlei Ausbildung. Den Weg nicht weniger Kameraden aus der SS und aus der Gefangenschaftszeit in die neugegründete Bundeswehr wollte er auf gar keinen Fall gehen – mit dem Soldatenberuf hatte er innerlich abgeschlossen, die Ewiggestrigkeit und zeithistorische Unbelehrbarkeit vieler alt-neuer Berufssoldaten stieß in ab: Der Weg bis zur Integration der Werte des 20. Juli 1944 in das Konzept der Inneren Führung der Bundeswehr und zur Benennung von Bundeswehr-Kasernen nach Mitverschwörern des Attentats auf Hitler war noch lang und in der zweiten Hälfte der 50er Jahre nicht absehbar. Mit seiner Entertainer- und Erzählerbegabung wäre vielleicht etwas anzufangen gewesen, aber hier fehlte es ihm an Kontakten zum Rundfunk. Außerdem erschien das meiner Mutter nicht als eine ausreichend gesicherte Existenz. Es blieb bei einer einzigen NDR-Hörfunk-produktion mit Kriegsgefangenthemen in Hamburg.



**Abbildung 4.1**

4. Februar 1956, Standesamt Lengerich, Gerda und Rudi Kunze. [Quelle: privat.]

Ich habe meine Mutter oft gefragt, warum sie eigentlich nicht nach ihrem Umzug in die Bundesrepublik ihren alten Traum vom Medizinstudium verwirklicht hat und Kinderärztin geworden ist. Sie war wesentlich besser qualifiziert als mein Vater, hatte Abitur und ein Staatsexamen als Säuglingskrankenschwester. Dass Ihre Erfahrungen als Leiterin des Gubener Säuglingsheims ihr einen solchen Weg sicherlich erleichtert hätten, nimmt man heute an. Die Realität war anders. Meine Mutter beschrieb die damalige Situation so, dass sich ihre eigenen Wünsche nach dem langen Warten auf meinen Vater in erster Linie auf die Familie richteten. Hinzu kam, dass im damaligen Rollenverständnis sowohl meiner Eltern wie der westdeutschen Gesellschaft die berufstätige Frau kein akzeptiertes, sondern vielmehr ein Tabubruch war, der zunehmend mit der DDR-Gesellschaft assoziiert wurde. Vom Mann und Vater konnte erwartet werden, die Familie zu ernähren. Im übrigen stellte sich auch ganz praktisch die Frage, wie ein solches Studium hätte finanziert werden sollen. In dieser Situation war es naheliegender als es im Rückblick erscheint, dass meine Mutter ihre Berufsbiographie zunächst abbrach. Im Sinne der If-History ist es allerdings reizvoll, sich die Familienbiographie meiner Eltern unter den Bedingungen der DDR vorzustellen. Sie wäre anders verlaufen.

Die aus der DDR mitgebrachten Lehmannschen Möbel – brandenburgische Massenkiefernware des frühen DDR-Möbelbaus: gewissermaßen IKEA avant la lettre – zogen nun mit meinen Eltern in eine winzige Dachwohnung in Lengerich ein. Die Aufnahme der Schwiegermutter war alternativlos und nicht spannungsfrei. Reibungen gab es nicht nur im Schutzraum der kleinen Familie. Nicht überall waren die Neubundesbürger willkommen. Bei der Stadt Lengerich erfuhr meine Mutter, die sich nach Anstellungsmöglichkeiten in der Säuglingspflege erkundigt hatte, dass man von ihrem ‚Bolschewiken-Examen‘ nichts halte und gar nicht daran denken würde, sie bei der Arbeitssuche zu unterstützen. Es war, wie Werner Pöschke wusste, ein bekennend gewerkschaftlich organisierter Sozialdemokrat, der ihr diese Auskunft gab. Ihr Hinweis darauf, dass sie selbst ein städtisches Säuglingsheim geleitet hatte, führte sofort zu politischer Verdächtigung und der Frage, was sie eigentlich im Westen wolle. Mein Vater machte einen Versuch bei der Personalabteilung der Dyckerhoff-Zementwerke in Lengerich, um sich dort von einem Ex-Marineoffizier über die Breite von dessen Abteilungsleiterschreibtisch im Kasionoton mitteilen zu lassen, dass er ihn weder einstellen könne noch wolle. Schließlich sei ja gar nicht sicher, ob er – SS hin oder her – nicht am Ende von den Roten umgepolt und selbst einer von denen geworden sei. Man habe von solchen Fällen gehört. In der Tat: Bonn war nicht Weimar, aber von einer offenen Gesellschaft noch weit entfernt.

Hilfreicher war der Leiter des Sozialpädagogischen Seminars in Dortmund, wo sich mein Vater über die Voraussetzungen für ein Studium mit dem Berufsziel des Sozialpflegers erkundigte. Der Ansprechpartner riet zu einem halbjährigen Praktikum, um Erfahrungen in der Jugendpflege zu sammeln und vermittelte den Kontakt zum Spätaussiedlerlager der Inneren Mission, dem Ludwig-Steil-Hof in Espelkamp-Mittwald bei Lübbecke in Ost-Westfalen. Mein Vater griff sofort zu. Die Entscheidung meiner Eltern, als Betreuerehepaar nach Espelkamp-Mittwald zu gehen, konnte, was die äußeren Bedingungen betraf, wie ein Rückschritt aus der eigenen Wohnung in die Barackenwelt der nicht enden wollenden Nachkriegszeit wirken. Der Eindruck täuschte, denn es handelte sich um einen der vielen gesellschaftlichen Integrationsbereiche des jungen West-Staats, in dem er seine Bindekräfte unter Beweis stellte. Auch meine Mutter konnte hier sofort als angestellte Kraft Spätaussiedlermädchen in Hauswirtschaft und Säuglingspflege unterrichten. Wer, wenn nicht sie, war für die Rolle der sozialen Migrationsarbeit zeitgeschichtlich qualifiziert?

Die in die Bundesrepublik ausreisenden deutschstämmigen Spätaussiedler aus der Sowjetunion und ihrem Machtbereich wurden, sofern es sich nicht um Familien, sondern um noch jüngere Leute handelte, vorübergehend in Lagern einquartiert, um sie dort auf einen selbständigen Lebensweg vorzubereiten. Jedes dieser Lager hatte seine eigene Funktionalitätsgeschichte aus der NS- und Besatzungszonenzeit, war möglicherweise als Arbeitsdienst- oder Rüstungslager, dann für Flüchtlinge und Vertriebene, manchmal auch für internierte NS-Täter genutzt worden. Mein Vater fand eine schwierige erzieherische Situation in dem Lager vor: weitgehend sich selbst überlassene, halbstarke Jugendliche mit vielfältigen Entwurzelungs- und Repressionserfahrungen, Cliques und die Gefahr der Bildung einer Parallelgesellschaft, bedingt durch die geschlossene Ablehnung der westdeutschen Umgebung. Er bekam es mit echten underdogs zu tun. Seine eigene GULAG-Erfahrung half ihm hier sehr: mit eher einfachen Mitteln, einer Fußball- und einer Laienspiel-Gruppe, kanalisierte er Aggressionen und Talente, so dass die Lagerleitung sehr zufrieden mit dem Ergebnis war. Das würde sein Rezept auch als Realschullehrer und Lehrerausbilder sein: bis die Gesellschaft dafür zu komplex wurde.

Am 30. November 1956 wurde mein Bruder Heinz Rudolf im Steil-Hof geboren, in einer wahrlich sonderbaren Umgebung: eine junge Familie mit einer besonderen Geschichte inmitten rüder, sozialauffälliger Halbstarcker, in einer Lagerwelt, die mehr mit Rudis Kunzes elf Jahren in der Sowjetunion als mit dem boomenden Wirtschaftswunderland zu tun zu haben schien und doch mitten in ihm lag.

Am Anfang der Familiengeschichte im Westen stand die Lebensgemeinschaft mit den Habenichtsen und schwierigen Fremden. Das hat viele Einstellungen, Haltungen und Bewertungen auf lange Zeit geprägt. Es entwickelte sich daraus ein Grundkonsens, eine Art familiäre Zivilreligion, sich auf der Seite der Schwächeren zu sehen, nicht der zufällig Starken; eigenes, zufälliges, unverdientes Glück als Verpflichtung zum Weitergeben und zum Mitwirken zu verstehen. An der politischen Oberfläche entsprach dem eine Affinität zur SPD und ihrem Kerngedanken der sozialen Demokratie, verstanden als Teilhabe für alle. In diesem ziemlich blauäugigen Idealismus lag ein erhebliches Frustrationspotential. Denn meine Eltern konnten schnell merken, dass es für solche Überzeugungen eher noch in Teilen der evangelischen Kirche bzw. der Diakonie als bei der wohlorganisierten Facharbeiter- und Gewerkschaftler-SPD vor 1968 oder der Lifestyle-SPD der 70er Jahre Verständnis gab. Bei der Sympathie gegenüber Einrichtungen der Inneren Mission bzw. der Diakonie blieb es. Einzusehen, dass solche familienbiographischen Erfahrungen in den späten 50er Jahren der Bundesrepublik eine sonderbare Ausnahme darstellten, war für mich ein schmerzhafter Lernprozess.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der jungen Familie waren äußerst bescheiden, ja ärmlich im aufblühenden Wirtschaftswunderwohlstandsland. Als Praktikant verdiente mein Vater in Espelkamp-Mittwald monatlich 60,- DM, hinzu kamen freie Unterkunft und Verpflegung. Facharbeiter erhielten mehr als das Doppelte. Die Lagerleitung schenkte meinen Eltern den Kinderwagen für meinen Bruder. Leiter des Steilhofs zwischen 1955 und 1963 war der deutsch-baltische Pastor Claus von Aderkas (1919–2007), der auch meinen Bruder taufte. Zu ihm bestand noch lange nach der Steilhof-Zeit Kontakt. Zwei im Steil-Hof damals tätige Diakonissen, die im Ruhestand auf Langeoog lebten, haben wir bis in die 80er Jahre oft besucht.

In Espelkamp-Mittwald entschloss sich mein Vater, Lehrer zu werden und nicht in der praktischen Sozialarbeit zu bleiben, allerdings vor dem Hintergrund der hier gemachten Erfahrungen. Pastor von Aderkas vermittelte für meinen Vater einen Kontakt zur Pädagogischen Hochschule Osnabrück und zu der dort tätigen, mit ihm befreundeten Sozialpädagogin Prof. Dr. Elisabeth Siegel (1901–2002).<sup>31</sup> Sie war mit dem Pädagogen und Widerständler Adolf Reichwein<sup>32</sup> befreundet gewesen, hatte bei dem Pädagogen Hermann Nohl mit einer bildungsgeschichtlichen Studie über

---

31 Elisabeth Siegel, *Dafür und dagegen. Ein Leben für die Sozialpädagogik*, Kassel 1981; Elisabeth Siegel, *Erfahrung als Entwurf. Erlebte Geschichte der Sozialpädagogik und der ‚Gilde Soziale Arbeit‘*, Bielefeld 1988; Edda Hattebier, *Lehren für das Leben. Elisabeth Siegel. Biografie*, Münster 2001.

32 Vgl. James L. Henderson, *Adolf Reichwein. Eine politisch-pädagogische Biographie*, Stuttgart 1958.

„Das Wesen der Revolutionspädagogik“<sup>33</sup> promoviert und war 1933 wegen ihrer Distanz zum Nationalsozialismus als Dozentin an der Pädagogischen Akademie Elbing entlassen worden. Nach 1945 baute sie im neuen Bundesland Niedersachsen die Sozialpädagogik auf und kam 1953 an die PH Osnabrück, an der sie bis 1969 Pädagogik und Sozialpädagogik unterrichtete. Man kann wohl sagen, dass die Begegnung mit Elisabeth Siegel das Leben meines Vaters und unserer ganzen Familie entscheidend verändert hat, und das nicht nur in beruflicher Hinsicht. Sie wurde über die Jahre zu einem Familienmitglied, für mich zu einer borstigen und herrischen, unendlich auskunftsbereiten und spröde aufklärerischen, streitlustigen und noch als Greisin auf eine Weise an jungen Menschen interessierten Über-Großmutter, die mich wahrscheinlich ebenso, wenn auch auf ganz andere Weise, beeindruckt und beeinflusst hat wie meinen Vater.

Elisabeth Siegel war das gelebte Gegenprogramm zu vielem, was man an der deutschen Geschichte als Sonderweg empfinden kann. Ihr pädagogischer, deutlich evangelisch und sozialdemokratisch geprägter Humanismus, der in der Sozial- und Bildungsreform der 20er Jahre um Theodor Litt und Hermann Nohl sowie der Gemeinschaftsbewegung Form gewonnen hatte, war derart unerschütterlich und charismatisch, dass weder die Nationalsozialisten noch erzkonservative ‚abendländische‘ Kulturrevanchisten nach 1945 oder irrlaufende kritisch-marxistische Erziehungswissenschaftler sie erschüttern konnten. Friedlich und vermittelnd war die spindeldürre, von einer Familienseite aus einem langlebigen ostfriesischen Pastorengeschlecht stammende Elisabeth Siegel wahrlich nie.

Gutmenschliche Plattitüden wischte sie, die als Kind Kaiser Wilhelm II. im Automobil durch Kassel hatte fahren sehen, mit derselben Härte einer langen Lebens-



**Abbildung 4.2**

Elisabeth Siegel, Ende der 70er Jahre.  
[Quelle: E. Siegel, Dafür und dagegen, Rückseite.]

33 Elisabeth Siegel, *Das Wesen der Revolutionspädagogik. Eine historisch-systematische Untersuchung an der französischen Revolution*, Berlin/Leipzig 1930.

erfahrung beiseite, die konservative Gesellschaftspolitiker an ihr abprallen ließ. Der Bürgerstochter, die im Ersten Weltkrieg zwangsverpflichtet in der Kasseler Munitionsfabrik gearbeitet hatte, konnte man weder sozial- noch bildungspolitisch etwas vormachen. Das bekamen auch die Genossinnen und Genossen in der SPD zu spüren.

1957 ebnete sie meinem Vater den Weg zum Lehramtsstudium. Dazu gehörte trotz aller Berücksichtigung der besonderen Umstände eine Aufnahmeprüfung, die an die Stelle des fehlenden Abiturs trat. Elisabeth Siegel hatte sich seine Geschichte angehört und ihn in der Absicht bestärkt, Lehrer zu werden. In seinen Voraussetzungen erkannte sie besonders gute Bedingungen für pädagogisches Handeln. Allerdings war ihr Regiment hart. Vor allem im Bereich der historisch-politischen Bildung, der gar nicht zu den Prüfungsthemen gehörte, erwartete sie, dass sich mein Vater auf den Stand der Dinge brachte, wenn er an einer Hochschule studieren wollte, die nach einem Angehörigen des Widerstands gegen den Nationalsozialismus benannt war. Zur Prüfung gehörte deutscher Aufsatz, ein Gespräch, in dem es um die Argumentationsfähigkeit ging, praktische Mathematik, Sport, Musik: Singen eines Kirchenliedes vom Blatt, Vorspielen eines Instruments und Kunst. Am nächsten Tag folgte eine Abschlussrunde, in der es auch um darstellerische Fähigkeiten ging. Und hier konnte mein Vater überzeugen. Er trug die Kapuzinerpredigt aus Schillers ‚Wallensteins Lager‘ frei vor: ein fürs Studieren eigentlich zu alter Ex-SS-Mann und langjähriger Kriegsgefangener las einer PH-Aufnahmekommission auf barocke Art die Leviten:

*Heisa, Jucheia! Dudeldumdei!*  
*Das geht ja hoch her. Bin auch dabei.*  
*Ist das eine Armee von Christen?*  
*Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten?*  
*Treibt man so mit dem Sonntag Spott,*  
*Als hätte der allmächtige Gott*  
*Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen?*  
*Ist's jetzt Zeit zu Saufgelagen,*  
*Zu Banketten und Feiertagen?*  
*Quid hic statis otiosi?*  
*Was steht ihr und legt die Hände in den Schoß?*  
*Die Kriegsfurie ist an der Donau los,*  
*Das Bollwerk des Bayernlands ist gefallen,*  
*Regensburg ist in des Feindes Krallen,*

*Und die Armee liegt hier in Böhmen,  
Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen.*

Diesen Text konnte er bis ins Alter auswendig.

Damit hatte er gewonnen, denn er konnte der Kommission auch über seine Kulturarbeit im Lager berichten. Zum Sommersemester 1957 begann das Studium an der Adolf-Reichwein-Hochschule Osnabrück. Die wirtschaftliche Grundlage dafür hatte meine Mutter zu erbringen. Die Familie wohnte wieder in Lengerich, mein Vater pendelte im Sommer mit dem Moped, im Winter mit dem Bus nach Osnabrück, und meine Mutter arbeitete weit unter ihren Möglichkeiten als schlechtbezahlte Sprechstundenhilfe in einer Lengericher Arztpraxis, da ihr DDR-Staatsexamen nicht anerkannt wurde. Das war nicht leicht, und manches war auch einfach abscheulich. Dazu gehörte der charakteristisch westdeutsche Konfessionalismus. In Lengerich lebte wie im gesamten ehemaligen nordwestfälischen Kreis Tecklenburg, seit 1975 des münsterländischen Kreises Steinfurt, eine kleine, bürgerlich-reformierte, sozialdominante Minderheit in neurotisch-feindlicher Abgrenzung zum katholischen Münster. Daher war die erste Frage des Arbeitgebers, ob meine Mutter am Ende Katholikin sei. Das wäre ein absolutes Einstellungshindernis gewesen. Katholische Privatpatienten, reiche Bauern aus dem benachbarten Münsterland, waren hingegen willkommen. Als das geklärt war, musste gelobt werden, dass sie, obwohl aus der Zone, keine Rote war. Titel waren im Umgang mit Patienten und ihren Gattinnen zu verinnerlichen: Herr Sanitätsrat, Frau Oberregierungsärztin. Soziale Realität 1957. Vor Arbeitsantritt wurde sie zu regelmäßigem Händewaschen mit der Begründung ermahnt, man wisse ja nicht so genau, wie die Leute aus dem fernen Osten es mit der Hygiene halten. Das Verständnis medizinischer Fachbegriffe kam nicht gut an: sie solle sich nicht aufspielen. Die Hausaufgabenbetreuung der schulisch mäßig erfolgreichen Kinder des Hauses wurde selbstverständlich erwartet, denn es war praktisch, dass die ‚Hilfe‘, anders als man selbst, leidlich französisch sprach.

Aber vor allem fiel es Gerda Kunze schwer, ihren Sohn, den kleinen Heinz-Rudolf (in seinem Pass steht der Bindestrich, den er künstlerischerweise später ablegte), bei ihrer Mutter zurückzulassen, die sich nicht nur um ihn kümmerte, sondern ihn auch weitgehend aufzog. Rücksicht des Arbeitgebers auf die berufstätige Mutter gab es nicht. Die Versorgung von Patienten außerhalb Lengerichs mit ihrem Moped gehörte natürlich zum Dienst. Dass sich das Verhältnis zu der Arztfamilie, für die sie tätig war, auf die Dauer verbesserte und am Ende sogar distanziert respektvoll gestaltete, änderte nichts an den apartheids-ähnlichen, stockreaktionären Ge-

sellschaftsvorstellungen dieser bornierten evangelischen Kleinstadtelite in ihren rhododendronumstandenen Backsteinvillen im nordwestdeutschen Regen, die sich unendlich viel darauf einbildete, gegen die Pöbelideologie des Nationalsozialismus immun gewesen zu sein. So hatte sich meine Mutter als Dreißigjährige mit eigener Geschichte das Familienleben nicht vorgestellt.

Auch für mich war Lengerich/Westfalen eine Realität. Mit ihrem ärztlichen Arbeitgeber befreundet war der dort niedergelassene Augenarzt Dr. Grüninger. Auch er besaß eine schöne Villa in einem parkähnlichen Garten. Solange er praktizierte, versorgte er den kurzsichtigen Teil der Familie, meinen Vater, meinen Bruder, schließlich auch mich, mit Brillenrezepten.

An den Wochenenden war mein Vater auch nicht nur für die Familie da. Der Verband der Heimkehrer bat ihn um Vorträge und Berichte, aber auch andere fanden die Darbietungen des lustigen Kriegsgefangenen erheiternd und luden ihn ein. Im November 1957 verunglückte Rudi Kunze mit dem Moped auf dem Weg nach Osnabrück: ein englischer Armeelastwagen überfuhr ihn an einer Kreuzung vor Lengerich. Der junge übermüdete Fahrer war mit dem Rechtsverkehr auf dem Kontinent noch nicht vertraut. Mein Vater hatte Glück, dass er überlebte. Der LKW rammte einen an der Kreuzung wartenden Lloyd, hinter dem mein Vater stand. Von dem Leukoplastbomber blieb weniger übrig als von Rudi Kunzes linkem Bein. Der Trümmerbruch musste genagelt und vielfach geschient werden. Das Studium in Osnabrück setzte er nun auf Krücken fort, an den Gebrauch des Mopeds war nicht mehr zu denken, gleichwohl hielt er die Regelstudienzeit im Lehramtsstudiengang ein. Das war auch nötig, denn Gerda Kunze war nicht bereit, unter den gegebenen Bedingungen länger als unbedingt nötig zum Erhalt der Familie bei den rechtgläubigen Besitzbürgern in Lengerich tätig zu sein.

In Osnabrück lernte er einen etwas älteren Kommilitonen mit einer ähnlichen Sowjetunion-Erfahrung kennen: Fritz Velten, der auch Laienspielinteressen hatte. Velten übernahm gegenüber meinem Vater die Rolle des Mentors, was das Studium erleichterte. Die beiden organisierten ein Studentenkabarett mit politisch-kritischem Inhalt: sanfte Kritik an Wiederbewaffnung und katholisch-konservativer Kulturpolitik: Elisabeth Siegel gab dazu ihren besonderen Segen, obwohl manche ihrer PH-Kollegen durchaus anderer Ansicht waren.

Die Adolf-Reichwein-Hochschule, untergebracht im Osnabrücker Schloss am Neuen Graben, war eine pädagogische Provinz eigener Art. Die wenigen Lehramtsstudierenden, von denen die meisten auf untypischen Wegen, wenn auch vielleicht

nicht mit einem so spektakulären Umweg wie mein Vater zum Studium gekommen waren, bildeten nicht nur als Lerngruppe, sondern auch in kultureller Hinsicht eine herausgehobene Gemeinschaft. Das erinnerte ein wenig an die Studien- und Lebensrealität anglo-amerikanischer Colleges und ihrer Symbiose von Leben und Studieren. Der Bildungshunger der angehenden Lehrerinnen und Lehrer, die schon andere Lebensanforderungen kennengelernt hatten, war nicht nur abstrakt und theoretisch, sondern suchte geradezu nach praktischer Verwirklichung. Theaterspielen, gemeinsames Musizieren, gemeinsamer Sport und auch das Diskutieren über Politik, Gott und die Welt waren wichtig und identitätsstiftend.



**Abbildung 4.3**

Der Sitz der Adolf-Reichwein-Hochschule, das Osnabrücker Schloss am Neuen Graben, 1957. [Quelle: Alfred Spühr, Claude Jeanmaire, Die Osnabrücker Straßensbahn. Die Geschichte der elektrischen Straßenbahn sowie deren Vorgänger und Nachfolger, Villigen/Schweiz 1980, Abb. 291.]

Das Osnabrück der späten 50er Jahre war alles andere als ein geistig, kulturell oder politisch stimulierendes Pflaster. Im Unterschied zur westfälischen Nachbarstadt Münster fehlte im vormals hannoverschen und nun niedersächsischen Osnabrück die Bereicherung des bürgerlich-städtischen Milieuensembles durch eine Universität und ihre Ausstrahlung. Beide Bischofsstädte waren denkbar verschieden: Münster bürgerlich-katholisch und geprägt durch die Präsenz des preußischen Regierungspräsidiums und seiner Beamten; Osnabrück in seinem Bürgertum eher protestantisch, dafür stark industrialisiert und auch in manchen Quartieren proletarisiert. Osnabrück war eine Collage westdeutscher, seit 1957 mit absoluter CDU-Mehrheit in Bonn registrierter Normalität.

Die Reichwein-Hochschule leistete auch eine Integrationsaufgabe gegenüber der orientierungslosen Kriegsgeneration. Das zeigte eine Rede, die der engste Freund meines Vaters, Fritz Velten, am 8. Juli 1958 aus Anlass der Verabschiedung des PH-Direktors Prof. Hans Bohnenkamp hielt im Schlosshof nach einem ehrenden Fackelzug der Studentenschaft hielt:

*Dank sagen Ihnen (...) besonders die Studenten jener Zwischengeneration, die aus dem Kriege heimkamen, an Leib und Seele verwundet, verzweifelt, uneins*

*mit sich und der Welt. Sie ließen sie wieder Grund unter den Füßen spüren, gaben Ihnen neue Hoffnung, lehrten sie Aufgabe und Ziel erkennen und überwinden die oft geradezu nihilistische Einstellung durch Ihre vorbildliche Haltung, mit der Sie die Hochschule und nach außen hin das Werden eines neuen Geistes vertraten und schützten. Das Größte, für das gerade wir Älteren Ihnen danken, ist ein Geschenk, dessen Wert vielleicht nur die ermessen können, denen 1945 eine Welt zusammenbrach. Daß diese bindingslosen Zweifler im Ringen mit einer Aufgabe zu einer Hochschulgemeinschaft zusammenwuchsen und so sich selbst in einer neuen Welt mit neuen Aufgaben wiederfanden, ist zu einem großen Teil Ihr Verdienst.<sup>34</sup>*

Erstaunlich aus heutiger Sicht sind die zahlreichen DDR-Reisen der jungen Lengericher Familie vor dem Mauerbau nach Schöneiche, Frankfurt/Oder und Guben. Meinem Vater fielen diese Besuche schwer, denn die Atmosphäre der deutschen Platzhalter des realen Kommunismus mit ihrer ideologischen Präsenz im öffentlichen Raum des roten Preußen war für ihn besonders bedrückend und provozierend zugleich.

Das Zurückfallen der DDR im Wettbewerb der Systeme zeichnete sich ab, aber noch nicht mit derselben Drastik, die meine DDR-Erfahrungen bestimmen würde. Die Formensprache der 30er-Jahres-Moderne beherrschte den Alltag in West und Ost noch sehr weitgehend. Im Berlin der späten 50er Jahre waren die modernen S-Bahn-Züge die der Olympia-Baureihe von 1936 – die noch älteren waren aber auch noch im Einsatz. In Hamburg stützte sich die S-Bahn ebenfalls auf einen Fuhrpark im Stromliniendesign der 30er Jahre, dessen letzte Exemplare erst in den 80er Jahren endgültig ins Verkehrsmuseum kamen. Die spezifische DDR-Modernisierung, abgesehen von Kopien des stalinistischen Stils wie in der Ost-Berliner Stalin-Allee, entwickelte sich erst ab dem 13. August 1961: Plattenbau in großem Stil, Neuanlage kompletter Stadtviertel, ein eigener Weg im Industriedesign, besonders sichtbar im DDR-Autobau. Meine aus dem Westen einreisenden Eltern waren nun auch keine typischen Vertreter der dort allmählich entstehenden Wohlstandsgesellschaft: weder wirtschaftlich noch im Hinblick auf ihre Mentalitäten. Manche systemnahen DDR-Verwandten lebten im direkten Vergleich in größeren Wohnungen mit Zentralheizung, fuhren regelmäßig mit den Massenorganisationen in Urlaub an die Ostsee und besaßen zum Teil zumindest einen Dienst-PKW. Sie hatten keinerlei Ver-

---

34 Friedrich Velten, Der Student, in: Behauptung der Person. Festschrift für Prof. Hans Bohnenkamp zum siebzigsten Geburtstag am 17. April 1963, hg. v. Helmuth Kittel, Horst Wetterling, Weinheim 1963, S. 20–22, 21.

anlassung, Ulbrichts System in irgendeiner Weise als inferior zu empfinden, sondern bedauerten die armen Schlucker aus Adenauers Frontstaat. Ein etwas großmäuliges Familienmitglied Ost, als Funktionär wohletabliert und wohlversorgt beim FDGB, bemerkte anlässlich eines Besuchs meiner Eltern, dass bei der Übernahme des Adenauer-Staats durch die DDR mein Vater für seine Dummheit, dorthin gegangen zu sein, nur noch kurz ins Straflager gehen müsste und dann von ihm mit einem Hausmeisterposten versorgt werden würde. Das waren Szenen, in denen der Kalte Krieg jederzeit in eine handfeste innerfamiliäre Prügelei überzugehen drohte.

Im Wintersemester 1959/60 bestand mein Vater sein Lehramtsexamen in Osnabrück und bewarb sich um eine Volksschullehrerstelle. Zum 1. April 1960 wurde er an die winzige Dorf-Volksschule von Alte-Piccardie in der Grafschaft Bentheim im Landkreis Grafschaft Bentheim, Autokennzeichen NOH für Nordhorn, berufen, in Laufweite zur niederländischen Grenze. Das wollte auf der Landkarte erst einmal gefunden sein.

Alte-Piccardie war ein Straßendorf, das sich aus einer 1647 gegründeten Moor-kolonie entwickelt hatte und gehörte um 1960 zu den abgelegensten Winkeln Nordwestdeutschlands. Das wird verständlicher, wenn man bedenkt, dass die auf der niederländischen Seite angrenzenden Moor-Provinzen Drenthe und Overijssel auf niederländisch achterhoek genannt werden, obwohl sie infrastrukturell wesentlich besser erschlossen waren als das westliche Emsland.



**Abbildung 4.4**

Der Ort auf einer Postkarte der frühen 60er Jahre, rechts unten sieht man die Volksschule. Links unten Anlagen der Preussag AG, die dort mit Erfolg Erdöl förderte, was langfristig die Sozialstruktur im ländlichen Raum veränderte. [Quelle: privat.]



**Abbildung 4.5**

Das nordwestdeutsche Niederbayern. Näher an Amsterdam als an Hannover. [Quelle: Verein für Brauchtum und Geselligkeit Alte Piccardie (Hg.), 350 Jahre Alte Piccardie, 1647–1997, Bad Bentheim 1997, S. 259.]

Mein Vater hat in einem Bericht für einen Sammelband zum 350jährigen Bestehen Alte-Piccardies im Jahr 1997 über seine Lehrerzeit dort berichtet:

*Vom 1. April 1960 bis zum Beginn der Sommerferien 1963 war ich an der zweiklassigen Volksschule in A.[lte-Piccardie] tätig. Und um es gleich vorweg zu sagen: Es waren meine schönsten Lehrerjahre! Meine Familie wohnte, als ich die Stellenzuweisung von der Bezirksregierung Osnabrück erhielt, in Lengerich/Westf. Mein Zahnarzt, der die Grafschaft Bentheim gut kannte, sagte zu mir, als ich ihm erzählte, daß ich an die Schule in Alte-Piccardie käme: ‚Dann kommen Sie dorthin, wo man früh schon sieht, wer Mittag zu Besuch kommt!‘ Das war zwar übertrieben, wie sich bei einem ersten Erkundigungsbesuch herausstellte; doch auf der physikalischen Karte des Regierungsbezirks Osnabrück war die Gegend nördlich von Nordhorn mit viel Grün eingezeichnet. Nun verlief der o.a. Erkundigungsbesuch alles andere als vielversprechend freundlich. Es war ein Samstag, so gegen Mittag, und der Schulleiter, Herr Alfred Serwatka, war mit den älteren Schülern dabei, die Vorgärten und den Schulhof zu säubern. Als ich dem – für die Fahrt von Lengerich nach Alte-Piccardie geborgten – Auto entstieg, hielt er mich für einen Handelsvertreter, der ihn zu unziemlicher Zeit von der Arbeitsaufsicht abhalten wollte. Jedenfalls war seine Miene nicht sehr freundlich. Doch die entspannte sich sofort, als ich mich als zukünftiger Kollege vorstellte. Der Schulleiter, ein erfahrener Landschullehrer, war mir – dem Junglehrer – gegenüber bis zu meiner zweiten Lehrerprüfung ein hilfreicher Kollege. Dabei traf es sich gut, daß wir die gleichen Vorlieben hatten. Beide waren wir musisch interessierte Vertreter des darstellenden Spiels in der Schule. Da zogen zwei Engagierte am gleichen Strang. Erfreulich war auch, daß mein Vorgänger, Herr Wernecke, mir einen Fundus an selbst angefertigten Arbeitsmitteln hinterließ und Grundschulkinder, die vorbildlich von ihm angeleitet worden waren. Und in Nordhorn residierte damals Schulrat Kollmann, der aus der Jugendbewegung kommend und dem Musischen aufgeschlossen, von unserer Gestaltung des Schullebens begeistert war. Manchmal erschien er, wie er sagte, nur, um sich zu erholen. Lange bevor es Mode wurde, haben wir ausländische Gastarbeiter zu Elternabenden eingeladen; so den sympathischen Inder, Herrn Sharma, und zwei Togolesen, die in der VW-Werkstatt in Nordhorn zu Autoschlossern ausgebildet wurden. Ausgezeichnet verstanden sich auch die Lehrerfrauen. Und als unser Heinz Rudolf eingeschult wurde, da hatte er neben seinen Eltern und meiner Schwiegereltern noch zwei, die ihn liebevoll begleiteten: Alide und Alfred Serwatka. Die gegenseitige Zuneigung besteht noch heute. Unser Sohn schwärmt von seinen glücklichen Kinderjahren in Alte-Piccardie. Als er vor Jahren in Nordhorn ein Konzert gab, fuhr er mit den Künstlern ei-*

gens durch Alte-Piccardie, um ihnen sein ‚Kinderparadies‘ zu zeigen. Nicht zu vergessen: Unsere Nachbarn! Was gute Nachbarschaft ist, haben wir so recht erst in Alte-Piccardie erfahren. Noch heute – 35 Jahre danach – besuchen wir die Familie Diekjakobs, die unsere ersten Nachbarn waren. (...) Im Jahre 1962 bestand ich meine zweite Lehrerprüfung an einer ‚Schule im Grünen‘, wie der allseits bekannte Schulrat Portheine sie nannte. Ich hatte in meiner Junglehrerzeit ideale äußere Bedingungen: einen Schulleiter, der mir zum Freund wurde, einen Ausbildungsseminarleiter, Hermann Olthuis, der später Schulrat in Osnabrück war, einen begeisterten Pädagogen als Schulrat und eine schulfreudige, damals gut ausgestattete Gemeinde. Den jungen Lehrerinnen und Lehrern, die derzeit ihre Lehrtätigkeit beginnen, wünsche ich die gleichen Bedingungen, die mir damals im Jahre 1960 geboten wurden.<sup>35</sup>

Tatsächlich wurde Alte-Piccardie für meinen Bruder zum verlorenen Utopia. Er erzählt bis heute von einer Begebenheit, die ihn tief beeindruckt hat. Soweit ich das als zwölf Jahre jüngerer Bruder beurteilen kann, war er ein scheues und introvertiertes Kind. Einmal in seinem Leben gelang es ihm aber, einen Fußball in die Glastür der Schule in Alte-Piccardie zu schießen, dass die Splitter flogen. Schockiert über diesen Ausgang, rechnete er damit, von Alfred Serwatka ins Gebet genommen zu werden. Der kam aus dem Schulhaus gerannt, nahm ihn in den Arm und fragte, ob er sich verletzt habe. Er war die Verkörperung des guten Pädagogen.

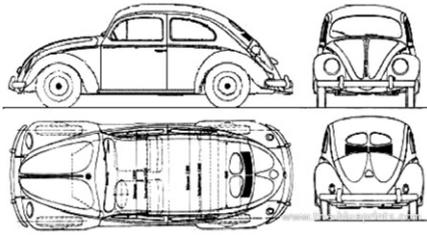


**Abbildung 4.6**

Die ‚Meester‘-Familie: Gertrud Lehmann, Rudi, Heinz Rudolf und Gerda Kunze, vor der Schule in Alte-Piccardie, Einschulung von Heinz Rudolf in der Schule seines Vaters, April 1963. [Quelle: Ebd., S. 226.]

Die gute Nachbarschaft zu den Familien auf den Höfen, aus denen das Dorf bestand, schloss übrigens auch materielle Unterstützung in Naturalien ein. Das war Anfang der 60er Jahre noch sehr willkommen, denn die Volksschullehrerbezüge waren knapp bemessen, und zur Familie gehörte inzwischen auch ein gebraucht erworbener schwarzer VW 1200 Standard, Baujahr 1954. Regelmäßige Einkaufsfahrten in die niederländischen Nachbarstädte Hengelo und Enschede lohnten sich aufgrund

35 350 Jahre Alte Piccardie, S. 226 f.



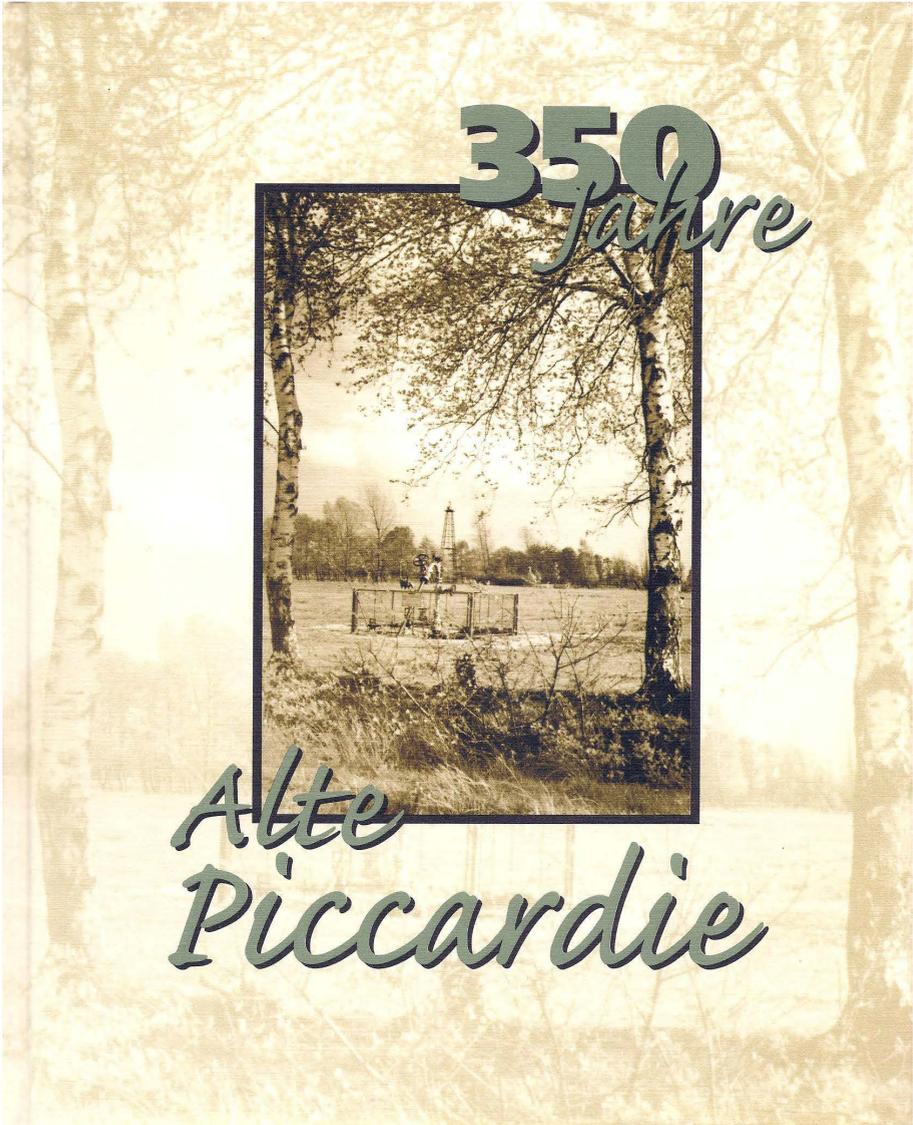
**Abbildung 4.7**

Anatomie des VW 1200, Baujahr 1954: Formensprache der 30er Jahre in den 50ern. [Quelle: [http://www.the-blueprints.com/blueprints/cars/vw/30338/view/volkswagen\\_beetle\\_1200\\_\(1954\)/](http://www.the-blueprints.com/blueprints/cars/vw/30338/view/volkswagen_beetle_1200_(1954)/) (2.9.2014).]

des Preisunterschieds bei Kaffee, Tee, Schokolade und Butter. Die altreformiert geprägten Dorfbewohner schätzten das Familienbild, das die Kunzes abgaben, das so ganz auf den Ort bezogen war und dadurch die erhebliche soziale Distanz zu überbrücken half, die darin begründet lag, dass keiner in der ‚Meester‘-Familie plattdeutsch sprach oder auch nur einigermaßen verstand. Die größeren Schulmädchen kamen in dieser Zeit mit Holzkloks und geölten blonden Zöpfen ins Klassenzimmer und bestaunten den kleinen Heinz Rudolf,

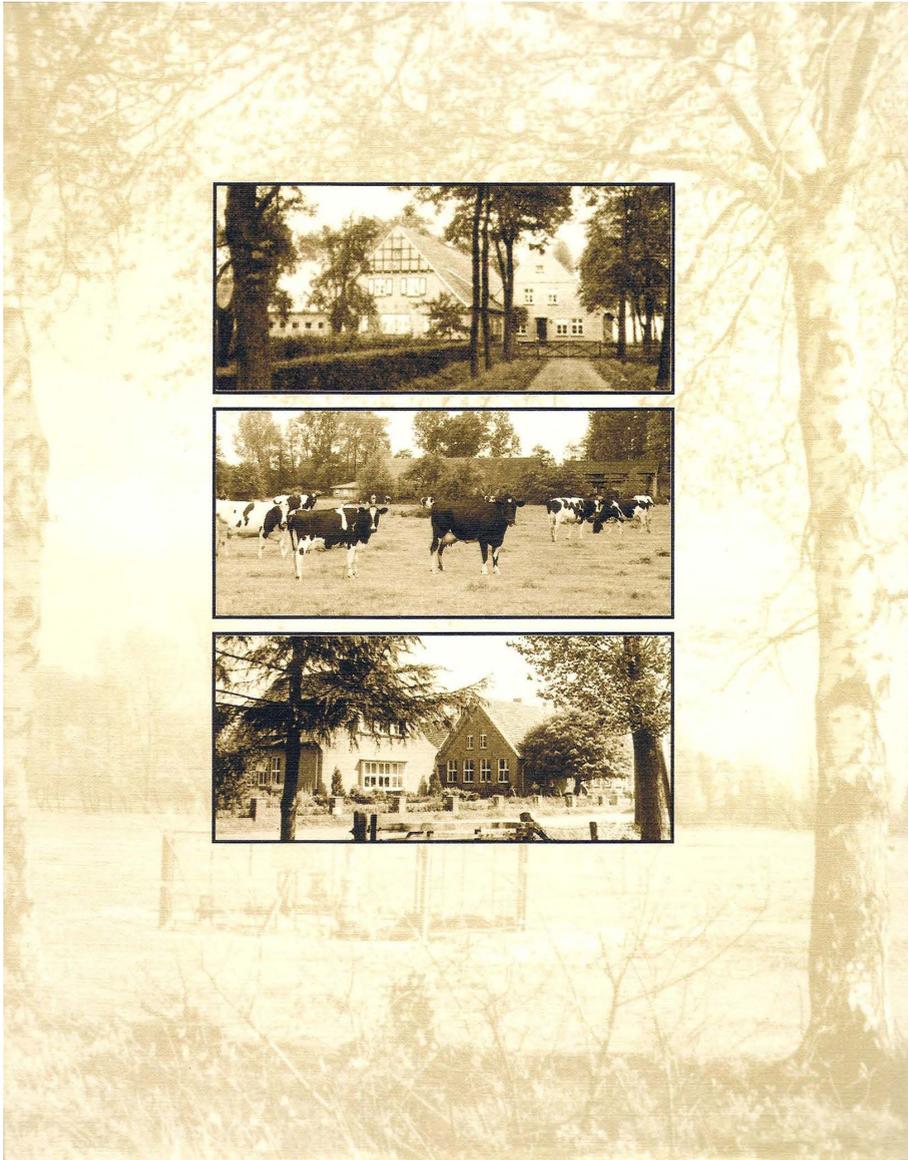
der gewissermaßen von Natur aus hochdeutsch zu sprechen schien. Die vielleicht größte Anerkennung für Rudi Kunze lag darin, dass er, obwohl Mitglied der evangelisch-lutherischen Landeskirche, den reformierten Prediger im benachbarten Feldhausen im streng wortorientierten Gottesdienst vertreten durfte.

Der Anekdotenschatz aus Alte-Piccardie hatte immer mit der unterschiedlichen sozialen Konstruktion von Hoch- und Plattdeutsch zu tun. Den Auftritt eines Zwergs im Zirkus in Nordhorn kommentierte ein Erstklässler, eingedenk der kürzlich gehörten Schöpfungsgeschichte mit der Metapher des göttlichen Einhauchens von Leben, dahingehend: Bi dem heeft de blies nich 'rieht. Die politischen Verhältnisse charakterisiert eine gelegentlich geäußerte gutmütige Ermahnung des CDU-Kreisabgeordneten an meinen Vater, den Bauernkindern mit seinem Theaterspielen doch ja keine Flausen in den Kopf zu setzen: bei denen müsse es zum Treckerfahren reichen, und aufs Gymnasium in Nordhorn komme sein eigener Sohn, der vom Apotheker und vielleicht der kleine Heinz Rudolf. Die agroindustrielle Modernisierung bewirkte, dass dieser Sozialchauvinismus nur seinen Vertreter, aber nicht die Wirklichkeit charakterisierte. Die Erben der großen Höfe wurden seit den 60er Jahren zum Teil erfolgreiche Spezialunternehmer, die ihr Zuchtvieh in Amsterdam und in Großbritannien zu vermarkten wussten und dafür einen eigenen Fuhrpark aufbauten. So viel zum Treckerfahren.



**Abbildung 4.8**

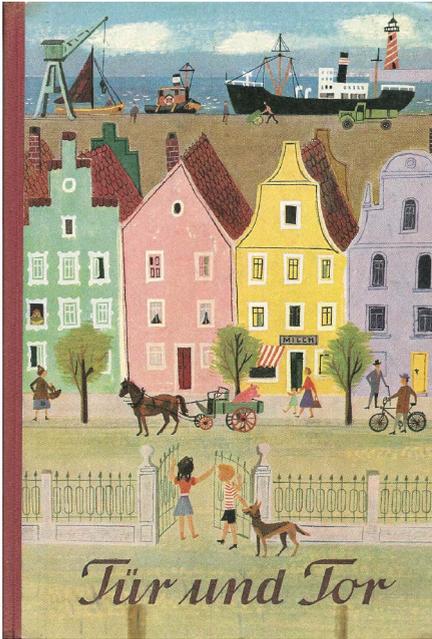
Cover der Festschrift aus Anlass des 350jährigen Bestehens: ein Bild aus der Zeit des Schulmeisters Kunze in Alte Piccardie. Spröde Schönheit der nordwestdeutschen Moorlandschaft.



**Abbildung 4.9**

Rückseite der Festschrift. Unten die Schule.

Die emotionale Verbindung zu Land und Leuten übertrug sich auch auf mich, obwohl ich Alte-Piccardie nur noch vom Durchfahren und als Ortsteil des später eingerichteten, zum benachbarten Neuenhaus gehörenden Ortsverbundes Osterwald



**Abbildung 4.10**

Heinz Rudolf Kunzes erste Lesefibel aus der ersten Klasse in Alte-Piccardie, 1963: die Gutenberggalaxie hat norddeutsche Formen. [Quelle: Helene Beuermann u. a., Tür und Tor. Eine niedersächsische Fibel für den ersten Leseunterricht auf ganzheitlicher Grundlage. Ausgabe A: Schreibschrift, Hannover/Hamburg <sup>12</sup>1950, Cover.]



**Abbildung 4.11**

Ostern 1962: Schminken für das Laienspiel. Rudi Kunze in seinem Element. In Zeiten vor dem Fernsehen waren die so unterhaltsam gestalteten Elternabende im Dorf gut besucht. [Quelle: Verein für Brauchtum und Geselligkeit Alte Piccardie (Hg.), 350 Jahre Alte Piccardie, 1647–1997, Bad Bentheim 1997, S. 219.]

in einer Zeit kennengelernt habe, als es der Graftschaft schlechter ging als in den 60er Jahren und die Abwanderung hoch war. Da bestand die alte Volksschule in Alte-Piccardie schon lange nicht mehr, auch die nickenden Ölpumpen der Preussag auf den tiefgrünen Wiesen waren weitgehend Technikgeschichte, und Alfred Serwatka leitete inzwischen längst eine Hauptschule in Neuenhaus. Die Serwatkas besuchten wir oft von Osnabrück aus. Als Kind lockte mich neben der Grundgütigkeit dieser beiden Menschen vieles: die dachbodenfüllende Märklin-H0-Modellbahnanlage, die Alfred Serwatka mit seinem Sohn aufgebaut hatte, die beiden etwas strengriechenden Dackel und die Möglichkeit des Schlauchbootfahrens auf der hinter dem Haus träge fließenden Dinkel. Noch auf meinen vielen Autoausflügen in die Niederlande oder Kongressbesuchen in der Nähe fuhr ich regelmäßig in

Neuenhaus vorbei, auch nach dem Tod von Alfred Serwatka. Zur Beerdigung meines Vaters 2001 kam auch der Hofinhaber der Nachbarfamilie Diekjakobs nach Osnabrück, ein alter Schüler. In kaum einem Punkt bin ich so vollkommen mit meinem Bruder einer Meinung: die Grafschaft ist für uns ein paradise lost.

Das Paradies hatte einen Haken: das Moorklima mit seinem Dauernebel zwischen September und März schien meinem Bruder nicht zu bekommen; er neigte zu Katarren und die zuständige Ärztin riet zu einer Klimaveränderung. Daher bewarb sich mein Vater 1963 auf eine Lehrerstelle in Bad Grund im Harz. Die düstere, talenge Gebirgs- und vormalige Bergbaugegend mit ihrer verschlossenen Bevölkerung im Zonenrandgebiet blieb jedoch eine kaum halbjährige Episode, die das Idyll an der niederländischen Grenze nur um so heller strahlen ließ. Auch das Wandern und Schifahren war kein Ersatz für ein verlorenes Glück. Elisabeth Siegel ließ aus Osnabrück wissen, dass sie meinen Vater gern an die PH in Osnabrück zurückholen würde und bot ihm eine Assistentenstelle an.

Der letzte Umzug der Familie fand am 31. Mai 1964 statt, in die Osnabrücker Amelungstraße im Stadtteil Schölerberg. Rudi, Gerda und Heinz Rudolf zogen in ein Vierparteienhaus, das für das PH-Personal Anfang der 50er Jahre gebaut worden war.<sup>36</sup> Die anderen drei Wohnungen bewohnten zwei PH-Professoren und ihre Familien sowie die alleinstehende Elisabeth Siegel. Die helle Vier-Zimmer-Wohnung im Erdgeschoss mit Terrasse und eigenem Garten war ein Fortschritt. Von 1964 bis zum Auszug meiner Mutter ins Altersheim 2005 war sie der Familiensitz und ein Zuhause auch für diejenigen, die schon nicht mehr dort wohnten. Die Amelungstraße liegt auf der Nordseite des Schölerbergs, eines innerstädtischen bewaldeten Höhenzugs, an dessen südöstlichem Rand sich der Zoo befindet. Sie wurde in den 50er Jahren bebaut und erhielt ihr endgültiges Gesicht vor Mitte der 60er Jahre durch freistehende Mehrfamilienhäuser in größeren Gärten und eine Mädchenoberschule im Modernisierungsstil, aus der später mein neusprachliches Käthe-Kollwitz-Gymnasium wurde. Bis in die 70er Jahre birkengesäumt, war sie eine idealtypische, ruhige, von einer Stadtbuslinie befahrene westdeutsche Vorstadtstraße. Gegenüber vom PH-Haus stand das einzige ältere, aus den 20er Jahren stammende, villenähnliche Gebäude, das auch nicht in die Bauflucht passte und an seiner Rückseite einen riesigen Garten hatte. Dort spielte mein Bruder Fußball mit den Nachbarskindern. Am schönsten war unsere Wohnlage, wenn der Nordwestwind

---

<sup>36</sup> Das folgende nach Rolf-Ulrich Kunze, *Meine Materialproben. Beiträge zur historischen Erzählung sozialer und soziotechnischer Konstruktionen im 20. Jahrhundert*, Karlsruhe 2013 (Technikdiskurse. Karlsruher Studien zur Technikgeschichte, Bd. 11), S. 19.

Nordseeluft bis zu uns an den Rand der norddeutschen Tiefebene schob und die zerfransten weißen Wolken am blassblauen Himmel einen glauben machten konnten, Osnabrück liege näher an der Nordsee als 150 Autobahnkilometer nach Wilhelmshaven, die später gebaut wurden.

Die Nummer 21 lag mit der Vorderseite nach Süden, eine in Nordwestdeutschland sehr erwünschte Ausrichtung.<sup>37</sup> Vor unseren Fenstern im Vorgarten, den eine Hainbuchenhecke vom Bürgersteig trennte, stand eine große Balsampappel, auf der anderen Hausseite eine große Birke. Beide bildbeherrschenden Bäume wurden Anfang der 80er Jahre Opfer von Modernisierungsmaßnahmen. Die vier Gärten der Parteien lagen auf der Nordseite hinter dem Haus und waren daher etwas verschattet. Sie blickten auf das Muster nierentischförmiger Balkone eines längeren mehrgeschossigen Riegels mit Mietwohnungen, der allerdings von mehreren großen Pappeln teilweise verdeckt war. Alles an dem Haus in seinem ursprünglichen Zustand war baumusterhaft für die frühen 50er Jahre und wirkte, je älter es wurde, desto mehr wie eine neo-

realistische Filmkulisse: die immer verzogene zweifarbig grau-weiß gestrichene Haustür mit eingesetzten gelblichen Glasscheiben; der Aufgang zur Höhe des Erdgeschosses mit seinen vier Treppenstufen aus gemustertem Verbundstoff; der Schwung des Handlaufs mit Plastiküberzug; der abwaschbare, wie mit dem breiten Borstenpinsel hingetupfte Wandanstrich bis zur Hüfthöhe, in einem leicht anderen Grau als die Flurwände; die Milchglashalbkugeln der Flurlampen, die nur die Dunkelheit illuminierten, aber kaum Licht gaben; die weiß lackierten Wohnungstüren mit stoffbespannten Glaseinsätzen und bakkelitartigen Türgriffen, die sich in allen Wohnungen an allen Türen wiederholten; die runden, gelblich-weißen Fassun-

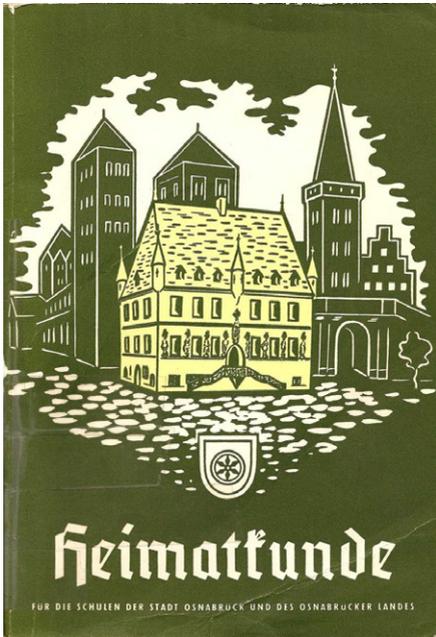


**Abbildung 4.12**

Ostern 1972, Rolf-Ulrich und Röschen Kunze vor der Haustür. Rechts neben der Eingangstür das Zimmer meines Bruders, später meines Vaters. [Quelle: privat.]

<sup>37</sup> Ebd., S. 19 f.

gen aller Lichtschalter; die viel zu wenigen, weit von den Zimmerwänden abstehenden runden, zahnsteingelben Steckdosen; der in einem Kachelofenimitat im Wohnzimmer versteckte Gasbrenner in jeder Wohnung, der über Lüftungsschächte zwei weitere Zimmer heizte; die Kleinteiligkeit der Holzsprossenfenster in den Wohnzimmererkern der beiden Erdgeschosswohnungen, mit einem jeweils anderen Blick auf die Ameldungstraße; die unter unserer Seitenterrasse auf Kellerniveau liegende Garage mit einer 45 Grad steilen Abfahrt, die den Rückwärtsgang unseres Käfers stark beanspruchte. So sahen es meine Mutter und mein Bruder, als sie am 31. Mai 1964 die Wohnung bezogen. 1982 entschloss sich die Genossenschaft zu einer Sanierung ihres Hauses. An die Stelle des Kachelofens mit dem Gasbrenner trat eine Zentralheizung mit Heizungseinheit im Keller. Außen wurde das gesamte Haus mit einer dicken, pastellfarbenen verputzten Styroporschicht verkleidet.



**Abbildung 4.13**

Cover des Heimatkundebuchs, aus dem Gerda Kunze in der Teutoburger Schule unterrichtete. [H. Borchelt, H. Göers, Heimatkunde für die Schulen der Stadt Osnabrück und des Osnabrücker Landes.]

1964 musste sich mein Bruder Heinz Rudolf an die dritte Grundschule innerhalb eines Jahres gewöhnen: die Teutoburger Schule in einem angrenzenden Stadtgebiet, das schon vor dem Ersten Weltkrieg bebaut worden war und zu dem auch die neobyzantinisch-jugendstilige Lutherkirche, unsere Gemeindekirche, gehörte. An der Teutoburger Schule unterrichtete meine Mutter nach der nun doch erfolgten Anerkennung ihres Potsdamer Staatsexamens als Säuglingskrankenschwester und einem kurzen ‚Hausfrauen-Studium‘ an der PH bald als Grundschullehrerin. In der Kurzausbildung an der PH lernte sie auch Margarete Penner kennen. Die Danzigerin war etwas älter als sie, mit einem aus Westpreußen stammenden Ingenieur verheiratet, und wurde später meine zweite Patentante. Auch die Penners gehörten bald zur Familie. Sie wohnten nicht weit weg von uns in der Ameldungstraße.

Mit drei Einkommen – die Rente von Gertrud Lehmann muss man hinzurechnen – ging es der Familie wirtschaftlich so gut wie noch nie, und langsam begann sich auch eine gewisse Teilhabe am Konsumwohlstand einzustellen. Ein Grundig-Radio gab es schon seit der Lengericher Zeit, nun kam ein Fernseher dazu, vor allem aber eine Miele-Waschmaschine, die immerhin bis in die 80er Jahre ihren Dienst tat. Zum ersten Mal hatten die Kunzes ein eigenes Telefon. Die Küche erhielt einen großen 60er-Jahres-Küchenschrank mit Aufsatz, Resopalflächen und Plastikschütten für Mehl, Zucker und Salz, die unpraktischerweise bis zum Auszug aus der Wohnung nie beschriftet wurden. Im Wohnzimmer stand ein neuer Wandfüllerschrank von erhabener Unfunktionalität, angeblich aus Birnbaumholz, dessen Design eindeutig der Pontonkarosserie entlehnt war, außerdem das für meinen Bruder angeschaffte Kastenklavier. Mein Vater erhielt einen Schreibtisch, dessen Vorderseite dort Regale hatte, wo beim Opel Kapitän A Lampen und Kühlergrill saßen. Dort stand ein Teil der inzwischen angesammelten, im wesentlichen in der DDR gekauften Bücher, vorwiegend Ausgaben aus der Bibliothek Deutscher Klassik beim Aufbau-Verlag, den Rest trug ein Regalsystem an der Wand mit schwarzen Metall-Leitern und zu kurzen Einlegeböden aus der Zeit vor der IKEA-Standardisierung der Buchaufbewahrung. Den Wohnzimmertisch umstanden mit grünem Kunstleder bespannte, pummelige Stühle, die wie Designironie wirkten: vielleicht sollte ihre Gepolstertheit das Wohlstands-Hüftgold imitieren. Eine mit gefältelem gelbem Stoff bespannte Stehlampe fehlte nicht. Der an das Wohnzimmer anschließende Erker, von dem aus man auf die Terrasse trat, erhielt Vorhänge mit einem großformatigen realistischen grün-gelb-braunen Sonnenblumenmuster, die ich beim Auszug meiner Mutter 2005 selbst abgenommen habe.

Die Ameldungstraßenwohnung hatte weiß gestrichene Holzfenster.<sup>38</sup> Sie waren verquollen, innen aufgeplatzt, außen aufgeraut, da jedem von der Nordsee kommenden Tief direkt ausgesetzt. Liebloses Überstreichen bei viel zu seltenem Abschleifen mit billiger Farbe – eben genossenschaftlicher Wohnungsbau – hatte die unterschiedlichsten Schattierungen erzeugt, von Weißgelb über Elfenbein bis zu Plastikweiß. Fensterfarbe fand sich auf dem Glas, am Hebel zum Öffnen und Schließen, an der angrenzenden Tapete. In den vielgeteilten Erkerfensterscheiben im Wohnzimmer sah das ganz poetisch aus, wenn die Morgensonne hineinschien. Wetterföhllich waren unsere Holzfenster auch. In den langen nordwestdeutschen Nebelwochen zwischen September und März ging von ihnen ein modrig-schimmlicher Eigengeruch aus, der sich hinter zugezogenen Vorhängen in meinem Kinder-

---

38 Dieser Absatz nach R.-U. Kunze, *Meine Materialproben*, S. 143 f.



**Abbildung 4.14**

August 1986, Blick aus unserem Gartenanteil auf die Ameldungstraße 21 von hinten. Holzfenster. [Quelle: privat.]

Feuchtigkeit ließ sie aufquellen, so dass gelegentlich mit feinem Knirpsen ganze Lackstücke abplatzen und auf die Fensterbank fielen. Mein Schreibtisch stand direkt vor dem Fenster. Ich liebte es, in der Nachmittagsdämmerung dort ohne Licht zu sitzen, wenn im Herbst der Nebel eine Milchglaslandschaft erzeugte, in die das leicht grünliche Licht der Peitschenbogenlampen auf der anderen Straßenseite fiel. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, stand ich auf, stellte mich neben den Schreibtisch, schob den rot-schwarzen Vorhang mit Hahnentrittmuster aus den frühen 60er Jahren beiseite und wartete darauf, dass der nächste Stadtbus vorbeifährt. Je später es war, desto länger konnte das dauern, und dann sank mein Kopf gegen das spröde, rissige Holz des weißen Fensterrahmens.

Elisabeth Siegel hatte nicht nur einen Assistenten eingestellt, sondern auch dessen Auto und dessen Familie. Eine Trennung von privat und dienstlich gab es bei ihr nicht. Diskussionen, die in der PH begonnen hatten, setzten sich auf der Rückfahrt über dem gutmütigen Knattern des Boxermotors und am Abendbrottisch der Kunzes fort. Sie erteilte, was meine Mutter übernahm, Ratschläge zur Erziehung von Heinz Rudolf, der ihr verzärtelt erschien. Dann war sie wochenlang Hiob-artig von allen möglichen mehr und oder weniger ernstern Erkrankungen geplagt und bat

zimmer sammelte und auch durch morgendliches Lüften kaum zu vertreiben war. Die seltenen klaren Frosttage ehrten unsere Holzfenster mit Eisblumen, die nach gar nichts rochen. Wenn sie im Lauf des Tages tauten, lief das Wasser die Scheiben und Rahmen hinunter auf das Fensterbrett und musste aufgewischt werden. Da immer ein Spritzer Spülmittel im Lappen war, roch dann das ganze Zimmer stundenlang danach. Im Sommer vor dem Regen, und das ist in Nordwestdeutschland eigentlich die Beschreibung eines Normaltages, duftete die vor meinem Fenster stehende Balsampappel so intensiv, dass man es selbst durch die geschlossenen Fenster zu riechen glaubte; allerdings standen die dann immer zumindest gekippt. Die in der Luft liegende

kleinlaut, ob meine Mutter ihr in Absprache mit ihrem Arzt Spritzen setzen könnte. Sie nahm an allen Freuden und Sorgen der Kunzes als Familienmitglied teil.

Gleich zu Beginn seiner Assistententätigkeit, im Sommer 1964, schickte Elisabeth Siegel meinen Vater zur Betreuung von Absolventinnen eines sozialpädagogischen Praktikums in Einrichtungen der Diakonie auf die Nordseeinsel Langeoog. Meinem Vater war schnell klar, dass Langeoog nicht nur von dienstlichem Interesse, sondern eine Entdeckung für die Familie war. Auf Vermittlung von Elisabeth Siegel war er in einem Schülererholungsheim untergebracht, das vom deutsch-baltischen Ehepaar Karl-Heinz „Pan“ und Kitty Girgensohn geleitet wurde.<sup>39</sup> Sie gehörten zu einer nach dem Krieg auf die Insel gebrachten Gruppe Baltendeutscher, deren Lebensläufe zwischen die Fronten des Weltbürgerkriegs im 20. Jahrhundert geraten waren. Pan Girgensohn, der in Reval Nationalökonomie studiert und sich auf Langeoog eine Existenz aufgebaut hatte, bezeichnete mit unerschütterlichem Selbstbewusstsein alle Nicht-Balten als ‚Reichsdeutsche‘, und das hatte für ihn keinen guten Klang. Seine Frau und er sprachen fließend estnisch und russisch, und ihr deutsch hatte den schlep-penden baltischen Tonfall des Pastors Tiburtius aus den ‚Buddenbrooks‘. Nach einigen Cognacs fand er Gefallen an dem etwas überartikulierten und seiner Wahrnehmung nach ganz entsetzlich roten Lehrer aus Osnabrück. In seinem politischen Koordinatensystem teilte er Margaret Thatchers Feindwahrnehmung, derzufolge Helmut Schmidt ein Sozialist war.

In jedem Jahr zwischen 1964 und 2001 waren meine Eltern mindestens einmal auf Langeoog. Diese Insel wurde zu den Gewissheiten in ihrem und unserem Leben, und auch ich verbinde mit dem



**Abbildung 4.15**

Langeoog-Faltplan aus den 60er Jahren. [Quelle: privat.]

<sup>39</sup> Dazu Rolf-Ulrich Kunze, *Langeoog. Eine historische Erzählung, 1930–1980*, Karlsruhe 2013 (Technikdiskurse. Karlsruher Studien zur Technikgeschichte, Bd. 10), S. 1–21.

sonderbaren Begriff ‚Heimat‘, wenn dafür der Maßstab der empfundenen Bedeutung eines Orts in der eigenen biographischen Konstruktion gilt, nicht Osnabrück, meinen Geburts- und Wohnort bis zum Studium, sondern Langeoog. Niemand konnte den Stoßseufzer des Erzählers, den er Hanno Buddenbrook in den Mund legt, besser verstehen als ich: „Sommerferien an der See! Begriff wohl irgend jemand weit und breit, was für ein Glück das bedeutete?“<sup>40</sup> Nur eben nicht: an der See, sondern auf Langeoog.



**Abbildung 4.16**

Langeoog in Postkartenperspektiven der 50er und 60er Jahre. Mittelpunkt der Welt. [Quelle: privat.]

Am 25. September 1964 starb Erich Kunze in Schöneiche. Er hatte nach dem Umzug in Frankfurt/Oder noch einmal mit einem Kohlenhandel angefangen, dies allerdings unter den sich verschlechternden Bedingungen für Private in der DDR bald aufgegeben. Der Erlös ermöglichte ein schönes Gartenstadthaus in der Berliner Randgemeinde Schöneiche. Zumindest wohnte der Ex-Geschäftsmann nun bürgerlich, wenn auch in Ulbrichts sozialistischem Vaterland.

---

40 Thomas Mann, Buddenbrooks. Verfall einer Familie, in: ders., GW in dreizehn Bänden, Bd. I, Frankfurt am Main 1990, S. 629.

Mit Erich Kunzes recht frühem Tod wurde nun noch klarer als schon seit dem Mauerbau vom 13. August 1961 die Schwester meines Vaters, Marianne, gelernte Ökonomin, das Familienoberhaupt Ost wurde. Die Pfade, längs derer sich beide Familien entwickelten, unterschieden sich immer mehr. Der Kontakt blieb rege, aber er begann nun die Verschiedenheit der Lebensbedingungen hervorzuheben. Dazu gehörte auch, dass die DDR-Verwandtschaft in Schöneiche und Guben seit den 60er Jahren regelmäßig mit Paketen versorgt wurde. An ihrer Zusammensetzung ließ sich die langsame Verschlechterung der Konsumsituation in der DDR bis 1989 gut ablesen.

1967 machte sich bei meinem Bruder, der gerade angefangen hatte, ein neu-sprachliches Gymnasium in einem Os-nabrücker Nachbarstadtteil zu besuchen, eine Arthrose im rechten Fuß bemerkbar, eine ungewöhnliche Erkrankung für einen Elfjährigen, die ihn weitgehend am Laufen, erst recht aber an der Ausübung irgendwelchen Sports hinderte. Nicht nur zu den orthopädischen Behandlungen, sondern auch sonst musste er nun gefahren werden, und schon das isolierte ihn von seinen Altersgenossen. Wenn Bewegung in diesem Alter auf einmal zur Frage der Organisation, auch der Abhängigkeit

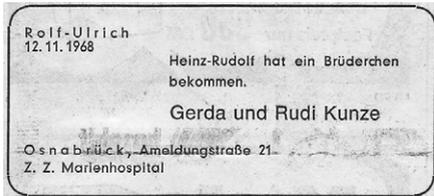


**Abbildung 4.17**

Ein Fotografienbild. Genauer gesagt von Foto Kinschek in der Iburger Straße. Gertrud Lehmann, Rudi Kunze, Gerda Kunze, Heinz Rudolf Kunze, Herbst 1966. Die Lederhose war Deko, der Rollkragenpullover nicht. [Quelle: privat.]

wird, ist das schwer zu verkraften. Ob mein Vater mit seinem ausgeprägten Kult um Sport und Sportlichkeit – er rühmte sich, bei seiner PH-Aufnahmeprüfung im Sport als über Dreißigjähriger noch ohne Zuhilfenahme der Beine ein Kletterseil bis zur Turnhallendecke hinaufgekommen zu sein – mit der Sportuntauglichkeit meines Bruders glücklich und verständnisvoll umging, wage ich zu bezweifeln. Mein Bruder sah sich jedenfalls seither als den körperlichen Erwartungen des Vaters als nicht entsprechend an. Das war nach dem ebenso rätselhaften Verschwinden der Arthrose übertrieben, aber die gefühlte Kränkung blieb offenbar real, und daran mögen gewisse sorgende Blicke meines Vaters und gedehnt-entschuldigende Wendungen ihren Anteil gehabt haben. Ein Indiz dafür könnte der Streit zwischen den Eltern sein, der sich aus der Sache ergab und über sie hinaus erhielt: meine Mutter in Verteidigungshaltung des Kindes gegenüber dem nicht genügend Rücksicht

zeigenden Vater und Ehemann. Dass die Schwiegermutter im selben Haushalt lebte, machte die Dinge nicht einfacher. Mein Bruder hat oft darüber gesprochen, dass die Atmosphäre in der Ameldungstraße in dieser Zeit seiner Kindheit nicht selten vergiftet war von unausgesprochenen und ausgesprochenen Vorwürfen. Er lernte früh, Ventile zu finden: Literatur und Musik. Meine Mutter reagierte auf ihre Weise mit



**Abbildung 4.18**

Geburtsanzeige Rolf-Ulrich Kunze, Neue Osnabrücker Zeitung, 13. Dezember 1968. [Quelle: privat.]



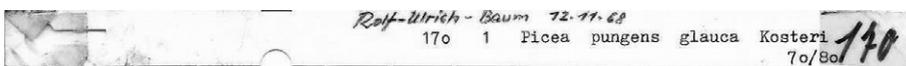
**Abbildung 4.19**

Gerda Kunze, Gertrud Lehmann, Rudi Kunze, Weihnachten 1968, in der Nähe der Ameldungstraße. [Quelle: privat.]

einer sie bis ins hohe Alter immer wieder tagelang außer Kraft setzenden Migräneneigung.

Dass meine Mutter im Alter von 42 Jahren endlich doch noch ein zweites Kind bekommen sollte, erstaunte sie selbst am meisten. Mit meinem Erscheinen hatte niemand mehr gerechnet, und daher überwies mein Vater, als ich am 12. November 1968 gesund, wenn auch mit Kaiserschnitt, im Osnabrücker Marienhospital zur Welt gekommen war, zuallererst einen Spendenbetrag nach Bethel. In unseren Garten pflanzte er eine Blautanne, vor der ich jedes Jahr fotografiert wurde.

Meine Eltern waren älter als die meisten anderen, aber als Kind fiel mir das nicht so auf. Anders stand es mit dem fast zwölfjährigen Abstand zu meinem Bruder. Er war, so lange ich mich erinnern kann, immer schon eher Teil der Erwachsenen- als meiner Welt. Als ich acht Jahre alt war, zog er aus der Ameldungstraße mit seiner Freundin in die



**Abbildung 4.20**

Das Plastikschild des Lebensbaums aus der Gärtnerei: Hoben meine Eltern deshalb absolut alles auf, weil sie einmal alles verloren hatten? Nicht nur. [Quelle: privat.]

erste eigene Wohnung. Die Welt, in die ich hineingeboren wurde, hatte mit den Baracken des Steil-Hofs 1956 nur noch durch die personelle Kontinuität der Akteure etwas zu tun, aber auch diese hatte sich in den zwölf Jahren in ganz neue Rollen und Bezüge eingelebt. Sie waren vom Rand der westdeutschen Wohlstandsgesellschaft in deren Mitte gerückt. Damit endete auch die Diskriminierung wegen ihrer Vergangenheit in der DDR und in der Sowjetunion. Zum letzten Mal hatte das 1964 eine Rolle gespielt, als das Regierungspräsidium sich erst nach besonderer Prüfung des Falls und dem Hinweis auf die lange Kriegsgefangenschaft bereit erklärte, Rudi Kunze in das niedersächsische Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zu übernehmen.



**Abbildung 4.21**

Gerda, Rolf-Ulrich, Rudi, Heinz Rudolf Kunze, Ameldungstraße, 2. Advent 1968. [Quelle: privat.]



## 1968–1983: And he didn't mind the wind

1969 endete die Assistententätigkeit meines Vaters bei Elisabeth Siegel ungefähr parallel zu deren Eintritt in den Ruhestand, und er bewarb sich mit ihrer Unterstützung auf eine Realschullehrerstelle an der Kreisrealschule in Osnabrück. Für eine Fortsetzung der PH-Laufbahn hätte er in Münster oder Göttingen promovieren müssen, und dazu fehlte ihm als Vierziger der Elan und die Bereitschaft, nochmals über längere Zeit von der Familie getrennt zu leben, nachdem er während seiner Assistentenzeit die Zusatzprüfung für das Lehramt an Realschulen abgelegt

hatte. Anderes kam hinzu. Er war gern Lehrer und wollte es wieder sein, die theoretische und, wie man immer mehr sagen konnte: ideologische Seite der Pädagogik entsprach nicht seinen darstellungsorientierten Neigungen. Die Sozialpädagogik hatte sich in der zweiten Hälfte der 60er Jahre nun genau in die andere, die theoretische, also psychologische und soziologische Richtung, entwickelt, was ihn abstieß.

1968 spielte an der Osnabrücker PH zwar nur als Farce eine Rolle. Einige studentische Sendboten des SDS aus Münster versuchten mit roten Fahnen den Revolutionsexport, scheiterten aber vollständig am fehlenden revolutionären Bewusstsein der Osnabrücker Kommilitonen – hintergründig veränderte sich aber das Fach Sozialpädagogik von der praktischen Sozialarbeit hin zu einem Implementationsinstrument einer bestimmten Auffassung von Wohlfahrtsstaatlichkeit. Diese Totalpädagogisierung der Gesellschaft ohne Ansehen der Person war auch nicht mehr die Welt von Elisabeth Siegel, aber sie sprach es nicht so deutlich aus. Denn seit 1969 regierte in Bonn zum ersten Mal mit Willy Brandt ein Sozialdemokrat und Angehöriger von Emigration und Widerstand. Mein Vater war hellauf begeistert und sah für seine pädagogische Arbeit als Lehrer ganz neue Möglichkeiten und Aufgaben, um den Wahlslogan „Mehr Demokratie wagen“ in die schulische Wirklichkeit umzusetzen. Doch die Realität der Sozial- und Bildungsreform nach 1969 zielte in eine ganz andere Richtung als er gedacht hatte. Sie war quantitativ und tonnenideologisch, nicht individuell. Sie förderte die nützlichen Natur-, Technik- und So-



**Abbildung 5.1**

Von der Regierung Willy Brandts versprach sich mein Vater viel, vielleicht zu viel. [Quelle: Peter Merseburger, Willy Brandt, 1913–1992. Visionär und Realist, Stuttgart/München 2002, S. 515.]

zialwissenschaften im Zeichen kybernetischer Steuerung, schnellen Sozialaufstiegs und möglichst weitgehender Sozialdemokratisierung der Gesellschaft, aber nicht die persönlichkeitsbildenden Geistes- und Kulturwissenschaften. Die neu-marxistisch inspirierten Klassenkämpfer, die in den 70er Jahren dann in die SPD strömten, waren ähnlich strukturkonservativ wie der Nordhorner CDU-Politiker der frühen 60er Jahre: sie wollten Bildung und soziale Teilhabe an eine bestimmte Klassenzugehörigkeit binden – nur an eine andere. Der Gesichtspunkt der Befähigung zur Selbstentfaltung auf der Grundlage eigener Leistung – also persönliche soziale Emanzipation – interessierte sie ebensowenig wie die voraussetzungslose diakonische Hilfe für diejenigen, die sich selbst gar nicht helfen können. Aussagekräftig für dieses Mindset ist der Artikel ‚Emanzipation‘ im marxistisch-leninistisch geprägten ‚Wörterbuch Kritische Erziehung‘, das 1972 in Erstaufgabe erschien:

*Gehen wir nun von einer marxistischen Auffassung vom Menschen aus (...), so können wir sagen: Der Mensch ist ein Naturwesen. Er verändert die Natur zum Zwecke der Reproduktion des Menschen durch die Arbeit. In der Arbeit konstituiert er sich als gesellschaftliches Wesen, durch die Arbeit erfährt er auch das Phänomen Entfremdung. Zur Gesellschaft befindet er sich in einem dialektischen Verhältnis gegenseitiger Bestimmungen. Einerseits ist der Mensch das Produkt der jeweiligen Gesellschaft. Ihre Verhältnisse bedingen ihn; andererseits ist er durch die Arbeit Hersteller dieser Verhältnisse und hat die Möglichkeit, durch revolutionäre Praxis Gesellschaft zu verändern, d. h. die Entfremdung, die sich durch Ausbeutung, gesellschaftliche Herrschaft, psychische Zwänge zeigt, aufzuheben. Die Aufhebung dieser Entfremdung, also die Befreiung von diesen Zwängen, nennen wir Emanzipation.<sup>41</sup>*

An diesem Verständnis von Emanzipation, das nichts anderes artikulierte als die unbändige Lust einer aggressiv-polemischen, steinzeitmarxistischen Minderheit von Kadern auf Gedankenkontrolle und Herrschaft über Menschen, wollte mein Vater nicht mitwirken. Beruf und Familie wurden mehr und mehr ein Rückzugsraum und eine Gegenwelt – keine erfreuliche Entwicklung für einen wirkungs- und veränderungsorientierten Pädagogen.

Mit seinen Laienspielinteressen erreichte unser Vater keinen seiner Söhne, aber die musische Entfaltung erst bei meinem Bruder, später bei mir förderte er. Karl-Heinz Suchowitz, Klavierlehrer am Konservatorium, kam wöchentlich zu uns nachhause,

---

41 Dieter Oelschlägel, Emanzipation, in: Eberhard Rauch, Wolfgang Anzinger (Hg.), Wörterbuch Kritische Erziehung, Frankfurt am Main 1975 (zuerst Starnberg 1972), S. 101–104, 101 f.

neun Jahre zu meinem Bruder, elf Jahre zu mir. Er hatte manche Züge von Hanno Buddenbrooks Klavierlehrer Pfühl in den ‚Buddenbrooks‘: seine Geduld war endlos, er trietzte uns wenig, vielleicht zu wenig mit Tonleiterspielen, unterstützte das Improvisieren und drückte uns nicht seinen Musikgeschmack auf. Was für den Organisten Pfühl die krebsgängige Fuge, war für Karlheinz Suchowitz der swingende Jazz, den er wunderbar schwerelos spielen konnte. Aber dafür entwickelte ich erst zwanzig Jahre später Sinn.

Im April 1970 konfirmierte der Pastor unserer Luther-Kirche, der mich im Februar 1969 dort getauft hatte, meinen Bruder: unter dem eigenwilligen neobyzantinischen Christus-Bild in Mosaikform im fin-de-siècle-Geschmack. Der so dargestellte Erlöser wirkte auf mich später stets wie der erste Hippie, ein joint-seliges Peace! Auf den Lippen.

Unsere Familienfeste unterstrichen immer wieder, dass wir nicht viele Verwandte mobilisieren konnten. Die meisten lebten in der DDR, so sah man im Lauf der Jahre immer dieselben wenigen Gesichter, und hintergründigen Streit gab es auch oft. Meinen Bruder bedrückte das wohl mehr als mich, allerdings waren die Erwartungen unserer Eltern in den frühen 70er Jahren noch andere als zehn Jahre später. Und bei mir waren dann die Verwandten gegenüber den Familienfreunden bereits in der Minderzahl.

Meine 70er-Jahres-Kindheit in der Amel-dungstraße war vielleicht nicht ganz so



**Abbildung 5.2**

Rudi, Rolf-Ulrich, Gerda und Heinz Rudolf Kunze, 2. Advent 1969. [Quelle: privat.]



**Abbildung 5.3**

Konfirmationsfeier von Heinz Rudolf Kunze, im Garten der Amel-dungstraße, 26. April 1970. [Quelle: privat.]

farbenfroh und konsumorientiert wie in anderen Familien. Das Aufbewahren und Behalten war bei meinen Eltern ein eingebrannter Reflex. Neues drang zwar auch in die Wohnung in der Ameldungstraße vor, aber bei vielen Familienfotos würde einem Außenstehenden die Zuordnung zu einem Jahrzehnt schwerfallen. Die Grundverhaltensweise der Konsumgesellschaft, Produkte in regelmäßigen Abständen gegen neue mit größerer Vorzeigereichweite einzutauschen und das als identitätsstiftend anzusehen, weil Neues besser ist als Altes, war und blieb meinen Eltern zeitlebens wesensfremd. Möglicherweise trug dazu die ständige Konfrontation mit der agonalen und scheiternden Konsumgesellschaft der DDR, die es jedenfalls in den 70er Jahren durchaus auch gab, nicht wenig bei. Möbel, Bekleidung und Hausrat meiner Eltern lagen immer zehn bis fünfzehn Jahre hinter dem allgemein üblichen zurück. Andererseits blieb kein Buch- oder Schallplattenwunsch der Söhne unerfüllt. Gertrud Lehmann stellte meinem Bruder großzügig ihre Rente für Kulturgüter zur Verfügung, deren Relevanz ihr kaum zu erklären gewesen wäre; bei mir übernahmen meine Eltern dann diese Rolle. Äußerlich betrachtet, lebten Facharbeiterfamilien besser und moderner als wir, und selbst die neue Plattenbauwohnung der Schwester meines Vaters in Berlin-Köpenick in den 70er Jahren war größer und heller als unsere in Osnabrück. Als Mangel habe ich das jedoch erst in meiner Teenagerzeit empfunden, als mich der Eindruck, ein Museum der westdeutschen Wohnkultur zu bewohnen, zu stören begann und ich meine Eltern nötigen wollte, ihre Einrichtung zu erneuern. Ich erreichte den Ankauf einer einzigen Flurlampe, eines typischen IKEA-Standards, die mein Vater nur als Kuhstall-Lampe bezeichnete. Der von mir eigenmächtig abgehängten Stofflampe der frühen 60er Jahre trauerte er nach und hingte sich gleichsam aus Protest, als die Deckenlampe in seinem Arbeitszimmer defekt war, einen von anderen zum Sperrmüll freigegebenen mehrarmigen 50er-Jahres-Leuchter mit glänzenden Armen auf, die sich so grazil schwangen wie Marilyn Monroes Kleid über dem Lüftungsgitter. Einen eigenen Jugendschreibtisch habe ich nie besessen, sondern das lackierte Kiefernholzartefakt meines Bruders weitergenutzt. Bei meiner Konfirmation 1983 trug ich selbstverständlich den dunkelblauen Konfirmandenanzug meines Bruders. Meine erste Markenjeans kaufte ich mir mit siebzehn in Texas. Hinzu kam, dass alle uns umgebenden Dinge narrativ aufgeladen waren: ihre Geschichte seit ihrem Eintritt in unsere Familie war bekannt, gehörte zu ihnen und wurde immer wieder erzählt. Das erschwerte es, sich von ihnen zu trennen und unterschied uns noch mehr von den Trägern der Wegwerfgesellschaft, denen vor allem eines fehlte: die Fähigkeit zum ‚Lesen‘ der Bedeutung der Dinge in ihrem Leben. Dass dabei Geld gespart wurde, war ein Effekt, aber keine Intention.

Als meine Mutter aus Guben in die Bundesrepublik übersiedelte, nahm sie die Möbel ihrer Eltern mit.<sup>42</sup> Die hatten sich nach der Flucht von der östlichen auf die westliche Stadtseite komplett neu einrichten müssen, und zwar mit einfachen und, wie alle Möbelpacker später immer wieder lobend hervorhoben, sehr leichten Kiefernholzmöbeln aus SBZ-Produktion. Das Schlafzimmer bestand aus einem Doppelbett mit hohen Fuß- und Kopfwandteilen, an den strategischen Stellen gerundet, damit man sich auch ohne Licht nicht stößt, einem dreiteiligen Kleiderschrank mit



**Abbildung 5.4**

Rolf-Ulrich Kunze, Gerda Kunze, Langeoog, Juli 1971. Von Luxus weit entfernt: In Girgensohns Pension war die Toilette auf dem Flur, die Zimmer hatten Waschbecken und Rot-Kreuz-Rohrbetten. [Quelle: privat.]

Aufsatz und einem Wäscheschrank mit Schüben an beiden Seiten, Doppeltür in der Mitte, sowie einem dreiteiligen Spiegelaufsatz. Alle Möbel waren aus rührend dünnwandigen, nicht oberflächenlackierten Brettern gebaut, die braun gebeizt waren – vielleicht kommt IKEA demnächst auch einmal auf diese Idee der Kiefernplattenveredelung. Für meine Großmutter mütterlicherseits, gewöhnt an schweres Vollholz und die Fast-schon-Sachlichkeit ihrer jungen Ehezeit in den 1920er Jahren, war und blieb dies eine Arme-Leute-Einrichtung. Dekor gab es kaum: hellere Kiefernleistenvierecke an Schränken und Betten, sonst nichts. Über den Tod meines Vaters hinaus bis zum Auszug meiner Mutter ins Altersheim blieben alle diese Stücke in Funktion; die Schränke vollgestopft mit originalverpackten Bettwäschereserven und dem kompletten Stoff-Hausstand der 1977 verstorbenen Großmutter einschließlich sämtlicher Küchenhandtücher, Stofftaschentücher und der von mir besonders geliebten Baumwoll-Kalender im Mehrfarbdruck mit Oldtimer-Motiven, lückenlos von 1964 bis 1977, die zugleich praktischerweise als Handtücher verwendet werden konnten, – alles nach gehorteter Handseife riechend: „man weiß ja nie, was kommt.“ Nach dem Ausräumen dieser Schrankinhalte haben wir mehrere Jahre keine Seife mehr kaufen müssen.

Wenn ich als Kind nicht einschlafen konnte oder wollte oder bei Krankheit lag ich im Elternbett. Mein Vater musste sich mit der Couch in seinem Arbeitszimmer arrangieren, tat das dann auch etwas grummelnd, wenn es zu oft vorkam. Solange ich

42 Das folgende nach R.-U. Kunze, *Meine Materialproben*, S. 74 f.

mich erinnern kann, habe ich, in einem der beiden Betten liegend, mit der rechten Hand an dem rauen Kiefernholz der Kopfwand entlanggeföhlt. Das war schlaf-fördernd oder wirklichkeitsversichernd, wenn man aus irgendeinem flüchtigen Schnupfenfiebertraum aufwachte. Selbst als ich mir den rechten Arm beim Schlittenfahren an einem lächerlichen Hügel gebrochen hatte – geradezu ein Kommentar auf die Winterinkompetenz Nordwestdeutschlands; die zwei Zentimeter Schneematsch hatten dafür gereicht – ließen meine aus dem Gips ragenden Finger diese identitätsversichernde Bewegung zu. Die Schränke waren aufgrund der Eigenart ihrer Maserung etwas weniger rauh, aber unter denen lag man ja auch nicht.

Mein lackiertes Pressholz-Kinder- und Jugendbett der 1970er und 1980er Jahre war im Vergleich eine haptische Enttäuschung: glatte, langweilige Flächen mit Plastikknöpfen über den Schrauben: ein Bett, das sich so anfühlte wie die ersten weißen Baumarktregale, die in meinem Zimmer hingen. Nach wenigen Jahren war es sperrmüllreif: verzogen, durchgelegen, zum Teil sogar durchgebrochen. Eine der letzten Handbewegungen in der ausgeräumten Wohnung meiner Mutter 2005 war ein Streichen mit dem Handrücken über die Rauigkeit des Kopfteils der Elternbetten, bevor ihr soziales Leben in die Erinnerung übergang.

In unserem Wohnzimmer stand auf einem konsequent kantigen Sideboard der 60er Jahre das 1958 angeschaffte Grundig-Radio.<sup>43</sup> Im Vergleich zu den parallel schon vorhandenen tragbaren Radios mit betont technischem Funker-Design war dieses Exemplar wahrhaftig eine Immobilie: schwer, massiv, ein echtes Möbelstück. Recht eindeutig hatten auch hier Formvorstellungen des Autobaus der 1950er Jahre Spuren hinterlassen. Die stoffbespannte Vorderfront über den Lautsprechern, der gläsernen Sendertabelle, den großen, angenehm feingeriffelten Sucherknöpfen anstelle der Scheinwerfer und der Tastenreihe für feste Sendereinstellungen waren Zitate aus gemütlichen Autogesichtern, deren Wirkung sich vor allem im Dunkeln entfaltete, wenn der Apparat sanft aus sich selbst heraus zu glühen schien.

Der Kasten, der mir als Kind vorsintflutlich vorkam, war nur noch sehr selten in Gebrauch. Mein Bruder hörte seine Schallplatten, mein Vater die Nachrichten in seinem Zimmer an einem eigenen Kofferradio. Mit den sich verändernden Mediennutzungsgewohnheiten hatten sich auch die Standorte verändert. Dort, wo seit Mitte der 1960er Jahre im Wohnzimmer der Fernseher stand, hatte ursprünglich das große Radio auf einem repräsentativen Beistelltisch seinen Platz gehabt. Nun war es deutlich an den Rand des Raums und der Wahrnehmung gerückt. Als mein Mu-

---

43 Ebd., S. 130 f.

sikerbruder seine ersten Sendungen im Rundfunk hatte, hätte eigentlich eine Wiederentdeckung stattfinden können, die allerdings deshalb unterblieb, weil anfangs noch alles auf Kassettenrekorder aufgezeichnet wurde. Das war aber in vertretbarer Tonqualität nur mit einem integrierten Kombi-Geräten möglich, und dies stand dann in meinem Zimmer. Das Laufenlassen des Radios im Hintergrund zur Erzeugung einer Geräuschkulisse galt bei uns als arge Unsitte mancher Leute, weil man so der musikalischen Darbietung nicht die genügende Aufmerksamkeit entgegenbringen konnte. Für Wortbeiträge galt das erst recht.

Die Sender mit dem Seifenschaum der Schlagermusik und Verkehrsnachrichten kamen ohnehin nicht in Frage, außerdem hielt sich die längste Zeit des Tages niemand im Wohnzimmer auf. Obwohl immer weniger radiogehört wurde, nahm die Zahl der Geräte immer weiter zu. Im Schlafzimmer meiner Eltern stand irgendwann ein Radiowecker mit Kassettenrekorder. In meinem Zimmer fanden sich eine Stereoanlage mit einem schon gar nicht mehr an den Verstärker angeschlossenen Radioteil, ein Radiowecker auf dem Bettkasten und ein spielzeughaftes Mini-Radio auf dem Schreibtisch. Im Arbeitszimmer meines Vaters landete nach dem Auszug meines Bruders in die erste eigene Wohnung dessen größeres Transistorradio aus den 1960er Jahren, das Kofferradio meines Vaters wanderte in die Küche auf ein Regal. Tatsächlich war das Badezimmer der einzige radiofreie Raum in einer Wohnung von weitgehenden Nichtnutzern.

Als Autofahrer fand ich lebensabschnittbezogen zum Radiohören zurück; allerdings wurde aus dem Griff zum Autoradio schnell das Einstellen des eingebauten CD-Players. Das alte Grundig-Radio stand bis zum Auszug meiner Mutter aus unserer alten Wohnung dort in Ehren als Artefakt ohne soziales Leben. Meine Bindung an das Objekt war nicht so groß, dass ich es bei mir zuhause hätte aufstellen wollen, daher schied es an diesem Punkt aus unserer familiären Nichtnutzung seit 1965 aus.

Ganz beschränkte sich mein Vater nicht auf seine Realschullehrtätigkeit. Er



**Abbildung 5.5**

12. November 1971, Rudi Kunze, Gertud Lehmann, auf ihrem Schoß Rolf-Ulrich Kunze, Heinz Rudolf Kunze. Im Hintergrund das zu diesem Zeitpunkt schon alte Grundig-Radio, links daneben der Medienkonkurrent. [Quelle: privat.]

übernahm bald einzelne Veranstaltungen am Fachseminar Deutsch, in dem die Lehramtsanwärter zwischen der Ersten und Zweiten Staatsprüfung neben ihrer Lehrtätigkeit weiterqualifiziert wurden. Mit der Gründung der Universität Osnabrück auf der Grundlage der vormaligen PH 1973 wurden die Fachseminare in die entstehenden Fachbereiche integriert. So kam Rudi Kunze auf dem Höhepunkt der politischen Auseinandersetzung um die Schul- und Bildungsreform doch wieder mit jenen Hochideologen in Kontakt, die er zugunsten der praktischen Tätigkeit hinter sich hatte lassen wollen. Allerdings dauerte es einige Zeit, bis deren Herrschaftsanspruch im Fachseminar ankam. Seit Mitte der 70er Jahre betreute mein Vater dann auch Referendarinnen und Referendare an Schulen im gesamten Regierungsbezirk Weser-Ems und war oft länger als einen Tag unterwegs. Wie schon in der PH-Zeit bei der Betreuung von sozialpädagogischen Praktikanten kam er dadurch viel herum, erlebte viele Schulen, die sich in dieser Zeit dramatisch veränderten. Die Zeit der kleinen Zwerg- und Landschulen wie in Alte-Piccardie war



**Abbildung 5.6**

Witzig konnte sie auch sein, die linksextreme Provokation, wenn sie unpersönlich blieb. [Quelle: [http://www.hdg.de/lemo/objekte/pict/KontinuitaetUndWandel\\_plakatAlleRedenVomWetter](http://www.hdg.de/lemo/objekte/pict/KontinuitaetUndWandel_plakatAlleRedenVomWetter) (8. 10. 2011).]

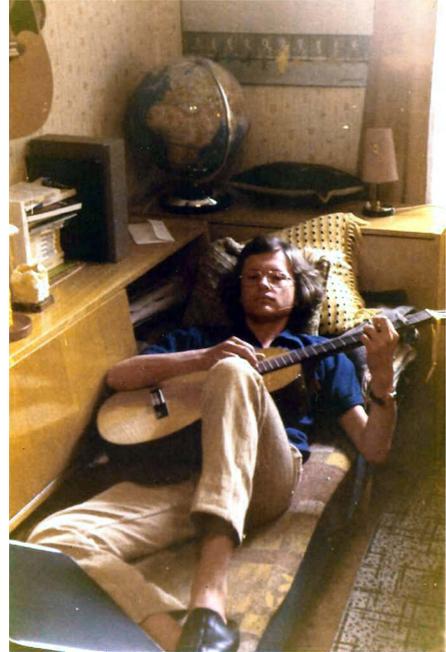
vorbei. Die im Zuge der Kreisreform entstandenen zum Teil riesigen Landkreise in Niedersachsen richteten in den Kreisstädten große Schulzentren mit weiten Anfahrtswegen für die Schülerschaft ein, im Emsland und in Ostfriesland manchmal um die 50 Kilometer. Diese Schulfabriken im westdeutschen Betonplattenbaustil der 70er Jahre für tausende von Schülern, innen ausgeschildert wie Bahnhöfe und Flughäfen, waren keine Lösung sozialer Probleme, sondern selbst soziale Brennpunkte mit einer zum Teil unerträglichen Atmosphäre. Der Kampf um die Einführung der Gesamtschule polarisierte zusätzlich. Die in Teilen linksradikale Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft trieb die SPD in dieser Frage vor sich her. Ihre Personalpolitik war knallhart. Wo die SPD regierte, wurden Gesamtschulideologen und Parteibuch-Bildungsklassenkämpfer installiert, die den Schulalltag über Jahrzehnte präg-

ten. Mein Vater konnte diesen Prozess über die Jahre zwischen Nordsee und Wesergebirge mitverfolgen und begegnete vielen frustrierten Kolleginnen und Kollegen, die sich aus solchen Schulen des Weltanschauungskampfes wegversetzen ließen.

Mein Bruder erlebte eine Gymnasialzeit, die von solchen Wirren frei war. Er nutzte die Zeit für seine Musik. Im Radio nahm er an der vom NDR vermittelten Hochphase der Rock- und Popmusik Ende der 60er bis Mitte der 70er Jahre teil, möglicherweise der letzten wirklichen Epoche der atlantischen Musikgeschichte. The Who, The Kinks, Led Zepelin, Jefferson Airplane, David Bowie, Eric Clapton, Pink Floyd, Simon and Garfunkel, The Soft Machine, Jimi Hendrix, Yes und die Rolling Stones bildeten seine Maßstäbe und erregten meine kindliche Neugier.

Zu seinem siebzehnten Geburtstag 1973 hatten ihm meine Eltern einen unserer Keller als bewohnbares Zimmer ausbauen lassen, das ihn von dem durch mich lebhaften Alltag etwas abschirmte. Eine Heizung wurde eingebaut, an die Stelle der Kellerroste kamen richtige Fenster. Im Ergebnis blieb das zwar ein Keller, in dem man auch tagsüber das Licht einschalten musste, aber da mein Bruder nach wie vor oben in der Wohnung schlief, hatte er nun zwei Zimmer zur Verfügung. In dieser Werkstatt entstanden auch seine ersten Musikaufnahmen, traf er Freunde und konnte sich elternfrei mit seiner Freundin, einer Langeooger Urlaubsliebe, aufhalten, die ihn aus Dortmund besuchen kam.

In manchen Aspekten war die Liberalität unserer Eltern fast schon unverständlich, ganz sicherlich innerhalb ihrer Generation. Gisela Hermann, die Freundin meines Bruders, zog, nachdem es mit ihrem Abitur in Dortmund im ersten Anlauf nicht ge-



**Abbildung 5.7**

Heinz Rudolf Kunze in seinem Zimmer, Ameldungstraße, Sommer 1972. Eine Bildillustration zu Brian Wilsons Beach Boys-Titel ‚In my room‘ aus dem Jahr 1963. [Quelle: privat.]

klappt hatte, bei uns ein. Ich freute mich über eine große Schwester, und diese Rolle nahm sie auch an. Meine Mutter kümmerte sich etwas um das Französische und sie bestand problemlos an meinem späteren Gymnasium. Ich kann mir denken, dass diese Art des Engagements bei manchen nur Kopfschütteln hervorrief, gerade weil es so charakteristisch für meine Eltern war. Sie dachten sich nichts dabei.



**Abbildung 5.8**

The Who, Who's next, 1971. Vorbild schlechthin. [Quelle: <http://en.wikipedia.org/wiki/File:Whosnext.jpg> (23. 9. 2011).]



**Abbildung 5.9**

Heinz Rudolf, Rudi, Rolf-Ulrich Kunze, im neuen Kellerzimmer, 30. November 1973. [Quelle: privat.]

44 In unserer Keller stand.<sup>44</sup> In unserer Wohnung hatte er nie einen Platz. Der Form nach gehörte er in die Zeit zwischen 1925 und 1955: gerundete Kanten, einfache

In meiner Kindheit bildeten die endlosen Gitarrenriffs der Who Landschaften, hämmerte die presslufthafte Aggressivität von Led Zeppelin und schwebten die außerirdischen Klangteppiche der ‚Tales from Topographic Oceans‘ von Yes. Ab und zu war ich Kellerzimmer meines Bruders zugelassen, und ich hörte gierig hin, was er aus und mit diesen Vorbildern machte, während meine eigenen Finger noch mit dem Hell-Dunkel von Bartók-Anfängen kämpften. Schon damals hatte er eine Begabung, Rock- und Popmusik gut verständlich zu erklären, Leitmotive kenntlich zu machen, technisch Anspruchsvolles in einen Werks- und Genrekontext zu stellen. Vor allem spielte er gern einzelnes vor, um es dann zu besprechen: die Rockoper ‚Tommy‘ der Who, die kalifornische Gregorianik der Beach Boys, King Crimson.

Der Keller, in dem mein Bruder seinen neuen Raum hatte, war für mich auch aus anderen Gründen interessant. Er muss beim Umzug aus der DDR mitgenommen worden sein, der einfache doppeltürige Kleiderschrank, der in ein

---

44 Das folgende nach R.-U. Kunze, Meine Materialproben, S. 156 f.

Linien, keinerlei Verzierungen, einfache Metallknöpfe zum Öffnen und Schließen. Irgendwann hatte jemand die merkwürdige Idee, seine Keller- und Randexistenz dadurch zu unterstreichen, ihn lieblos mit weißlichem Heizungslack zu überschmieren: unerfindlich, welche Gedankenverbindung hier den Ausschlag gegeben hat. Am Ende wollte ein genossenschaftlicher Handwerker einen Farbreibbestand nicht wegwerfen und dem Aufbewahrungsmöbel noch etwas Gutes tun, da vor der Komplettsanierung der Kanalisation unserer Straße der Keller nach Regengüssen ein paar Zentimeter unter Wasser stand und dann etwas feucht war. Die linke Schrankseite hatte eine Kleiderstange, die rechte Schubladen. Diese waren mit einem verblassten Blümchenmusterpapier ausgekleidet, das mit Reißzwecken an dem dünnen, harten Kiefernholz des Schrankinneren befestigt war. An der Kleiderstange hing auf dem Kleiderbügel eines Bekleidungsgeschäfts aus Guben der graue Gummi-Motorradmantel meines Vaters aus den 50er Jahren, passend mit Haube und taucherbrillenartigem Augenschutz. Das war die ideale Verkleidung für Astronautenspiele, allerdings war das Material des Mantels nicht sehr robust und riss überall ein, so dass ich mir vorstellte, ich sei gerade einem heftigen Zweikampf mit Laserschwertern entkommen. Aus den vielen Sommerurlaube auf Langeoog hatte sich eine Sammlung von inzwischen schadhafte Ostfriesennerzen gebildet, grau aus den frühen 60er Jahren, gelb seither. Ihre Nähte waren aufgegangen oder sie hatten beim Fahrradfahren Schaden genommen. Weggeworfen wurden sie aber nicht. Je weiter man sich in die Tiefe des Schanks grub, desto älter wurde das, was zu Tage trat: Damenschirme meiner Großmutter, unsinnig viele Spazierstöcke. In den Schubladen der rechten Seite schoben sich Konsumgewohnheiten aus mehreren Abschnitten der Familiengeschichte übereinander: Dokumente von Reisen in die DDR aus Jahrzehnten, ordentlich gebündelt in Zigarrenkisten, deren Inhalt der Vater meines Vaters bei seinen wenigen West-Besuchen verbraucht hatte, da es bei uns keinen Zigarrraucher gab. Pappmappen mit Anleitungen für das richtige Packen von Paketsendungen in die DDR, zum Teil noch aus der Zeit vor 1969, als das sozialistische Vaterland auf deutschem Boden von Bundesbürgern offiziell noch in Anführungszeichen gesetzt werden musste. „Vermeiden Sie jedwede politisch wirkende Aussage oder Anzüglichkeit.“

In seiner Konfirmandenzeit hatte mein Bruder viel fotografiert und Bilder selbst entwickelt. Dafür war ihm in einer Art Gelass neben der Garage eine Mini-Dunkelkammer eingerichtet worden. Die Verpackungen der dafür erforderlichen Gerätschaften lagerten im weißen Kellerschrank. Warum, hätte niemand zu sagen gewusst, aber so hätte man sie wieder ordentlich in ihren Originalzustand zurückschicken und ihre offensichtlich nicht besonders sinnvolle Anschaffung gleichsam



**Abbildung 5.10**

Rudi und Gerda Kunze, Schölerbergstraße, Ostern 1974. Kühles Wetter. Zeit der Kastenbrillen. [Quelle: privat.]

Schrank. Der Höhepunkt für mich war jedoch ein irgendwie auf uns gekommener, gut erhaltener Luftschutzhelm aus dem Bombenkrieg in der Hutablage, stets etwas versteckt hinter einer grünen Pappmelone vom Karneval und ein paar verstaubten Schirmmützen.



**Abbildung 5.11**

Rolf-Ulrich Kunze, Gisela Hermann, Amelungstraße, August 1973: eine neue große Schwester. [Quelle: privat.]

zwischen viel anderer Literatur, sah die jeden Plattenschrank sprengende Plattensammlung und daneben die Gitarren meines Bruders: das war Leistung und ein Vorbild. Inzwischen erhielt auch ich Klavierunterricht bei dem milden Karlheinz Suchowitz; wenn mein Bruder sich auf den dreibeinigen Klavierhocker in unserem Wohnzimmer setzte und improvisierte, setzte ich mich gern dazu. Das war der Sinn des Klavierspielens und Schreibens, nicht fleißig-fingerfertig zu reproduzieren, sondern kreativ zu produzieren.

teilweise ungeschehen machen können. Neben einer Packung lag noch die zugehörige große Hertie-Plastiktüte im weiß-grau-roten Design der späten 60er Jahre. Überhaupt war ein ganzes Fach des Schrankes mit sorgfältig gefalteten Plastiktüten gefüllt, die zum Teil von Firmen stammten, die es schon längst nicht mehr gab. Zur Geruchsverbesserung steckten zwischen den Stapeln Markenseifenstücke – wie im Wäscheschrank.

1974 erhielt mein Bruder einen Preis der Stadt Osnabrück für Kurzprosa. Geschrieben hatte er schon länger, und auch, wenn er sich vielleicht heute nicht mehr gern an alles erinnert, was damals entstand, erfuhr auch diese Produktivität Unterstützung durch unsere Eltern. Mein Vater organisierte und bezahlte den Matrizen-, dann Kopienabzug und ließ einfach binden, was sein älterer Sohn zu Papier gebracht hatte. Das prägte auch mich. Ich sah die wachsende Zahl von Einbänden im Regal

Im Sommer 1975 bestand mein Bruder das Abitur, und das mit Tusch, im August desselben Jahres wurde ich eingeschult. Einige Lehrer meiner Grundschule hatte mein Vater ausgebildet, die Rektorin war eine Kollegin meiner Mutter aus ihrem Kurzstudium. Wenn ich mir die Einschulungsbilder ansehe, fällt doch auf, dass meine Eltern einer anderen Generation angehörten als die anderen Schulanfängereltern Mitte der 70er Jahre. Aber auch meine Grundschule war Welten von der entfernt, die mein Bruder kennengelernt und in der mein Vater noch selbst unterrichtet hatte. Vor allem war sie recht groß und Teil eines Schulzentrums mit Orientierungsstufe und Hauptschule. Das machte auf den Schulhöfen und -wegen die kleinen Grundschüler zu natürlichen Opfern, weil nicht an jeder Ecke Lehrer stehen konnten. Bei manchen konnte man auch den Eindruck bekommen, dass sie wegsahen. Und dabei ist nicht von altersgemäßen Rangeleien, sportlichem Kräfteressen mit schmerzhaften Folgen oder dem einen oder anderen Faustschlag die Rede, sondern von systematischer, bandenartiger Gewalt als Ausdruck sozialer Devianz, für die es heute längst Begriffe gibt, was nichts besser macht. Gewalt und Schule waren für mich bis zum Gymnasium eigentlich gleichbedeutende Begriffe. Mein Vater bekam das zwar mit, tat aber lange nichts bzw. gab mir zu verstehen, ich müsse mich durchbeißen.

## Probe des Schaffens

### Heinz-Rudolf Kunze: Gedichte

#### das wort liebe

ich habe es zu hause stets angetroffen  
sie sei mir unaufhörlich angediehen  
sagte man mir

ich habe es eines tages nicht mehr gemocht  
so wie ich es kannte  
und woanders gesucht

ich habe mich damit irreführen lassen  
hereinlegen belügen einschläfern lassen  
und wurde böse auf das wort

dann habe ich es bei dir gefunden  
auf deinen lippen ruhend  
du sprachst es nicht du atmetest es

dir hab ich das wort geglaubt

#### siebzehn

als ich dann auf einmal siebzehn war  
sah ich in den spiegel  
hörte tonbänder mit meiner stimme ab  
und merkte mir nichts an

ich dachte über die vergangene zeit nach  
die geleerten flaschen die gedanken  
die umarmungen  
und schwer bekam ich ordnung hinein

doch dann sah ich auf das was ich niederschrieb  
sah genauer hin  
lächelte über meine zeilen  
und verstand mich annähernd

HEINZ-RUDOLF KUNZE wurde 1956 in Espelkamp/Mittwald geboren. Er besuchte in Osnabrück das Graf-Stauffenberg-Gymnasium und bestand im Frühjahr 1975 das Abitur. Beabsichtigt ist ein Studium der Germanistik. Er schreibt regelmäßig seit 1971: Gedichte, Romane, Stücke, Kurzprosa - alles Versuche, die Probleme der eigenen Generation aus der authentischen Position der Gleichaltrigkeit zu formulieren. Heinz-Rudolf Kunze ist Mitglied der Literarischen Gruppe Osnabrück.



Abbildung 5.12

Notiz in der Neuen Osnabrücker Zeitung aus Anlass der Verleihung des Literaturpreises der Stadt 1974, leider undatiert. [Quelle: privat.]



**Abbildung 5.13**

In der Mitte Rolf-Ulrich Kunze, Einschulungsfeier in der Turnhalle der Jellinghaus-Grundschule, 8. August 1975. [Quelle: privat.]



**Abbildung 5.14**

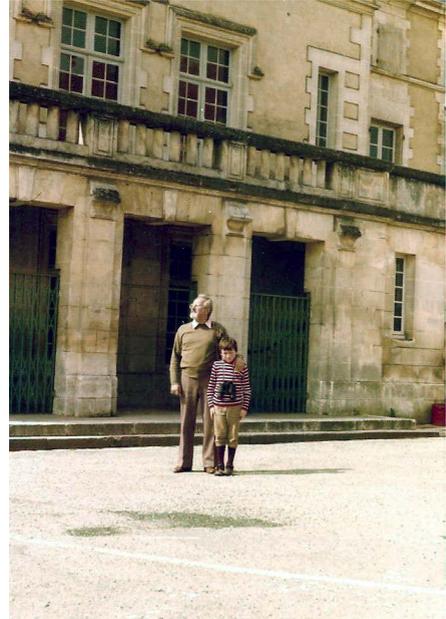
Wieder ein Photographen-Foto. Wieder von Foto Kinschek. 21. März 1976, 50. Geburtstag von Gerda Kunze. [Quelle: privat.]

Die Klassenzusammensetzung war heterogener als in den 60er Jahren. Sicherlich lag das auch an dem Unterschied zwischen Stadt und Land, aber auch die gesellschaftliche Entwicklung seither bildete sich ab. In meiner Grundschulklasse gab es zwei Ausländer, eine bohnenlange Portugiesin und einen winzigen Jugoslawen. An mehr als ihr Vorhandensein kann ich mich nicht erinnern, da sie kaum deutsch sprachen. Das störte aber niemanden.

Mein Bruder immatrikulierte sich zum Wintersemester 1975/76 für Germanistik und Philosophie an der neuen Universität Osnabrück und wohnte weiterhin zuhause. So ließen sich seine Musikinteressen einfacher mit dem Studium verbinden. Mein Vater hätte die Wahl einer Traditionsuniversität wohl lieber gesehen und auch finanziert, nahm das aber so hin. Die Studienstiftung des deutschen Volkes, deren Stipendiat mein Bruder wurde, riet dann später zu einer Fortsetzung des Studiums in Münster. Ich sah ihn eigentlich nur noch mit der Nase in Suhrkamp-Taschenbüchern. An den etablierten Familienroutinen änderte sich nichts. In den Sommerferien 1976 kamen beide Großmütter, Gertrud Lehmann und Röschen Kunze, mit nach Langeoog. Pan Girgensohn muss das nicht wenig erheitert haben, aber Röschen Kunze vertrug Cognac, da war verzeihlich, dass sie im Kommunismus lebte. Auf einem Foto stehe ich am Inselbahnhof vor der bunten Inselbahn und umarme West und Ost in Form von Großmüttern. Röschen Kunze war zugänglicher, enkeltauglicher. Mit ihr konnte ich um lächerlich leichtgewichtige DDR-Pfennige Siebzehn und Vier spielen, außerdem erzählte sie gern und viel. Gertrud Lehmann war in sich gekehrt und zudem recht autoritär, was ich von meinen Eltern nicht kannte. Trotz ihrer jährlichen langen Besuche in der DDR in Guben bei ihren Schwestern überforderte sie das Zusammenleben mit einem lebendigen Grundschüler in einer

Wohnung, daher zog sie 1977 ins Nachbarhaus in eine Eineinhalbzimmerwohnung, kochte aber noch für uns und war die längste Zeit des Tages bei der Familie. Ihr persönlicher Enkel war mein Bruder, den sie als Kind betreut hatte. Ich war ganz auf meine Mutter fixiert.

1977 war ein Reisejahr. In den Osterferien fuhren wir zu einem Gefangen-schaftskameraden meines Vaters, der ein Haus an der spanischen Costa Brava besaß. Mein Vater fuhr den Weg so, dass Gertrud Lehmann den 1967 eingeweihten deutschen Soldatenfriedhof Berneuil, Département Charente-Maritime, besuchen konnte, wo ihr Sohn Heinz Lehmann beerdigt ist. Von dort fuhren wir auch kurz nach Barbezieux, wo mein Vaters während seiner Ausbildung bei der Waffen-SS im Oktober 1942 stationiert gewesen war. Auf unserem alten Grundig-Radio stand ein gerahmtes Foto von Gertrud Lehmann, aufgenommen am 24. März 1977 in Berneuil. Die kleine Frau ist vor dem Hintergrund des noch winterkahlen Friedhofsgehölzes zu sehen, über dem sich vom Atlantik weiße Wolkenberge am blauen Himmel türmen, den Kopf leicht geneigt über die Grabplatte mit dem Namen ihres Sohnes. Der Wind zaust ihre zusammengesteckten Haare, ihre Brille sitzt etwas schief. Sie war weit weg.



**Abbildung 5.15**

Rudi Kunze, Rolf-Ulrich Kunze, Burg Barbezieux, Département Charente, März 1977. Nur 34 Jahre war der Oktober 1942 erst her. [Quelle: privat.]

Im Oktober desselben Jahres, ich war mit meinen Eltern in den Herbstferien auf Langeoog, starb Gertrud Lehmann. Sie hatte wohl erst dort in der Nähe des Atlantik stehen müssen. Mein Bruder war mit ihr allein in der Wohnung gewesen und erhielt einen ziemlichen Schock. Mit echter kindlicher Egomaneie beklagte ich vor allem das abrupte Ende unseres Herbsturlaubs auf Langeoog und hatte wenig Sinn für die Insichgekehrtheit der Erwachsenen.



**Abbildung 5.16**

Gertrud Lehmann, Gerda Kunze, Rolf-Ulrich Kunze, Cimetière militaire allemand de Berneuil, 24. März 1977. Grabstein für Heinz Lehmann und drei weitere deutsche Soldaten. Nur 32 Jahre war der Juli 1944 erst her. Heinz Lehmann wäre 1977 54 Jahre alt gewesen. [Quelle: privat.]

1978 zog mein Bruder mit Gisela Hermann in eine Wohnung in der Nähe, in die ich so oft wie möglich ging. Mein Bruder studierte nun in Münster und kam mit einem kanariengelben R4 dorthin, dessen Fahrgeräusch an eine motorisierte Blechbüchse erinnerte. Aus meiner Sicht war es das schönste Auto, das er jemals besessen hat. Mir gefiel in seiner Wohnung die vollgestopfte Atmosphäre aus Büchern und Schallplatten auf IKEAS Billy-Regalen, die selbst im Flur standen, und ich konnte



**Abbildung 5.17**

Ein Auftritt der Literarischen Gruppe Osnabrück, 1978. Zweiter von links Heinz Rudolf Kunze. [Quelle: privat.]

stundenlang davor meditieren und mir Namen merken. An den Wochenenden kamen die beiden noch zu uns zum Essen, ansonsten wurde es in der Amelungstraße nun sehr ruhig. 1978 erhielt mein Bruder den Literaturpreis der Stadt Osnabrück, und das war nun ein Schritt aus dem Amateurschreiben in die Öffentlichkeit. Er war Mitglied der Literarischen Gruppe Osnabrück, einer Ansammlung liebenswürdiger Provinzmatadore, die Lesungen und Veröffentlichungen veranstalteten und von denen wahrscheinlich niemand auch nur annähernd begreifen konnte, welche

Verbindung von Text und Musik meinem Bruder als Ideal vorschwebte. Vielleicht lernte er bei diesen ehrlichen Enthusiasten vor allem eines: dass es keinen Spaß macht und kein Selbstzweck ist, vor dem halbleeren Vortragsraum eines Naturkundemuseums Unverständliches vorzutragen.

An unseren Wochenenden fuhren meine Eltern und ich seit den späten 70er Jahren gern in der Gegend herum. Unsere Auffassung vom Autofahren war amerikanisch, ohne dass wir das wussten: es ging ums Landschaftserlebnis und die kommunizierende Selbsterfahrung in Bewegung. Mein Vater war der Ansicht, dass man Gegenden immer wieder sehen muss. Auf seinen vielen Dienstfahrten durch den Regierungsbezirk bekam er viel mit, was er uns gern zeigen wollte, und so setzen wir uns ins Auto und fuhren hin. Das waren keine Ausflüge zu bestimmten Zielen, sondern Strecken, die im Lauf der Jahreszeiten und Wetterstimmungen wahrgenommen wurden, oft von erheblicher Länge. An manchen Sonntagen starteten wir morgens in Osnabrück, und es ging über die Grafschaft Bentheim, an Amsterdam vorbei durch ganz Noord-Holland, über den Ijsselmeerdamm und durch Friesland, Groningen und das Emsland zurück nachhause. Wir haben diese Art Touren, auf denen wir uns stundenlang ungestört unterhalten konnten, so oft gemacht, dass ich noch heute die Augen schließen kann und mir unter jedem charakteristischen Landschaftstyp zwischen Osnabrück,



**Abbildung 5.18**

Heinz Rudolf Kunze, Rolf-Ulrich Kunze, 25. September 1978. Im gerade gekauften neuen Renault 4. OS – HR 80. [Quelle: privat.]



**Abbildung 5.19**

Gerda und Rudi Kunze, Attersee bei Osnabrück, August 1979. Ein charakteristischer nordwestdeutscher Spätsommertag, an denen man meint, die Nordsee liege vor der Tür. [Quelle: privat.]

Bremen, Wilhelmshaven, Emden und dem Emsland, auf niederländischer Seite in den Provinzen Drenthe, Overijssel, Drenthe, Groningen, Friesland und Nord-Holland etwas Konkretes vorstellen kann. Langweilig war mir dabei nie.

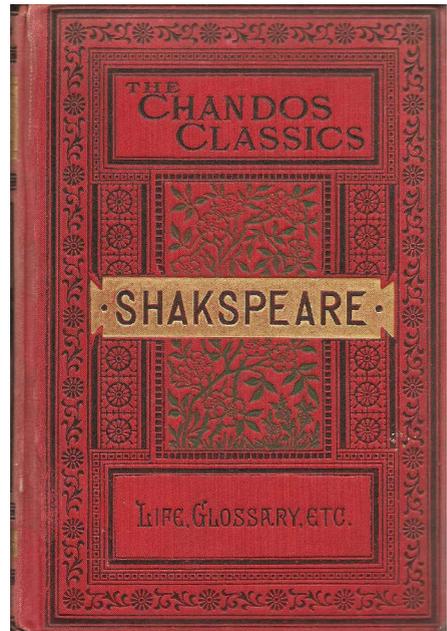
Da meine Eltern schon nicht mehr so gern weit liefen, sind wir selten irgendwo ausgestiegen, sondern tatsächlich einfach nur gefahren. Als ich den Führerschein hatte, saß ich am Steuer und fuhr meine Eltern. Die Zeit intensivsten Austauschs haben wir in unseren Autos erlebt: bis 1974 dem VW 1200.

Wenn wir nicht herumfahren und das Wetter dies erlaubte, saßen wir gern lesend auf der Terrasse oder im Garten hinter dem Haus. 1974 ließ mein Vater aus einer Laune heraus eine Holzgartenhütte mit einem überdachten Vordeck dort errichten, die er eigentlich als Sommerarbeitsplatz hatte nutzen wollen. Dazu kam es allerdings nie. Weder die Bausubstanz noch der nordwestdeutsche Sommer luden wirklich dazu ein. So wurde die Hütte der Lagerplatz für Gartengeräte, die Tischtennisplatte und schließlich der Standort meiner ersten festen, improvisierten H0-Modelleisenbahn. Neben unserem Garten lag der der Mieter in der Wohnung über uns, eines uralten ehemaligen PH-Professors für Anglistik und seiner Frau, deren Kinder seit langer Zeit erwachsen waren. Beide praktizierten bürgerlich-protestantische Hausmusik, allerdings in einer etwas extremen Variante. Sie traktierte die Gambe, er das Klavier. Insgesamt kamen beide auf Darbietungszeiten, Gesang nicht gerechnet, von mehreren Stunden täglich, sonn- und feiertags eingeleitet durch ‚Nun lobet alle Gott‘ und ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘. Am Ende ihres Gartenanteils hatten die beiden eine dschungelartig eingewachsene, manchmal kaum noch zugängliche Sitzecke, in der sie sich wegen des beiderseitigen Hörvermögensverlusts schreiend Shakespeares Sonette und markante Szenen aus dessen Dramen vorlasen. Noch einen Garten weiter werkelte Elisabeth Siegel in ihrem grünen Gärnterkittel und mit Sonnenhut an ihren Blumen oder sammelte die Äpfel ihres Bilderbuchapfelbaums, während es aus dem grünen Eck rührte:

*My glass shall not persuade me I am old,  
So long as youth and thou are of one date;  
But when in thee time's furrows I behold,  
Then look I death my should expiate.  
For all that beauty that doth cover thee  
Is but the seemly raiment of my heart,  
Which in thy breast doth live, as thine in me;  
How can I then be elder than thou art?  
O therefore, love, be of thyself so wary,*

*As I not for myself but for thee will;  
 Bearing thy heart, which I will keep so chary  
 As tender nurse her babe from faring ill.  
 Presume not on thy heart when mine is slain;  
 Thou gav'st me thine, not to give back again.<sup>45</sup>*

Bei den Dramen hörte man noch drastischer als bei den Sonetten, dass sie aus Konstanz, er aus Zoppot kam. Fiel dann der erste Regentropfen, brachen sie ab, gingen in die Wohnung und spielten Choräle. Ich habe ihn nie anders als mit Oberhemd, Krawatte, Pollunder und Tweedjacket gesehen. Als ich das Abitur bestanden hatte, wurde ich zum Tee hinaufgebeten. Er beglückwünschte mich und entschuldigte sich dafür, mich nun Siezen zu müssen. Dann fragte er etwas umständlich nach meiner Abschlussnote. Als ich geantwortet hatte, stand er auf, ging in sein Arbeitszimmer und kam nach einigen Minuten mit einer erkennbar gebrauchten, aber gut erhaltenen einbändigen Dünndruckfassung von Shakespeare's Works in einer Ausgabe der Chandos Classics, London 1897, zurück, die er mir überreichte.



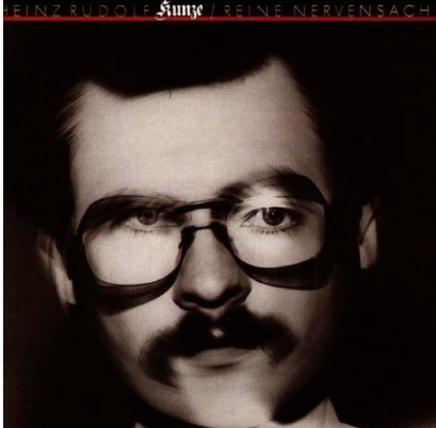
**Abbildung 5.20**

Cover des Chandos-Classics-Shakespeare. Spätviktorianische Massenware.

Im November 1980 sorgte mein Bruder für einen Paukenschlag. Sein Staatsexamen lag hinter ihm, er hatte bereits aushilfsweise an einem Mädchengymnasium Unterricht erteilt und eine Stelle an einem Gymnasium in Hannover in Aussicht, als er am Popnachwuchswettbewerb der Phono-Akademie in Würzburg, moderiert von Bill Ramsay, teilnahm. Er gewann den Preis in der Sparte ‚Chanson und Song‘ mit dem Titel ‚Bestandsaufnahme‘ und erhielt das Angebot eines Plattenvertrages bei der damals weltgrößten Plattenfirma, der Warner Electric Atlantic, von ihrem Hamburger Manager Siegfried E. Loch. Er nahm an, verabschiedete sich von der sicheren Beamtenlaufbahn und produzierte 1981 sein erstes Album ‚Reine Nerven-

<sup>45</sup> William Shakespeare, Sonnet XXII.

sache'. Seine Entscheidung hat er nie bereut und ist doch in gewisser Weise immer Studienrat geblieben, nur ist seine Klasse sehr viel größer.



**Abbildung 5.21**

Das erste Album von 1981. So schwindlig war meinem Bruder beim Berufswechsel wohl selbst. [Quelle: Heinz Rudolf Kunze, Reine Nervensache, WEA 1981.]



**Abbildung 5.23**

Karl-Heinz Suchowitz, Rolf-Ulrich Kunze, im Garten hinter dem Haus, Mai 1983. Ein Klavierlehrer for all seasons.



**Abbildung 5.22**

Mein Bruder beim Mustern meines Plattenschranks, Ameldungstraße, 3. Januar 1983. [Quelle: privat.]

1984 erschien bei Zweitausendeins seine erste Sammlung von Texten der Jahre 1980 bis 1982,<sup>46</sup> inzwischen liegen deutlich über zehn Bände dieser Art bei verschiedenen Verlagen vor. Der Musikjournalismus begann mit den Jahren eine wachsende Bedeutung einzunehmen, und eigentlich war es konsequent, dass mein Bruder seit den 90er Jahren

verschiedene Lehraufträge an Hochschulen übernommen hat, um auch auf diese Weise zur öffentlichen Interpretation der populären Musikkultur beizutragen.

---

46 Heinz Rudolf Kunze, Deutsche Wertarbeit. Lieder und Texte 1980–1982, Frankfurt am Main 1984.

Seine textwissenschaftliche Ausbildung ist dabei immer noch deutlich zu spüren: Wenn er über David Bowie spricht, wendet er das an, was er in der Literaturwissenschaft gelernt hat: Sinn und Form ins Verhältnis zu setzen, Kontexte aufzuzeigen. Und zugleich kann er für Musik begeistern, nicht nur für alte, sondern auch neue. Ihn zu besuchen heißt, mit ihm Musik zu hören und über Musik zu sprechen: und auch wenn oder vielmehr gerade dann, wenn es sich um Schräges und Schrilles handelt, ist das eine sehr bürgerliche Form des Umgangs mit Kunst.

Nicht ganz zufällig stellte mein Vater seine auf Kassette gesprochenen Erinnerungen unter den Titel ‚Bestandsaufnahme‘; so hieß der Titel, mit dem mein Bruder den Pop-Nachwuchswettbewerb gewonnen hatte.



## 1983–2010: And he didn't mind the cold

Vielleicht war es ganz gut, dass ich den Tag, an dem mein Vater frühzeitig in den Ruhestand eintrat, nicht in Osnabrück erlebte. Im Juni 1983 war zum ersten Mal mit einem Schüleraustausch der Stadt Osnabrück und meines Gymnasiums in Derby, Nordengland. Untergebracht in einer freundlichen Proletarierfamilie, deren Nordenglisch ich kaum verstand, war ich lange Wochen mir selbst überlassen, da die Comprehensive School, die ich hätte besuchen sollen, aufgrund sozialer Unruhen nicht funktionsfähig war und mit mir nichts anfangen konnte. So lief ich verwirrt durch pakistanisch bewohnte und überhaupt unglaublich multikulturelle postviktorianische Viertel der maroden Industriestadt, der ehemaligen Hauptstadt von British Rail mit ihren riesigen Railroad Works, und hatte in manchen Gegenden das Gefühl, der einzige zu sein, der sich auf Englisch verständigen kann oder will. Unsicher habe ich mich dabei merkwürdigerweise nicht gefühlt. Zur Mittagszeit aß ich dort, wo ich standardisiert gekleidete Büromenschen stehen sah, schlundverbrennende Curries, die fast nichts kosteten.



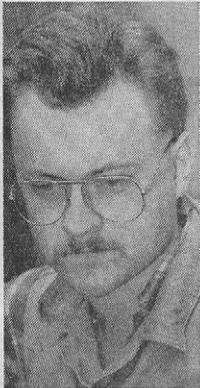
**Abbildung 6.1**

27 Gaskell Avenue, Sunny Hill, Derby, DE3 7GL, Great Britain, Juni 1983. Das Haus meiner Austauschfamilie Boutcher. [Quelle: privat.]

Ich setzte mich in einen Nahverkehrszug nach Manchester und konnte das Ausmaß industriellen Verfalls längs der Strecke lange nicht fassen. Gigantische Produktionsanlagen befanden sich in einem Zustand offenen Zerfalls, der die aufgegebenen Standorte im Ruhrgebiet, die ich ein wenig von Besuchen meiner aus Dortmund stammenden Schwägerin vom Vorbeifahren kannte, als aufgeräumte Spielzeuglandschaften erscheinen ließ. Deindustrialisierung ist eine Art Krieg. Das Who-Album ‚Quadrophenia‘ von 1973 lieferte die Tonspur zu diesen Eindrücken. Eine British Rail-Schaffnerin muss gespürt haben, dass mich beschäftigte, was ich sah. Sie setzte sich in das leere Abteil zu mir und erzählte einiges über ihre Arbeiterfamiliengeschichte, in einer Mischung aus Hoffnungslosigkeit, Wut und Trauer da-

rüber, was aus dem Workshop of the World geworden war. In meiner Gastfamilie durfte Maggie Thatcher nicht erwähnt werden. Flimmerte sie über das BBC-Fernsehbild, wurden die Flüche für mich unverstündlich.

Mein Vater schickte mir einen NOZ-Bericht, aus dem hervorging, dass mein Bruder den Schallplattenpreis 1983 des Deutschen Musikrats und der Phonoakademie in der Sparte Chanson und Song zugesprochen war.



**HEINZ RUDOLF KUNZE, Gewinner des diesjährigen deutschen Schallplattenpreises des deutschen Musikrates und der Phonoakademie in der Sparte Chanson und Song.**  
Foto: Arndt

**H**einz Rudolf Kunze heißt der diesjährige Gewinner des deutschen Schallplattenpreises. In der Sparte Chanson und Song wurde ihm der „Oscar für Schallplatten“ (Kunze) des deutschen Musikrates und der Phonoakademie für sein vorletztes Album „Eine Form von Gewalt“ zugesprochen.

„Niemand war überraschter als ich“, gestand der Osnabrücker Liedermacher und Lyriker (Jahrgang 1956) nach der Bekanntgabe, „auch meine Plattenfirma blickte der Jurierung pessimistisch entgegen.“ Der Grund: Unter den fünf nominierten Künstlern aus der Branche waren so glanzvolle Namen und gestandene Altmeister wie Joe Cocker, Hermann von Veen und Franz-Josef Degenhardt.

„Es spricht für ihn, daß man sich keinen marktgerechten Vers auf ihn machen kann, daß er sich vor dem Etikett Niedermacher erfolgreich duckt“, erklärte Opersänger René Kollo in seiner Laudatio auf Kunze während der Preisverleihung im Hamburger Thalia-Theater. „Er singt nicht nur kritisch kühle, intelligent distanzierte Texte, er macht auch eine Musik dazu, die nur das verspricht, was sie handwerklich halten kann.“ Neugierig mache das, so Kollo, in manchen Liedern erschrecke das auch.

Der deutsche Schallplattenpreis wird jährlich unter internationalen Künstlern vergeben, und gilt mit seiner allein auf künstlerische Qualität ausgerichteten Bewertung als Pendant zur „Goldenen Schallplatte“, die nur nach den größten Verkaufsumsätzen verliehen wird. Für Heinz Rudolf Kunze entschied sich in diesem Jahr eine dreiköpfige Jury mit den Journalisten Michael Laukeniks (Norddeutscher Rundfunk), Dr. Christoph Schmid (Bayrischer Rundfunk) und Michael Jürgs („Stern“).

Nach dem Gewinn des „Pop-Nachwuchsfestivals“ der deutschen Phonoakademie in Würzburg und der Verleihung des Berliner Wecker-Preises ist dies die dritte bedeutende Auszeichnung des Musikers Kunze, der bereits 1978 für seine Kurzprosa einen Literaturpreis der Stadt Osnabrück erhielt. Zahlreiche Fernseh- und Rundfunkauftritte, Tourneen und Gastkonzerte sowie drei bespielte Langspielplatten (das alles fast immer an der Seite des Osnabrücker Musikers Mick Franke) mit insgesamt rund 100 000 verkauften Exemplaren markierten bisher den Weg des Künstlers. tk

## Kunze vor Cocker

### Schallplattenpreis an H. R. Kunze

**Abbildung 6.2**

NOZ-Bericht vom 7. Juni 1983. [Quelle: privat.]

Das war weit weg. Ich verpasste in Nordengland nicht nur die Feier aus diesem Anlass, sondern auch die Verabschiedung meines Vaters, die es in seiner Schule ebenso wie im Lehrerbildungs-Seminar Deutsch an der Universität Osnabrück gab. Eigentlich wurde das meiste in unserer Familiengeschichte in Fotos festgehalten, zum Berufsabschied meines Vaters gab es bezeichnenderweise kein Bild. Der Schritt ist ihm im Alter von 57 Jahren schwergefallen. Seit längerem litt er an ernsteren Herz-Kreislauf-Problemen, war auch bereits zweimal wegen Verdachts auf Schlaganfall behandelt worden. All dies musste man wohl mindestens so sehr als Folge seiner Lebensgewohnheiten nach der Heimkehr wie der körperlichen Belastungen in der Kriegsgefangenschaft ansprechen, dennoch änderte er an seinem Zivilisationskrankheiten fördernden Verhalten nichts. Übergewicht, Bluthochdruck und Bewegungsmangel teilte er mit vielen Bundesbürgern seines Alters, bei denen aller-

dings nicht seine Vorgeschichte zu Buche stand. Geraucht hatte er bis Ende der 60er Jahre, zu viel getrunken immer. Unser Hausarzt half meinem Vater energisch, einen Weg in den Ruhestand zu finden, vielleicht in Hoffnung, einige der vorhandenen Schäden so besser auffangen zu können. Dieser Internist war ein bemerkenswerter Mann. Geboren um 1920 in Osnabrück als Sohn eines Arztes für Haut- und Geschlechtskrankheiten mit gut gehender Praxis, hatte ihm sein Vater mit einem so peinlichen wie effektiven Gutachten die Einberufung zur ‚sauberen‘ Wehrmacht und damit die Teilnahme am Krieg erspart, so dass er in Münster Medizin studieren und bald nach dem Krieg die väterliche Praxis übernehmen konnte. Gegenüber meinem Vater schämte er sich dessen etwas, vor allem wegen dessen langer Kriegsgefangenschaft, und unternahm seinerseits wirklich alles, um unsere ganze Familie über Jahrzehnte geradezu liebevoll medizinisch zu versorgen und zu beraten. Er hatte einen guten ärztlichen Blick dafür, dass es meinem Vater seit Ende der 70er Jahre gesundheitlich immer schlechter ging, und dass viele Ursachen dabei eine Rolle spielten.

Der Druck auf meinen Vater in seiner Doppelrolle als Lehrer und Lehrer-Ausbilder nahm vor dem Hintergrund der sich nun voll auswirkenden Schulreformen der 70er Jahre zu. Die Tätigkeit des Lehrers wurde einerseits bürokratischer, andererseits dauerkommunikativer. Psychologisch-soziologische und pädagogische Moden etablierten eine neue Didaktik u. a. mit Evaluation in Form von videogestützter Körperspracheanalyse, die den Ritualen der sozialistischen Selbstkritik in Kaderparteien erstaunlich ähnlich war – kein Wunder: nicht wenige der Protagonisten kamen aus der marxistisch-leninistischen Subkultur. Diese neuen Formen streng autoritärer Kommunikation brachen mit den Überlieferungen der konventionellen ‚verstehenden‘ Pädagogik vor allem in einem Punkt: sie dekonstruierten leidenschaftlich ‚kritisch‘ die charismatische Lehrerpersönlichkeit als Inbegriff der Verschleierung des Klassen- und Interessenstandpunkts. Das ging an die Wurzel des Selbstverständnisses meines Vaters als Lehrer. Aus mehreren solcher Coaching-Runden kam er mit veilchenfarbenem Kopf zurück, so sehr hatten ihn die nicht aus der Ruhe zu bringenden jungen Hochideologen provoziert, die im übrigen mit der Schulrealität selbst oft wenig vertraut, manchmal nicht einmal ausgebildete Lehrer waren. Er passte, so wie er war, genau in ihr Feindbild, und einige sprachen das auch aus: einmal Faschist, immer Faschist. Aber auch die Situation in der Schule veränderte sich. Hatte bislang in einer kleinen Großstadt wie Osnabrück die Schichtungs- und Milieuspezifik für eine hochgradig homogene Schülerschaft gesorgt, begann sich dies nun dramatisch zu verändern. Allein das Größtenwachstum der Schulen seit den Bildungsreformen sorgte dafür, dass ihr Personal

mit ganz neuen Problemen konfrontiert wurde. Schwierigkeiten mit der Disziplin und Aufmerksamkeit im Unterricht hielt mein Vater für Junglehrerprobleme. Schülergewalt und Drogenprobleme hatte es an der ursprünglich stark katholisch gegründeten Kreisrealschule nicht gegeben. Das änderte sich. Die Medien und ihre Verfügbarkeit wirkten sich aus und mussten thematisiert werden. Ich erinnere mich noch an den Satz meines Vaters, dass er nicht mehr Lehrer sein wollte, wenn es mehr als drei Fernsehprogramme geben würde. Mit dieser Realität musste er sich seit der Einführung des Privatfernsehens arrangieren. Er hatte seit den 60er Jahren gerade in den Schulfächern Geschichte und Gemeinschaftskunde intensiv vom Filmangebot der Osnabrücker Filmbildstelle Gebrauch gemacht, Wochenschauen und Spielfilme in den Unterricht einbezogen. Das wurde immer schwerer, weil die Attraktionskraft dieser Medien sich relativiert hatte. Wenn er bemerkte, dass seine Schüler desinteressiert auf Filme reagierten, an denen sein Herz hing, verletzte ihn das. Seit zwanzig Jahren hatte er den Helmut-Käutner-Film ‚In jenen Tagen‘ aus dem Jahr 1947 gezeigt: einen typischen Nachkriegs-Episodenfilm mit erkennbar literarischem, eben: short storie-haften Gepräge, der die soziale Verwendungsgeschichte eines Autos von 1933 bis nach 1945 anhand der Schicksale seiner Benutzer eindrucksvoll mit einem Schuss Neorealismus nachvollzieht. In der Star-Wars-Generation sprach das aber nicht mehr jeden an. Ähnlich war es im Deutschunterricht. Heinrich Böll, Siegfried Lenz und Walter Kempowski mit ihren Themen der 50er und 60er Jahre zogen nicht mehr, mit aktueller Literatur tat sich mein Vater schwer, und ich machte es ihm mit dem bössartigen Vorwurf, er sehe Literatur sowieso nur in der Verwertungsperspektive für die neunte Realschulklasse, nicht gerade leichter. Mit einigem Abstand meine ich heute zu wissen, wie arrogant und elitär meine damalige Radikablehnung jeder ‚Heranführung‘ an Literatur war. Zu dieser Einsicht trug ein Oberstufen-Deutschunterricht bei, der eigentlich ganz in meinem Sinn, nämlich ‚heranführungsfrei‘ war – nur auf ganz anderen literarischen Vorlieben beruhte als den meinen. Würden meine Studenten heute Böll, Lenz und Kempowski kennen, spränge ich vor Freude an die Decke.

Auch seine Bemühungen um den Besuch der Jugendbühne des Städtischen Theaters liefen immer öfter leer. Hatte es früher Unterstützung von Seiten der Eltern gegeben, ließen diese nun manchmal erkennen, dass ihre Kinder mit ihrer Zeit Sinnvolleres anfangen könnten. Als seine eigene Schulleitung zu verstehen gab, dass sie eine Informatik-AG für wichtiger halte als seinen Laienspielkreis, war das ein weiterer Tiefschlag. Dabei blieb es nicht. Mein Vater bewarb sich um zwei Schulleiterstellen, in beiden Fällen erfolglos. Damit muss man als Beamter und anderswo zurechtkommen können. Kränkender war, dass ihm jeweils Bewerber mit weni-

ger Schulpraxis und Parteimitgliedschaft vorgezogen wurden. Ein Kollege und Genosse aus seinem Umfeld, der wusste, wie mein Vater zur SPD stand, sagte dann, er sei doch selbst schuld: „Mit fünf Mark sind Sie dabei.“ Nicht wenige der vom meinem Vater im Deutsch-Seminar der Universität Osnabrück ausgebildeten Lehrer waren inzwischen in Osnabrücker Schulen etabliert. Einige von ihnen hatte ich selbst in meiner Zeit an der Orientierungsstufe erlebt, der in Niedersachsen wegen der Nichtdurchsetzbarkeit der Gesamt- als Regelschule von der SPD eingeführten ‚kleinen‘ Pflichtgesamtschule für die Klassen Fünf und Sechs, die von den nachfolgenden CDU-geführten Landesregierungen nicht abgeschafft wurde. Der eine oder andere Lehrer führte einen verbissenen Klassenkampf gegen Kinder aus bildungsnahen Schichten. Das trug dazu bei, diese beiden Schuljahre zu einer außerordentlich düsteren Erfahrung zu machen. Meine Mutter hätte mich auf die katholische Konfessionsschule geschickt, die dem katholischen Gymnasium angegliedert war. Mein SPD-verbundener Vater meinte trotz aller Kritik an der Umsetzung der Schulreform, dass mich diese Erfahrung sozialer Herkunftspluralität schon nicht umbringen werde. Als mich dann ein Vierzehnjähriger, der die sechste Klasse besuchte und häufiger von der Polizeistreife aus seinem Kinderheim zur Teilnahme am Unterricht vorgeführt wurde, in einer Toilette einsperrte, um mir den Anorak anzuzünden, griff mein Vater ein und sprach mit dem Schulrektor, der bei ihm studiert hatte. Er solle sich nicht so anstellen, war die Auskunft des backenbärtigen GEW-Karrierebeamten. Man könne und werde nicht alle verhätschelten Bürgerskinder in Watte packen. Wenn er es einrichten konnte, brachte mich mein Vater jeden Tag mit dem Auto zur Schule, obwohl ich bequem hätte laufen können. Auch ließ er es zunehmend unkommentiert, wenn ich, so wie alle Kinder mit ähnlichem Elternhaus und ähnlichen Erfahrungen sozialer Diskriminierung, harte soziale Bewertungen aussprach. Damit biss ich lediglich bei der inzwischen über 80jährigen Elisabeth Siegel auf Granit, die mich anfauchte, als ich von den Peinigern in meiner Schule in ihrer Gegenwart als ‚Dreck‘ sprach. Ich sollte gefälligst Mitleid haben. Das hatte und habe ich allerdings nicht, jedenfalls nicht mit denen, die andere willentlich quälen.

Solche Erfahrungen gerade in dem Bereich, den mein Vater als seinen ureigenen ansah, den des sozialen Lernens, trugen zu einer ausgeprägten Müdigkeit bei, die man ihm zunehmend anmerkte. Wenn er nachhause kam, trank er einen Weinbrand und legte sich in seinem Arbeitszimmer auf seine Couch. Er arbeitete dann bis spät nachts und lebte so in einem Rhythmus, der zu dem der Familie nur noch bedingt passte. Eine Erholung war für ihn das Briefeschreiben. Er hatte viele Bekannte, denen er regelmäßig schrieb, auch anlassfrei. Noch Jahre nach seinem Tod

haben mich einige der Empfänger auf seine Produktivität als Korrespondent angesprochen. Aus heutiger Sicht beurteilt, wäre die Email für ihn das ideale Kommunikationsmittel gewesen. Sein ganzer Ehrgeiz floss in ein generationstypisches Genre, den Jahresrundbrief um die Weihnachtszeit, für den er eigentlich das ganze Jahr in einem eigenen Aktenordner Material sammelte, das er ab Oktober in Form brachte. Verschickt wurde der noch lange Jahre mit seiner Mercedes-Schreibmaschine aus den 20er Jahren auf Matrize getippte, später dann im Kopierladen von mir für ihn kopierte Brief mit dem charakteristisch-karikaturhaften Tannenzweig plus brennender Kerze an Verwandte, Freunde, Gefangenschaftskameraden. Der Aufbau des Rundbriefs folgte festen Regeln. Er begann mit einem Motto, das er in irgendeinem Gedicht aufgeschnappt hatte, oder aus einem Spruchkalender, mit dem man ihm aus ebendiesem Grund immer eine Freude machen konnte. Nach einigen launigen Sätzen über den Sinnspruch oder Vers folgte eine Tour d'horizon durch das allgemeine und besondere politische Weltgeschehen, das kabarettartige Züge hatte, je älter er wurde, desto häufiger in einen leicht resignativen Duktus des Schon-wieder verfiel. Wichtig waren eingestreute Erinnerungen an die Gefangenschaftszeit, seltener an den Krieg, auch Lektüre- und Schulerfahrungen. Das letzte Drittel des insgesamt manchmal bis zu zehnzeitigen Texts galt Reiseberichten, Familien- und, mit dem Fortschreiten der Zeit immer häufiger, Todesnachrichten. Als Jugendlicher widerstrebt mir alles, was mit den Rundbriefen meines Vaters zusammenhing: der Gestus der humorig-aufklärerischen Weltverbesserung, die mal stärkere, mal schwächere Rechthaberei, wenn er dieses und jenes wieder einmal schon immer hatten kommen sehen, die Varianten seiner Pointen, die Absehbarkeit, dass und wie ein bestimmtes Tagesschau-Ereignis im Rundbrief kommentiert werden würde, aber auch und vor allem die gutgemeinte Brecheisen-Moral von Pazifismus, sozialer Reform und Völkerverständigung. Ich frage mich, ob er für seinen Rundbrief jemals von einem Empfänger kritisiert worden ist. Dieser hätte ein Unmensch sein müssen. Die meisten schriftlichen Reaktionen, die er uns wie Fanpost vortrug, enthielten freundliches bis übertriebenes Lob für die Mischung aus Unterhaltung und Erbauung: „Wieder viel Freude über Rudi Kunzes Rundbrief!“ Die emotionale Höchstbewertung des Briefeschreibens, erworben in der Zeit seiner Gefangenschaft, wurde dann in meinem High School-Jahr in den USA zu einer echten Bürde. Wöchentlich erhielt ich durchnummerierte dicke, auf dünnem blauem Luftpostpapier eng beschriebene Konvolute, auf die leidlich regelmäßig zu antworten vor allem mein Vater als selbstverständlich, ich als außerordentlich lästig empfand. Zu keinem Zeitpunkt hat mich die Kommunikationsfreudigkeit meiner Eltern so belastet – und meine texanischen Psychologen-Gasteltern zu weitreichenden Schlüssen sowohl über meine Eltern wie auch über mich animiert. Immerhin: es war eine

Schule des Schreibens unter Termin- und Zeitdruck, die mir für meine spätere Rezensententätigkeit sehr zugutekam.

Mein Vater als Ruheständler vermisste sein tägliches Publikum, das meine Mutter und ich nicht ersetzen konnten und wollten. Seine gesundheitliche Stabilisierung stand im Vordergrund, aber dauerhaft hatte meine Mutter auch gehofft, den gemeinsamen Lebenstakt noch einmal umstellen zu können. Das erwies sich als nicht durchführbar. Die Zeit, die er früher in der Schule und im Seminar verbracht hatte, saß mein Vater nun im wesentlichen am Schreibtisch, süchtig Nachrichten hörend und in seinem eigenen kleinen Fernseher sehend, lesend, schreibend: das war für seine extrovertierte, darstellerische Gestimmtheit dauerhaft zu viel Input bei zu wenig Output, eine Art zeitgeschichtlich-persönliche Kernfusion.



**Abbildung 6.3**

Gerda, Rolf-Ulrich und Rudi Kunze, Ostern 1983 bei langjährigen Freunden, der Familie Müller-Stosch in Stade: Rudi Kunze im Erzählfluss, die Familie unterschiedlich begeistert. [Quelle: privat.]

Besuche bei befreundeten Familien waren Gelegenheiten zum Auftreten für Rudi Kunze, aber so häufig boten sich solche Chancen nicht, dass sie sein Selbstdarstel-

lungsbedürfnis vollkommen befriedigt hätten. Bei meiner Konfirmationsfeier im Mai 1983 sprach er nur kurz, was mir schon damals sicherlich so wie erst recht allen anderen, ihn ganz anders kennenden Gästen auffiel. Auf den Fotos vom Anlass wirkte er älter als er tatsächlich war – noch keine Sechzig. Dass ich alte Eltern hatte, wurde mir nun im Alltag immer deutlicher. Sie waren, anders als die Eltern von Klassenkameraden, die noch mitten im Berufsleben standen, einfach immer zuhause. Nicht, dass mich das gestört hätte, es trug nur dazu bei, meine nestflüchtigen Neigungen zu fördern. Irgendwann in dieser Zeit wurde ich mir sicher, dass ich mit Sechzehn ein Jahr als Austauschschüler in die USA wollte.

Ablenkung und Bestätigung bot meinem Vater die Freundschaft mit einem etwas entfernten ungefähr gleichalten, reizenden Nachbarn, der meinem Vater gern zuhörte. Er war Lokführer und Einsamkeit gewöhnt, daher vielleicht für die überbordende Erzählfreude meines Vaters besonders aufgeschlossen. Auch die Familien trafen sich, aber hier erwiesen sich die bestehenden biographischen Verschiedenheiten immer wieder als so unsichtbare wie effektive Grenzen der Kommunikation, obwohl ich mir die Erlebnisberichte über den Bombenkrieg in Osnabrück als eine ganz andere Kriegserfahrung mit Aufmerksamkeit anhörte. Es blieb daher bei einer späten Männerfreundschaft zwischen Ungleichen. Der eine konnte reden, der andere revanchierte sich, in dem er unsere Wasserhähne – und nicht nur die – in



**Abbildung 6.4**

Single aus dem Jahr 1983. [Quelle: Heinz Rudolf Kunze, Auf der Durchreise/Lebensabend, WEA 1983.]



**Abbildung 6.5**

Eine weitere Single von 1983. [Quelle: Heinz Rudolf Kunze, Sicherheitsdienst/Deutschland (Verlassen von allen guten Geistern), WEA 1983.]

Schuss hielt. Beide verschwanden gelegentlich in den Keller und genehmigten sich dort ungesehene hochprozentige Aufmunterungen: vielleicht war es für meinen Vater eine Erinnerung an die Kahnbaustelle. Im Gegensatz zu seiner katholischen Frau war Richard Häcker nicht nur evangelisch, sondern betont anti-kirchlich, worin allerdings mehr Protest gegen die katholischen Bigotterien als gegen die eigene Konfession steckte. Deshalb ging er sonntags zur Gottesdienstzeit seit Menschengedenken als an sich frommer Mensch in den Osnabrücker Zoo. Dem schlossen wir uns an, weil vor allem ich dort immer wieder gern war, sofern es sich nicht um den Sonntag der regelmäßigen Jugend-Sinfoniekonzerte in der Osnabrücker Stadthalle handelte.

Die Hauptaufmerksamkeit meines Vaters galt in diesen Jahren der Musikerkarriere meines Bruders, in der er sich selbst recht deutlich wiedererkennen wollte. Er verfolgte sie im Radio und in der Presse, sammelte und dokumentierte. Wenn irgend möglich, besuchte er Konzerte und suchte hinter der Bühne auch die Nähe zu den Bandmitgliedern, denen die Aufmerksamkeit dieses Weißhaarigen doch schmeichelte. Was meinen Vater an meinem Bruder am meisten beeindruckt hat, hängt mit seinem Künstlerverständnis seit Spielscharzeiten eng zusammen: dessen Leistungsstrenge. Dass sein älterer Sohn es schaffte, jedes Jahr mindestens ein Album für seine Plattenfirma zu produzieren und nebenbei so viele Texte schrieb, dass immer noch viel übrig blieb, nebenbei musikjournalistisch und auch in seiner eigenen Traumrolle als Moderator bei verschiedenen Medienereignissen tätig war, entsprach seinen Begriffen

Randy Newman:  
»Ihr Nachbar schreibt Lieder über Sie!«

Von Heinz Rudolf Kunze



#### Abbildung 6.6

Sammelbandbeitrag über den amerikanischen Singer-Songwriter-Komponisten Randy Newman in einem Band der Ullstein-Reihe Populäre Kultur, ursprünglich ein Feature für den NDR-Hörfunk. In vielen Aspekten ein projiziertes Selbstporträt meines Bruders. [Quelle: Heinz Rudolf Kunze, Randy Newman: ‚Ihr Nachbar schreibt Lieder über Sie!‘, in: *Idole 2. Zwischen Poesie und Protest*, hg. v. Siegfried Schmidt-Joos, Frankfurt am Main/Berlin 1984, S. 119–144.]

von Leistungsethos. Vieles in der Musikwelt meines Bruders blieb ihm notwendigerweise verschlossen, die meisten musikalischen und intertextuellen Bezüge, die meinem Bruder so wichtig waren, konnte er nicht nachvollziehen, und die Lebensumstände der meisten Akteure entsetzten ihn ebenso wie meine Mutter. Was er erkannte, war die große Ernsthaftigkeit, mit der sein Sohn als Vermittler musikalischer und inhaltlicher Botschaften auftrat, und das bewunderte er.

Auf den Touren meines Bruders, die schon damals recht lang waren – im Jahr 1984 allein 37 Termine – machte der Tourbus auch in der Osnabrücker Ameldungstraße halt und meine Eltern versorgten ihren Sohn und die Band. Es entstanden rührende Fotos vom Schlagzeuger Peter Miklis, hochzufrieden hinter einem riesigen Berg Kartoffelsalat auf unserem Alltagsgeschirr in der Ecke der Wohnzimmercouch sitzend, neben ihm der Lübecker Keyboarder und Saxophonist Thomas Bauer, Absolvent der Lübecker Musikhochschule und hanseatisch wortkarg, in der Hand eines unserer zahlreichen ehemaligen Senfgläser, gefüllt mit Bier. Neben dem Käfig des uralten und verstummten Kanarienvogels der langjährige rumäniendeutsche Bassist Joschi Kappel, in der Hand einen Cognacschwenker aus unserem Wohnzimmerschrank mit einem griechischen Weinbrandverschnitt aus dem Keller, von dessen Genuss selbst mein Vater abgeraten hatte. Sie alle waren gewöhnt, dass ihre Elterngeneration distanziert bis ablehnend auf ihr Gewerbe reagierte – hier wurden sie gefeiert und durften sogar das, was sonst niemand außer meinem Bruder durfte: rauchen. Vielleicht war das eine kleine, enge Welt, aber ich bin mir nicht sicher, ob es dergleichen im Rock & Pop-Betrieb der 80er Jahre andernorts auch gab. Irgendwo bestand eine auch Kontinuität vom Steil-Hof bis dorthin.



**Abbildung 6.7**

Rolf-Ulrich Kunze und ein Schulfreund. Auf dem Weg zur Schule, Mai 1985. Noch stehen die große Birke und die Balsampappel vor dem Haus. Als ich 1986 von meinem High School-Jahr in Texas zurückkam waren sie gefällt. [Quelle: privat.]

Im Wohnzimmer meiner Eltern entstand seit der ersten Hälfte der 80er Jahre eine Art Devotionalienort für meinen Bruder. Über einem in seiner Formensprache Lorient-haften schwarz-orangen Sideboard, in den 60er Jahren beim Einzug in die Osnabrücker Wohnung billig erworben und in seiner Formensprache eindeutig dem Auto-kühlerbau amerikanischer Limousinen der Kennedy-Zeit entsprechend, füllte sich die weiße Rohfaserwand mit Fotos aus dem Leben von Heinz Rudolf



**Abbildung 6.8**

Foto auf dem Schutzumschlag des ersten Bands mit Lied- und anderen Texten von Heinz Rudolf Kunze, 1984. Spiel mit dem Studienrats-Image. [Quelle: H. R. Kunze, Deutsche Wertarbeit.]

Kunze. Privates und PR-artiges hing nebeneinander: ein Fotografen-Portrait meines Bruders im Alter von zwölf Jahren mit Locken und riesiger Kastenbrille, ein Bild von seiner standesamtlichen Trauung im Dezember 1979, und, besonders eindrucksvoll, eine Aufnahme meines Bruders aus dem Tschad 1984. Im Auftrag der Deutschen Welthungerhilfe war mein Bruder im Rahmen einer unterstützenden Aktion deutscher Rockmusiker nach Afrika gereist, um sich für die Welthungerhilfe ein Bild von der Mittelverwendung zu machen. Das Schwarzweiß-Bild zeigte ihn, in der Hocke und um Fassung ringend, neben einem winzigen afrikanischen

Kind mit hungeraufgeblähtem Bauch und einer Blechdose am Henkel in der hühnerkrallenartigen Hand. Nach meinem Jahr in Texas kamen ähnlich heilige Objekte hinzu: ein Holzstück mit dem Aufdruck eines branding iron in Form der Umrisse des Lone Star State und seines Lone Star; ein authentisches, wahrscheinlich in Südkorea gefertigtes Indianerdeckchen mit charakteristischem Muster; beides hatte ich für meine Eltern auf einem Country Fair erstanden. Zum Ensemble gehörte auch ein gerahmtes Foto von meinen Eltern beim Besuch der Graduation ceremony an meiner High School im Juni 1986.



**Abbildung 6.9**  
Gerda und Rolf-Ulrich Kunze, Langeoog,  
Juli 1985. [Quelle: privat.]

Meine Mutter trat in der ersten Ruhestandszeit meines Vaters etwas in den Hintergrund, und daraus ergaben sich langfristig Spannungen. Sie bemühte sich in Abstimmung mit dem Hausarzt, in Gesundheitsfragen auf einen moderaten Gewohnheitswechsel hinzuarbeiten und bildete sich regelrecht ernährungsphysiologisch weiter, begann Olivenöl zu verwenden und klebte eine Kalorientabelle aus der Apotheke an den Küchenschrank. Allein der Erfolg blieb überschaubar. In John Steinbecks wunderbarem Reisebericht ‚Travels with Charley in Search of America‘ fand ich unlängst die Ernährungsgewohnheiten meines Vaters treffend beschrieben: unmäßig oder gar nicht, anfallartig, lustbetont und auf jeden Fall ein Alptraum für jeden Mediziner, der

aus Blutwerten Rückschlüsse zieht. Es dauerte nicht lange, und meine Mutter begann, in der Sturheit meines Vaters eine Art Verrat am Projekt des gemeinsamen Alters zu erkennen. Anderes kam hinzu. Geltungsbedürftig wie er war, begann Rudi Kunze, sich auch in die Kommunikation seiner Frau mit ihren Gubener Mitabiturientinnen zu drängen. Das war nicht fair, und er wusste das auch. Heute ahne ich, dass es noch um viel mehr ging. Meine Mutter hatte seit 1956 immer zurückgesteckt und akzeptiert, dass ihr Mann für sein schweres Schicksal Kompensation verdiente und von ihren Interessen weniger die Rede war. Mit dem Eintritt in den Ruhestand war dieser Kredit aufgebraucht, aber es änderte sich nichts. Noch in sei-

nen Erinnerungen lobte mein Vater die Hausfrauen-Qualitäten meiner Mutter und überging dabei einmal mehr ihre damit nicht identische Sicht der Dinge. Damals war ich instinktiv immer auf der Seite meiner Mutter, und weil ihr das auch bewusst war, erzählte sie mir manches.

Eine typisch angloamerikanische Institution an Schulen und Colleges, der Debating Club, hätte meinem Vater großes Vergnügen bereitet. Als politischer und diskursiver Mensch schätzte er es, sich inhaltlich mit anderen auszutauschen, aber auch rhetorisch zu messen. Er verpasste nach Möglichkeit keine Sendung des von Werner Höfer für das WDR-Fernsehen moderierten Internationalen Frühschop-pens, einer Journalistenrunde, bei der er sich erkennbar selbst die Rolle des unterkühlt-autoritären Gesprächsleiters zutraute. Das meinungsbildende Gespräch durchzog unseren gesamten Alltag auf schon spleenige Weise. Nachdem mein Vater morgens nicht mehr dienstlich das Haus verlassen musste, saß ich vor der Schule meistens mit meiner Mutter beim Frühstück. Unser beider kommunikatives Selbstdarstellungsbedürfnis war morgens noch nicht so ausgeprägt. Die anderen Mahlzeiten des Tages hatten immer den Charakter rednerischer Arbeitsessen. Bis ich aus der Schule kam, hatte mein Vater alle ihn interessierenden Nachrichten aus Zeitung und Radio aufgesogen und priorisiert, so dass ich am Mittagstisch mit einer Art verbalisierter Pressemappe empfangen wurde, sofern ich nicht Mitteilenswertens oder Interessantes aus der Schule mitbrachte. Dieses Ritual konnte erfreulich sein, wenn man in der Stimmung dazu war, die Welt redend zu erzeugen oder auseinander-zunehmen. Man kann dabei Aggressionen verbal abbauen, und ich begreife heute gut, warum der Vater eines Klassenkameraden sich einmal bei meinen Eltern darüber beschwert hatte, dass ich zwar niemals zuschlagen würde, dafür aber rhetorische Gewalt auszuüben verstände. Oft kam mir unsere Weltlagebesprechung am Mittagstisch vor wie eine weitere Schulstunde, nur mit Besteck in der Hand. Da für mich anders als für meinen Vater nachmittags der Normalarbeitstag noch weiterging, war der Erholungswert der Mahlzeit dadurch etwas eingeschränkt. Nun konnte ich mit der Zeit ja meine Erfahrungen sammeln und blieb daher nicht in der Rolle des Angesprochenen. Wenn ich mir selbst Themen und Thesen zurechtlegte, von denen ich wusste, dass sie meinen Vater auf Hundertachtzig bringen, ging der Punkt an mich. Die meisten seiner Argumente stammten aus dem Arsenal der Moral, angewandt auf private und öffentliche Dinge. Da erforderte es nicht allzuviel Übung, ihn durch betont anti-moralische oder technokratische Erwiderungen zu neuer Redeführung zu provozieren, was ja auch den Sinn des Spiels ausmacht, das einer Schlacht mit Wasserpistolen ähnlicher ist als man sich eingestehen möchte. Meine Mutter war einbezogen, entweder als Schiedsrichter, an den wir uns beide

begründend wandten oder als Instanz, die sich auf die eine oder andere Seite stellen konnte, wobei jeder von wusste, dass sie im Zweifel immer auf meiner Seite war. Dieses Ausspielen der Mutter-Sohn-Allianz auch gegen die in manchen Fragen sicherlich bestehende Übereinstimmung innerhalb einer Generation hat meinen Vater gelegentlich gekränkt, und so folgte aus den Sparringsrunden zwischen ihm und mir nicht selten ein Streit zwischen den beiden. Da ich heute sehe, dass ich das schon damals wusste, beschämt es mich.

Den Aufführungsgewohnheiten dieses eingespielten Trio infernale ließ ich im Frühjahr hinter mir, da ich zum zweiten Mal zu einem Schulaustausch nach Derby fuhr. Diesmal kam ich bei einer Mittelstandsfamilie unter, die sich über alle Maßen um mich bemühte. Mit dem Familien-Mini fuhr man mich von Küste zu Küste und, meinen Neigungen entsprechend, zwei Mal ins National Railway Museum York. Als ich neben dem Kamin unter den Familienfotos einen Uniformierten entdeckte, nach dem ich fragte, hatte ich meine Gasteltern aus ihrer Sicht in eine unangenehme Situation gebracht. Sehr dezent teilten sie mir mit, dass das einer der Großväter sei, der als Bomberpilot über Dresden im Einsatz gewesen ist.

Derby sah ich als Vorbereitung auf mein High School-Jahr, zu dem ich im Juli 1985 in die USA fliegen würde, kurz nach dem sechzigsten Geburtstag meines Vaters. Meinen Eltern fiel es nicht leicht, mich für ein Jahr gehen zu lassen, aber sie unterstützten meine Absicht, seitdem ich sie das erste Mal geäußert hatte. Eigentlich habe ich sie nie gefragt, sondern lediglich erklärt, was ich vorhabe. Sie zahlten, ohne dies je zu thematisieren, dafür eine ganze Menge Geld. Ich hatte angegeben, in den USA in den Süden und in die Südstaaten zu wollen, und bekam genau, was ich wollte: Texas. In meinem Kopf waren Filmbilder, wirkliches Wissen hatte ich über diesen Bundesstaat, der dreieinhalb Mal so groß war wie die alte Bundesrepublik, nicht. Dass Texas ein Kapitel Amerika für sich ist, konnte ich schnell lernen.

Meine Eltern begleiteten mich zum Frankfurter Flughafen, und als die PanAm-747 nach New York abhob, wusste ich, dass dieser Schritt richtig war. Der Atlantik lag zwischen ihnen und mir, entrückte mich von der Familien- und Zeitgeschichte und ihrer andauernden Interpretation. Dort war ich auf mich allein gestellt, und die Besonderheiten meiner Herkunft zählten wenig bis nichts. Jetzt begann ich, eine eigene Geschichte zu haben, und nicht nur ein kommunikativer Teilhaber der Geschichte meiner Eltern zu sein. In Texas fing ich in ersten Ansätzen zu verstehen an, dass und wie meine und ihre Geschichte zusammenhing. Gegen das Ende meiner Zeit in den USA besuchten mich meine Eltern und nahmen an der Schulabschlussfeier teil. Danach fuhren wir mit einem Camper einen Monat durch Texas.



**Abbildung 6.10**

Das weite Land. Januar 1986, Grundstück meiner Gasteltern bei Lindale, Texas. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.11**

Und im April 1986. [Quelle: privat.]

Ich hatte mit meinen Gasteltern eine Rundfahrt geplant, die durch alle wesentlichen Landschaftstypen führte: die Prärie im nördlichen Panhandle, die rolling hills zwischen Austin und San Antonio, die Wüste im Big Bend National Park im tiefen Süden, die Golfküste und Houston.



**Abbildung 6.12**

Rudi, Rolf-Ulrich, Gerda Kunze, Lindale/Texas, vor dem Eingang der High School, Juni 1986. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.13**

Big Bend National Park, Rio Grande and Sierra del Carmen Range. [Quelle: privat.]

Kaum war ich in Texas, erwiesen sich meine Eltern als sehr beschäftigt, und trotz des intensiven Briefverkehrs vergrößerte sich mein amerikanischer Selbstfindungsspielraum dadurch. In ihren Schreiben berichteten sie ausführlich in Wort und Bild über die Geburt des ersten Enkels Paul Kunze im September 1985. Anders als die meisten im Musikgeschäft führte mein Bruder ein trotz langer Abwesenheit so weit wie möglich normales Familienleben, darin unterstützt von seiner Frau.

Nun fotografierte mein Vater meine Mutter mit dem Enkelsohn auf dem Arm vor den weißlackierten Esszimmertüren im Haus meines Bruders, so wie er sie im Advent 1968 im Erker unserer Wohnung mit mir auf dem Arm aufgenommen hatte. Im Fotoalbum wurde ein Abzug des alten Schwarzweiß-Bildes neben das neue Motiv geklebt, Kontinuität versichernd. Sah man die Bilder nebeneinander, hatte sich meine Mutter in sechzehn Jahren wenig verändert. Vor dem Hintergrund ihrer Lebensgeschichten war das Erscheinen der nächsten Generation für meine Eltern sensationeller als in Familien, deren Entwicklung nur geringe Brüche kannte. Die meisten ihrer Altersgenossen waren schon längst Großeltern, und so erinnerte auch der Enkel daran, wie versetzt in der Zeit ihr Leben ablief. Das erzeugte, wie immer, Überblendungen in der Erinnerung. Mein Vater schrieb von sich selbst als erstem Enkel seiner Großeltern und verglich sein Gubener Kahnbaustellen-Elternhaus mit dem so ganz andersartigen, bis zum Dach mit Büchern und Schallplatten vollgestopften Osnabrücker Künstlerhaushalt seines ältesten Sohns, zu dessen kreativem Chaos auch ein riesiger belgischer Schäferhund und mehrere Katzen gehörten. Meine Mutter ging ganz und gar in der Fürsorge für einen Säugling auf: das hatte sie gelernt, und das wollte sie wieder anwenden. Kleine Spannungen zwischen alter und junger Mutter blieben da nicht aus. Die Ausrüstung, etwas verwaschen, was die Textilien betraf, war noch vorhanden, und so füllte sich auch ihre still gewordene Wohnung in der Ameldungstraße wieder mit allem Zubehör und der Stimmung der Kinderversorgung.



**Abbildung 6.14**

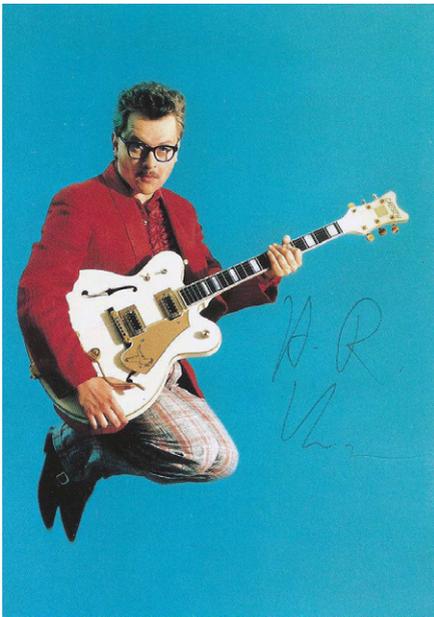
Rolf-Ulrich Kunze, Fotografienbild für das Lindale High School-Yearbook Class of 86.  
[Quelle: privat.]

Ich war damit beschäftigt, in der Lindale High School meinen Platz zu definieren, Sprach-, Dress- und sonstige Codes zu lernen, um dazuzugehören. Und daran lag mir. Beim Pledge of Allegiance legte ich meine Hand aufs Herz wie alle anderen und dehnte, so texanisch wie nur möglich, einsilbige Wörter, dass sie wie zweisilbig klangen: „You ain't no Yankee at all“, sagte der principal mit Wohlgefallen. Irgendetwas musste ich richtig machen, denn schon kurz nach Beginn des Schuljahrs wurde ich zum office assistant ernannt. Die erste Unterrichtsstunde vormittags wurde mir erlassen, und ich durfte zu-

sammen mit einer Mitschülerin bei der anfallenden Büroarbeit im Schulsekretariat helfen. Also lief ich in dem fensterlosen, vollklimatisierten Bunkergebäude der Lindale High School herum, sammelte class rolls ein und trug Landkarten und fill-in-the-blanks-tests von hier nach da. Vor allem aber hatte ich die Aufgabe, jeden Morgen vor dem Haupteingang das heilige Tuch der Nation und an dem Flaggenmast daneben den Lone Star zu setzen. Für jemanden aus posttraditionellen, antinationalen Kontexten, unvertraut mit aber auch allen Formen symbolischer nationaler Repräsentation, war das völlig neu. Ich musste lernen und üben, wie man die Stars and Stripes trägt: keineswegs unter den Arm geklemmt, sondern in militärischer Haltung; wie man die Flaggen auf- und zusammenfaltet; wie man nach Vollzug die Hand aufs Herz legt, da nur Soldaten die Fahne militärisch grüßen. Als bei einem Jet-Angriff gegen Ghaddafis Libyen amerikanische Piloten ums Leben kamen, die auf der Air Base in San Antonio, Texas stationiert gewesen waren, wurde ich vom Principal aus dem Unterricht geholt, um den Lone Star auf Halbmast zu setzen. Bei den Pep Rellies, Versammlungen aller Klassen der High School vor wichtigen Spielen des Football Teams, der Lindale Eagles, zum Zweck der Beschwörung von Zusammenhalt und Sieg, musste ich dem Trainer ein gefaltetes Exemplar der Stars and Stripes überreichen, das er an die Mannschaft weitergab, die damit einmal über das Spielfeld rannte.

Bewegung und Veränderung brachte der sich 1985 einstellende Erfolg meines Musikerbruders. Vor allem in norddeutschen Groß- und Universitätsstädten hatte er sich seit Beginn der 80er Jahre ein festes Publikum aufgebaut, das seine Alben kaufte, ihn im Radio hörte und seine literarischen Ambitionen schätzte. 1985 erschien die LP ‚Dein ist mein ganzes Herz‘ mit dem gleichnamigen Trailer-Titel. Die Platte schlug ein, mein Bruder wurde über die Nord-Bundesländer und West-Berlin hinaus bekannt und war in den Medien präsent. Vor allem erwies sich das Album als ein wichtiger kommerzieller Erfolg: für seine Plattenfirma und für ihn selbst. Bis 1985 war sein Großvater Erich Kunze das wohlhabendste Familienmitglied gewesen, nun war er es. Mir schickte man zwar Zeitungsartikel zu und ich habe die Begeisterung seines Publikums ab 1986 immer wieder erleben können, wenn er seinen Schlager im Programm hatte. Dieser war auch nicht der erste: 1984 hatte sich seine deutsche Übersetzung des Kinks-Titels ‚Lola‘ bereits gut verkauft. Den eigentlichen Durchbruch mit Charts-Platzierungen, Fernseh- und Presserummel bekam ich nur erzählungsweise mit. Vielleicht hat sich gerade deshalb bei mir lange der Eindruck gehalten, mein Bruder habe sich mit diesem nachsingbaren Gassenhauer einen köstlichen Spaß erlaubt: er, der bierernste Intellektuelle, stolz auf seine nicht nur vorhandene, sondern auch genutzte Bibliothek, in einem Umfeld, das nicht

kopf-, sondern bauchgesteuert ist, eben: Rock & Roll. Der Eindruck war, wie ich heute ohne, falsch. Zunächst einmal muss jeder Künstler den Erfolg wollen. Will er ihn nicht, greift schnell Erikas gegenüber Golo Mann einmal geäußerte schneidende Wahrheit über künstlerische Produktivität: Wer kann, der tut, und umgekehrt. Avantgardebewusstes, weltabgewandtes Basteln im Hinterstübchen ist im Medienzeitalter zumindest dann nicht mehr möglich, wenn man, wie damals noch üblich, einen festen Plattenvertrag hat und die Produktion eines Albums und erst recht einer Tour technisch, logistisch und infrastrukturell voraussetzungsreich ist. Und vor allem dann nicht, wenn man ehrgeizig ist.



**Abbildung 6.15**

HRK-Autogrammkarte zum ‚Herz‘-Album, 1985. [Quelle: privat.]

Mein Bruder wollte Erfolg; er gehörte nicht in die Zupfgeigenhanselwelt der selbstreferentiellen Liedermacherei, in deren Kontext seine Karriere zufällig begann: weder inhaltlich noch musikalisch. Seine Vor- und Leitbilder hatten Arenen und Stadien gefüllt. Dann kam eine Seite an ihm hinzu, die Erfolge ebenso sehr ermöglichen wie gefährden kann: seine Experimentierfreudigkeit und Neugier. Obwohl es eindeutig so etwas wie einen HRK-Markenklang und typische HRK-Texte mit ihren Duftnoten von Rolf Dieter Brinkmann, Peter Handke, Arno Schmidt, Botho Strauß u. v. a. gab und gibt, gleicht bei ihm kein Album dem anderen: Das musste seine Geldgeber gelegentlich erheblich verstören. Ich habe den Eindruck, dass mein Bruder, der in der Regel vom Text aus arbeitet, ohne dass sich daraus auf

eine Nachrangigkeit der Musik schließen ließe, so schreibt wie er liest: bemerkenswert vorurteilsfrei und mit einer manchmal beängstigenden Aufnahmefähigkeit. Seine Buchempfehlungen und Buchgeschenke über die Jahrzehnte spiegeln das ebenso gut wie seine Musiktips. So gesehen, gehört ‚Dein ist mein ganzes Herz‘ als Variation einer Form in die lange Reihe von HRK-Experimenten. Das Bemerkenswerte an seinem Œuvre ist die eigenartige und eigenwillige, durchaus nicht-ironische Gratwanderung zwischen allen Formen der Musikkultur und vielen Formen

der Literatur. Er darf sich wohl einbilden, hier etwas Neues und Eigenes erreicht zu haben.

Seit 1986 verschlechterte sich der Gesundheitszustand meines Vaters. Mehrere Herzinfarkte und die stets folgenden Reha-Maßnahmen gehörten nun ebenso wie die Angst vor weiteren Vorfällen zum Alltag, mit dem meine Mutter, nach meiner Rückkehr aus Texas auch ich umzugehen lernen mussten. Die medizinische Mühle, in die man als Herzpatient eintritt, ist auf ganz eigene Weise bedrückend. Darauf konditioniert, körperliche Symptome als Vorzeichen für einen bevorstehenden Infarkt zu deuten, verbrachten wir manchen Abend und manche Nacht in der Herz-Ambulanz des nächstgelegenen Krankenhauses, weil mein Vater in den Brustbereich ausstrahlende Rückenschmerzen hatte. Diese wiederum waren eine sich immer stärker bemerkbar machende Spätfolge einseitiger Abnutzung in der Kriegsgefangenschaft. Mit den Jahren konnte er damit leben, aber die latente Bedrohung blieb. Eine lange Kette an operativen Eingriffen folgte auf die eine Herzkranzgefäßoperation 1987. Und regelmäßig schloss sich die wochenlange Kur in Bad Rothenfelde in der Nähe von Osnabrück an, deren Atmosphäre so unerträglich war, dass mein Vater zumindest an den Wochenenden in Osnabrück blieb. An sich ist schon die Ansammlung vieler Herzkranker unterschiedlichen Alters – 45jährige Volland-Manager, die beim Tennisspielen den ersten Hinterwandinfarkt erlitten haben neben 70jährigen mit langer Vorgeschichte – keine besonders aufbauende Atmosphäre, da alle noch unter dem erstmaligen oder wiederholten Schrecken des letzten Ereignisses stehen. Untergebracht in einem dunklen Bettenbunker, lieblos in die Landschaft gestellt in einer Zeit, als die Krankenversicherungen noch großzügiger zahlten, war die Stumpfsinnigkeit des Tagesablaufs kaum zu überbieten. Standardisierte, auf den Durchschnittsfall berechnete und für den Betreiber so offensichtlich kostengünstige Minimaltherapien zogen sich, verbunden mit langen Wartezeiten in schlecht gelüfteten Wartezimmern durch den ganzen Tag. Vorträge zu möglichst deprimierenden Gesundheitsthemen brachten die ohnehin schon schwankende Stimmung der Insassen regelmäßig auf den Nullpunkt. Da die meisten von ihnen aus gesundheitserzieherischen und Gewichtsgründen auf Diät gesetzt waren – Ende der 80er Jahre stand gerade wieder einmal die Mode der Salzlosigkeit neben dem dauernden Kampf gegen das Tötungsmittel Cholesterin ganz im Vordergrund – fielen diesbezügliche Belehrungen, vorgetragen von gelangweilten und mauligen Ernährungsberaterinnen, nicht unbedingt auf fruchtbaren Boden. In der Reha ging es von morgens bis abends nur um Krankheit und Tod, obwohl andauernd, vor allem auf den überall hängenden Gefahrenwarnplakaten der Krankenversicherungen, von Gesundheit die Rede war. Die angebotene psychologische

Betreuung zielte auf Kranke, deren Kommunikationsgewohnheiten sich im Fünf-Wort-Satz erschöpfen, so dass hier keine Abhilfe zu erwarten oder zu bekommen war. Wirkliche sportliche Betätigung oberhalb des rentnerhaften Spazierengehens um die beiden Salinenanlagen war verboten. Das beunruhigendste Anzeichen dafür, dass es meinem Vater hier nicht gutging war, dass er nicht die geringste Lust verspürte, seine Mitpatienten durch erzählerische Darbietungen aus seinem Repertoire aufzuheitern. Er war verfinstert. Wie an allen Kurorten erzeugte dies auch in Rothenfelde, einem Ort, der bei mir immer das Gefühl des unüberwindbaren Gähnkrampfs hervorrief, die üblichen, schon im ‚Zauberberg‘ beschriebenen Fluchtreflexe der Patienten, achtzig Jahre nach dem bürgerlichen Zeitalter, nur proletarischer: Schni-Po-Sa- und/oder Kuchen-Fressorgien in den praktischerweise gleich an der Hauptstraße gelegenen Sattmachereien, Genuss von Apfelschnaps aus der Supermarktkettentüte auf den Bänken der Parks und weitgehend merkmalsfreien Umgebung, einsames Kettenrauchen beim Gang durch die staubfreie Playmobilwelt der freistehenden Einfamilienheime am Rand des kleinen Kurtorts. Früher hatten wir als Familienausflug das im Ort gelegene Wellenbad gelegentlich besucht, dabei war mir die vorherrschende Stimmung nicht so aufgefallen. Jetzt sah ich überall auf den Bänken, die im Zehn-Meter-Abstand vor den beiden altertümlichen Salinen standen, die grünweißlichen oder blaurot kurzatmigen Herzpatienten, die Hand an der linken Brust, den Blutdruck mit einem portablen Gerät messend und das Ergebnis in ein kleines Heft eintragend oder rote ätherhaltige Not-Kapseln schluckend, die mein Vater auch in der Tasche trug. Nach dem nächsten Infarkt verhandelte mein Vater mit unserem Hausarzt und ersparte sich diese Erfahrung. Für die Familie bedeutete die immerhin fünfzehnjährige Herzkrankheit meines Vaters, dass jederzeit mit schlechten Nachrichten zu rechnen war. Sie veränderte mein Verhältnis zum Telefon. Ich zucke manchmal noch heute zusammen, wenn es zu ungewöhnlichen Zeiten klingelt: es hatte nie Gutes zu bedeuten.

Meine verbleibenden zwei Schuljahre am Gymnasium in Osnabrück kamen mir lang vor. Ich kehrte zu Routinen zurück, die ich schon einmal hinter mir gelassen hatte. Die Atmosphäre meiner nicht sehr großen Schule empfand ich deshalb als angenehm, weil sie trotz Kurssystems mir genügend Zeit für meine Interessen ließ. Ich verdiente Geld mit Nachhilfe, kaufte Bücher und Modelleisenbahnen, fuhr, nachdem ich den Führerschein hatte, mit unserem Familienauto an Wochenenden kreuz und quer durch die nahen Niederlande, trieb die still an meinem texanischen Akzent leidende Studienrätin im Leistungskurs Englisch zur Verzweiflung und entwickelte soetwas wie eine Freundschaft zu einem Lehrer, der früher einmal mein Klassenlehrer gewesen war und dann leider nur noch im Fach Gemeinschaftskunde

in meinem Kursheft auftauchte. Martin Ufer hatte ähnliche literarische Neigungen, außerdem interessierte er sich wie ich für Eisenbahnen, was seine beiden ‚Herren Töchter‘ dezidiert nicht taten. Er besuchte mich während des Studiums einmal anlässlich eines Eisenbahnjubiläums; leider ist er schon Anfang der 90er Jahre gestorben. Die Schülerbibliothek wurde für mich wichtig. Aufgebaut seit den 60er Jahren, hatte sie manches im historisch-politischen Bereich, womit sich eine Freistunde verbringen ließ: Ralf Dahrendorf, Sebastian Haffner, Karl Dietrich Bracher, Ulrich Beck. Außerdem war ich in dem aquarium-artigen Untergeschoss fast immer allein; nur selten störte ein Stück Lehrkörper, das sich einen Klassensatz Sprachübungshefte holte. Die vor Langeweile sonderbar gewordene, aber lebenswerte sudetendeutsche Bibliothekarin hätte mir, wenn ich sie darum gebeten hätte, auch das Seitenblättern abgenommen, so dankbar war sie, wenn jemand kam. Zusammen mit einer Deutsch-Studienrätin baute mein Vater für die Oberstufe noch einmal eine Theater-AG auf und führte Regie bei einigen Aufführungen. Ich empfand meine eigene Literatur-AG als das höherwertigere Angebot und nahm es Mitschülern krumm, wenn sie die darstellerischen Wonnen der Textarbeit vorzogen. Es berührt mich etwas merkwürdig, dass diese angenehm unspektakuläre Schule bald nach meinem

Abitur als zu klein geschlossen und dann für andere Bildungszwecke genutzt wurde. Ich hätte noch vielen Jahrgängen eine solche Schulerfahrung im Windschatten gewünscht, die in meinem Fall aber wohl auch weniger mit der Schule selbst als mit dem Umstand zu tun hatte, dass meine letzten Jahre auf dem Gymnasium in eine schulreformerische Totalflaute fielen und die mir wichtigen Lehrerinnen und Lehrer Interessen außerhalb der Schule billigten.



**Abbildung 6.16**

Der im Garten der Ameldungstraße nach meiner Geburt gepflanzte Baum, Dezember 1986. Seit den 70er Jahren elektrisch beleuchtet und jedes Jahr fotografiert. Meist ohne Schnee. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.17**

Ameldungstraße, Weihnachten 1986. Mein Vater fotografierte und erzählte, meine Mutter kümmerte sich um die Dokumentation und erzählte. Ich hörte und sah es mir seit jeher an. Es war immer so gewesen. [Quelle: privat.]

Das Kastenklavier war inzwischen aus dem Wohn- in mein Zimmer gewandert, und dort dilettierte ich herum. Ein gebrauchter Korg-Synthesizer von meinem Bruder kam dazu, auch eine gebrauchte E-Gitarre nach einiger Stümperei auf einer akustischen. Ohne bleibenden Erfolg allerdings, es blieb bei ein paar Harmonien. Meine Form des Ich-Sagens war das Schreiben. Short story-Artiges, überhaupt kurze Prosa fiel mir leicht. Die Gedichtversuche waren entweder Stichworte für erzählbare Geschichten oder wirres Wortgeklingel, das mein Bruder, wenn ich es ihm vorlegte, mit viel Takt behandelte.

Um meinen achtzehnten Geburtstag war auch die Musterung erfolgt. Angesichts deutlicher Neigungen bei gleichzeitig unklaren Vorstellungen wusste ich lange nicht zu sagen, was ich eigentlich studieren wollte. Mein Vater hätte mich gern als Journalisten gesehen und begriff ein Studium der Literatur nur als Weg dahin. Mir war bewusst und ich nahm in Kauf, dass meine irgendwann fallengelassene Äußerung, ich würde vielleicht ganz gern als Berufsoffizier der Bundeswehr auf Zeit Jura an der Bundeswehr-Universität in Hamburg studieren, meine Eltern mehr provozieren musste als vieles, was ich ihnen bislang zugemutet hatte. Daran gewöhnt, alle Regungen ihrer Söhne zu fördern, machte sie dieses Ansinnen sprachlos, mit dem ich noch zur Musterung ging. Das geruchliche Erlebnis dieses Rituals reichte jedoch vollkommen aus, die entsprechenden Hinweise meines Vaters als für mich realistisch anzuerkennen. Eine Rolle spielte übrigens auch die Tatsache, dass so viele unserer Verwandten in DDR dort in Staat, Partei und NVA z. T. mittelhohe Funktionen hatten. Also kümmerte ich mich um eine Stelle im Zivildienst, zur großen Erleichterung meiner Eltern.

In dieser spätadoleszenten Phase ohne allzuviele Pflichten entdeckte ich die DDR als Reiseziel. Ich besuchte mehrmals die Verwandtschaft in Schöneiche und war fasziniert von der stehengebliebenen 30er-Jahres-Welt der Berliner Gartenvorstadt. Meine Cousine führte mich in Ost-Berlin herum, nahm mich auf Wunsch etwas widerstrebend auch zur Parade am Republikgeburtstag mit, es sollte einer der letzten



**Abbildung 6.18**

Schöneiche, Stockholmer Straße, Oktober 1987. Es könnte auch 1957 oder 1937 sein. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.19**

Ost-Berlin, Unter den Linden, Oktober 1987. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.20**

Ost-Berlin, Prenzlauer Berg, Eliaskirche, Oktober 1987. Meine Cousine Susanne machte Witze über Dissidenten aus der Umwelt-Bewegung, die sich dort und in der Gethsemanekirche regelmäßig trafen. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.21**

Ost-Berlin, Parade zum Tag der Republik, 7. Oktober 1989. Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, es könnte einer der letzten sein. Das schien mir realer und interessanter als die evangelische lunatic fringe der Ökopaxe mit ihrem ‚We shall overcome‘. Beschränktheit des Zeitzeugen. [Quelle: privat.]

werden. In dieser Zeit entwickelte ich eine Art Hintergrundbewusstsein dafür, dass mir dieser weitere Herkunftsraum unserer Familie gut gefiel, weil er mir etwas sagte. Meine Eltern dürften das gemerkt haben und ließen mich gern dorthin fahren.

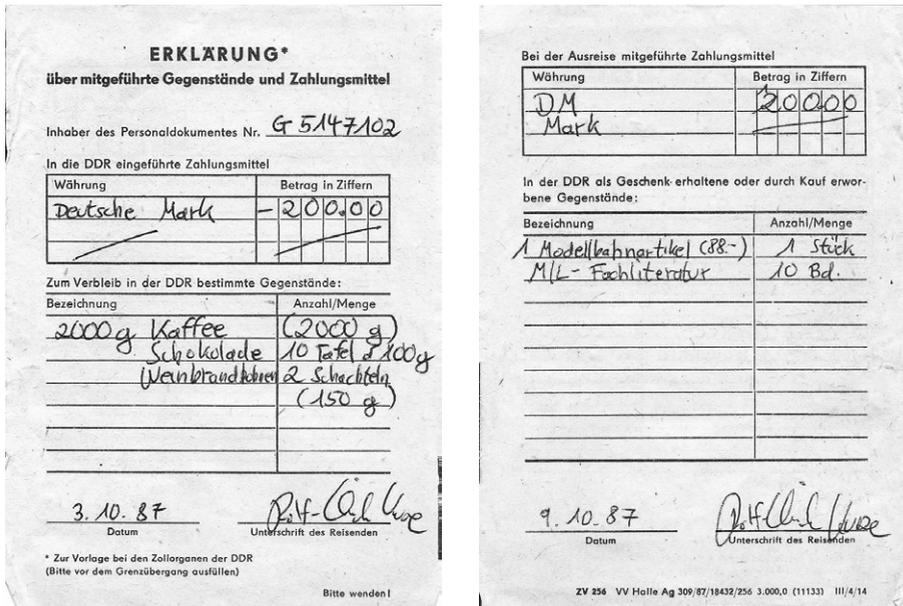


Abbildung 6.22

Ein typisches deutsch-deutsches Transitdokument, Oktober 1987. [Quelle: privat.]

Während ich in Berlin und Brandenburg unterwegs war, band die Geburt des zweiten Enkelkinds, der Tochter meines Bruders, Marlene Kunze, im Februar 1988, meinen Vater und meine Mutter wieder stark ein. Zwischen schriftlichem und mündlichem Abitur fand im Mai 1988 zum letzten Mal eine Tagung des Evangelischen



Abbildung 6.23

Hans Castorp, Schloss Elmau, Mai 1988. Glücklicherweise war kein Thermometer zur Hand. [Quelle: privat.]

Hilfswerks für Internierte und Kriegsgefangene auf Schloss Elmau statt, und meine Eltern fuhren mit mir hin. Mein Vater übernahm die Gestaltung eines geselligen Abends und bot eine Best-of-Show seiner Kriegsgefangenschaftserinnerungen. Ich überwand mich und fragte ihn zum ersten Mal, ob er mich dispensieren würde, was er tat, und so lief ich mit schlechtem Gewissen durch die Dämmerung allein am Ferchenbach entlang und warf misslaunig mit Kieselsteinen. Schloss Elmau hat mir als Anlage immer gut gefallen. Wenn man

Thomas Manns Roman ‚Der Zauberberg‘ irgendwo außerhalb des authentischen Handlungsorts Davos verfilmen möchte, dann könnte man es dort. Gelegen auf einem Hochplateau mit Blick auf das Wettersteingebirge, ist Elmau ebenso außerzeitlich wie das Sanatorium Berghof im Roman. Die seinerzeit dort beheimateten anthroposophischen Verstiegenheiten konnten an der Eindruckskraft der mächtige Kulisse nicht das geringste ändern. Ältliche Frauen in wallender Baumwolle schwebten auf den Korridoren zum Ausdruckstanz in einen turnhallenartigen Saal mitten im Gebäude, aus dem häufig ätherisch-psychedelische Klänge herüberwehten, und machten ein verdrießliches Gesicht, wenn eine der properen Dirndlträgerinnen vom Hauspersonal sie laut mit einem ‚Grüßgott‘ erschreckte. Bei diesem letzten Elmau-Aufenthalt erlaubte sich mein Vater einen Spaß, der mir erst klar wurde, als das Foto vorlag: er fotografierte mich vor einem Fenster als Hans Castorp.

Die lange Autofahrt nach Oberbayern hatte wenigstens auf ihrem letzten Abschnitt meinem Vater immer Freude bereitet, doch diesmal fuhr ich. Wir wählten für den Rückweg eine Strecke über Österreich und die Schweiz, den Alpen westlich folgend. Es war ein Abschied. Der Elmau-Kreis derjenigen, die mit der Betreuung der Kriegsgefangenen zwischen 1945 und 1955 zu tun gehabt hatten, wurde immer kleiner, und auch die Gesundheit meines Vaters war mehr als angeschlagen. Seit Anfang der 60er Jahre war er nach Elmau gefahren. Sein Lebensthema begann sich zu erledigen, und mit dem Lenkradblick auf irgendein sonniges Alpenpanorama schoss mir durch den Kopf, wie es wäre, wenn er nicht mehr da ist.



**Abbildung 6.24**

Postkartenoberbayern. Schloss Elmau bei Klais. [Quelle: privat.]

Das Abitur zog vorbei. Mein Vater hielt die Rede als Elternvertreter, die schon mehr mit der bevorstehenden Schließung der Schule als mit dem Anlass selbst zu tun haben musste. Mein Rektor und Lateinlehrer schüttelte mir lange die Hand. Wie schon bei meinem Bruder im Sommer 1975 führte die NOZ am 4. Juni 1988 in der Rubrik ‚Reifeprüfung bestanden‘ meinen Namen auf. Damit fühlte ich mich nicht gemeint, denn das war schon in Lindale, Texas der Fall gewesen. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich das, was mich interessierte, mit einer Studienfachwahl zusammen-

bringen konnte. Klar war nur, es musste mit Schreiben etwas zu tun haben oder dafür Freiraum lassen.

Wieder hatte ich viel Zeit, denn aus organisatorischen Gründen konnte mein Zivildienst erst im Januar des nächsten Jahres beginnen. Meine Eltern sahen es sehr gern, dass ich nicht nur las und schrieb, sondern mich meinem Bruder als Fahrer für seine Rundfunkreisen anbot. Er fuhr auf längeren Strecken nicht gern selbst, und für mich war es eine interessante Gelegenheit, einmal länger mit ihm zu tun zu haben. In diesem Jahr war gerade Randy Newmans Album ‚Land of Dreams‘ erschienen, und über viele hundert Autobahnkilometer hörten wir sie neben vielem anderen immer wieder und betrieben ein intensives close reading. Im September 1988 fand im Wiener Raimund-Theater unter der Regie von Peter Weck die Premiere des von meinem Bruder ins Deutsche übersetzten englischen Musicals ‚Les Misérables‘ nach Motiven des Epochenromans von Victor Hugo statt. Wir alle fuhren hin, mein Vater war begeistert. Vierundvierzig Jahre nach seinem Kriegsende in Wien saß er befrackt im Raimund-Theater, und es war nur von der Gegenwart oder vom 19. Jahrhundert die Rede, nicht von den Gespenstern der Zeitgeschichte. Das Musical-Geschäft etablierte sich bei meinem Bruder, ein Auftrag folgte dem nächsten, und bald konzipierte er selbst Stücke. Deren erfolgreichstes wurde dann



**Abbildung 6.25**

Käthe-Kollwitz-Gymnasium Osabrück, 4. Juni 1988, Entlassungsfeier der Abiturienten. In der Mitte OSTD Kruppa, rechts daneben Rolf-Ulrich Kunze. Tatsächlich war ich einigermaßen irritiert über die anstehenden Entscheidungen. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.26**

Heinz Rudolf Kunze, Hotel Sacher, Wien, 15. September 1988 vor der Premiere von ‚Les Misérables‘. [Quelle: privat.]

eine Bearbeitung von Shakespeares ‚Sommernachtstraum‘, die nun schon seit einigen Jahren regelmäßig vor den schönen Kulisse der Herrenhäuser Gärten in Hannover open air aufgeführt wird.

Kurz darauf zog mein Bruder mit seiner Familie von Osnabrück an den Stadtrand von Hannover: hart für meine Eltern, die nun 120 Kilometer vielbefahrener Autobahn zwischen sich und ihren Enkeln hatten. Meine Schreiberei beschäftigte mich immer mehr. Für das Osnabrücker Stadtblatt-Magazin, ein typisches Stadtjournal der 80er Jahre, übernahm ich eine eigene Rezensionskolumne mit mindestens drei, höchstens fünf zu besprechenden Titeln aus Sachbuch und Belletristik eigener Wahl

pro Monat. Das erzog zum Liefern. Im Januar 1989 nahm mir der WDR-Hörfunk für eine Satiresendung Glossen ab. Mein Vater sah das mit Respekt, aber nicht mit derselben inneren Beteiligung, die ihn auf den Werdegang meines Bruders blicken ließ: für ihn war das höchstrangig, was mit Bühne und direkt erfahrbarem Publikum zu tun hat. Setzt man einmal an, dass ich zwischen 1989 und 2003 monatlich vier Bücher rezensierte, dann waren das insgesamt über 600. Mein Vater hatte gar nicht so falsch gelegen, mich als Berufsschreiber zu sehen. Ein Höhepunkt der Stadtblatt-Tätigkeit war ein Telefoninterview mit Günter Kunert 1992. Aufhänger für das Gespräch war eine lustige Gemeinsamkeit: Kunert hatte während seines Studiums an der Ost-Berliner Kunsthochschule in Weißensee als Satiriker für das DDR-Satiremagazin ‚Eulenspiegel‘ geschrieben. Seit 1990 tat ich das als Quoten-Wessi, nachdem die Titanic mit meinen Sachen nichts anfangen konnte.

Im Januar 1989 begann mein Zivildienst in einem Wohnheim für geistig und körperlich Behinderte in Osnabrück. Meine Eltern waren nicht wenig besorgt, ob das eine gute Entscheidung war. Sie lagen gar nicht falsch: es war vor allem Sturheit. Wenn schon nicht richtig zur Bundeswehr, dann wenigstens richtig Zivildienst. Bald wurde mir selbst klar, dass ich dieser Aufgabe weder körperlich noch psychisch gewachsen war. Ich bekam meine Grenzerfahrung, aber nicht so wie ich gedacht hatte. Schicht- und Nachtdienste gingen an die Substanz. Ich gewöhnte mir an, mich in einer Art von Erschöpfungsdelirium nach solchen Einsätzen an mei-



**Abbildung 6.27**

Mein Schreibtisch in der Ameldungstraße, Ende 1988. [Quelle: privat.]

nen Schreibtisch zu setzen, eine Zigarre zu rauchen und frühe Brecht-Lyrik zu lesen. Auch ein zusätzlicher Erholungsurlaub auf Langeoog im Frühjahr zeigte nur, dass ich auf dem letzten Loch pfiß und den Kriegsgefangenenfotographien von meinem Vater immer ähnlicher wurde. Auf der Insel bastelte ich manisch an Aphorismen. Alle meine Vorstellungen von praktischer Diakonie hatten sich als zu literarisch erwiesen. Wieder war es unser Hausarzt, der mir mit entsprechenden Gutachten half. Ich konnte mich zum Wintersemester immatrikulieren. Weder meine Mutter noch mein Vater ließen mich spüren, dass ich vor eine selbstgewählte Wand gelaufen war.

Im kühlen April 1988 verstarb Röschen Kunze im Alter von 85 Jahren. Mein Vater hatte seine Mutter zuletzt an seinem Geburtstag im Jahr davor gesehen, den wir in einem Restaurant am Müggelsee in Ost-Berlin gefeiert hatten. Nun ging es ihm



**Abbildung 6.28**

Schöneiche, April 1989, das letzte Mal zu DDR-Zeiten. [Quelle: privat.]

nach einem weiteren Infarkt noch so schlecht, dass er nicht zur Beisetzung kommen konnte und meine Mutter bei ihm blieb. Ich fuhr für die West-Familie nach Schöneiche, schüttelte Hände und war aufgrund meiner häufigen Besuche ein akzeptierter Vertreter. Weil ich kam und das schon vorher bekannt war, konnten es einige der mittleren Kader aus der weiteren regimennahen Verwandtschaft nicht: ein schwarzer Lada stand mit laufendem Motor an dem verregneten Spätapriltag vor dem Friedhof.

Röschen Kunze hat nach dem recht frühen Tod ihres Mannes vielleicht nicht so gelebt, wie sie es sich als ehrgeizige junge Frau in Guben vorgestellt hatte, aber doch in gesicherten Verhältnissen. Ihre Tochter mit wachsender Familie war vor Ort, ihren Sohn im Westen konnte sie als Rentnerin besuchen und machte davon auch regelmäßig Gebrauch. Bewohnt hat sie in Schöneiche eine mit Kachelofen beheizbare Gartenlaube, bestehend aus zwei Zimmern, Küche und einer verglasten Veranda, auf der im kontinentalklimatischen Wechsel von Sommerhitze und Winterfrost ein altes Kastenklavier zerfiel. Dieses dauerhafte und durch die handwerkliche Kompetenz der Verwandten ordentlich unterhaltene Provisorium lag in einem großen, eingewachsenen und verwildernden, grundsätzlich aber selbstversorgungsfähigen

Gartengrundstück, typisch für die Berliner Stadtrandgemeinde. Das alles war sehr bescheiden bis schäbig und für den West-Besucher gewöhnungsbedürftig, aber eben doch auch ihr Zuhause. Ganz abgeschnitten von der DDR-Modernisierung war Röschen nicht, die Versorgungslage für den Alltagsbedarf in S-Bahn-Reichweite des Berliner Zentrums war wesentlich besser als in Guben. Für Radio und Fernsehen war gesorgt. Sie hatte viele Bekannte und sich immer anschlussfreudig gezeigt, daher war sie im Alter auch nicht allein. Nimmt man ihren gesamten Lebensweg in den Blick, kann man nicht sagen, dass es ihr in Schöneiche schlecht gegangen ist. Es war die längste und ruhigste Zeit in ihrem Leben, und die Schattenseiten der heilen Welt der Diktatur<sup>47</sup> betrafen sie nicht. Ihr Leben spielte sich in einer Umgebung ab, die in wesentlichen Teilen ihrer Formensprache noch aus den 30er Jahren stammte oder sogar, wie die gesamte Anlage der Gartenstadt Schöneiche, aus der Kaiserzeit. Auch das konnte einem Leben Gewissheit geben. Röschen Kunze hat den weiteren Kulturraum ihrer Herkunft, das Brandenburgische, nie verlassen. Insofern stand sie für die Kontinuität in der Familiengeschichte vor Ort. Eine zeitlang wohnte meine Cousine Susanne mit ihrer Familie auf dem anders bebauten Grundstück. Sie setzt die Familiengeschichte vor Ort fort, heute in Berlin-Friedrichshagen. Das liegt um die Ecke und ist eine der schönsten Filmkulissen, die ich kenne. Tadellöser & Wolff-Berlin.

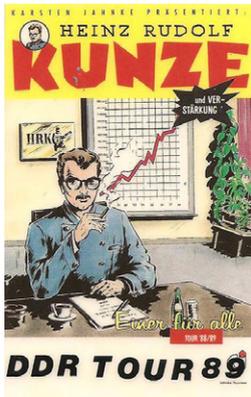
Im Sommer 1989 fuhren wir wie immer auf drei Wochen nach Langeoog. Wenn es bei uns eine konstruierte Gewissheit gab, dann war es dieser Urlaubsort. Brenzlige Nachrichten über die sich zuspitzende Entwicklung in der DDR drangen auch vom Festlandsockel zu uns, aber niemand hätte trotz einiger DDR-Erfahrung die Entwicklung bis zum November 1989 vorausgesagt. Zum Geburtstag meines Vaters war seine Schwester Marianne aus Schöneiche nach Osnabrück gekommen und hatte von den Spannungen erzählt, über die im Fernsehen berichtet wurde, auch von der Sogwirkung der Botschaftsflüchtlinge. Aber ihrer Einschätzung zufolge betraf das alles nicht die Stabilität der DDR als Staat, eher im Gegenteil, weil die Unzufrie-



**Abbildung 6.29**

Rolf-Ulrich, Heinz Rudolf Kunze, Osnabrück, August 1988. [Quelle: privat.]

47 Stefan Wolle, *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989*, Berlin 1998 u. ö.



**Abbildung 6.30**

Tourpass HRK-Tour 1988/89, für DDR-Auftritte. Mein Bruder hatte seit den 80er Jahren ein Publikum in der DDR. 1987 hatte er in Berlin-Weißensee vor 120.000 Zuhörern gespielt: sein Woodstock. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.31**

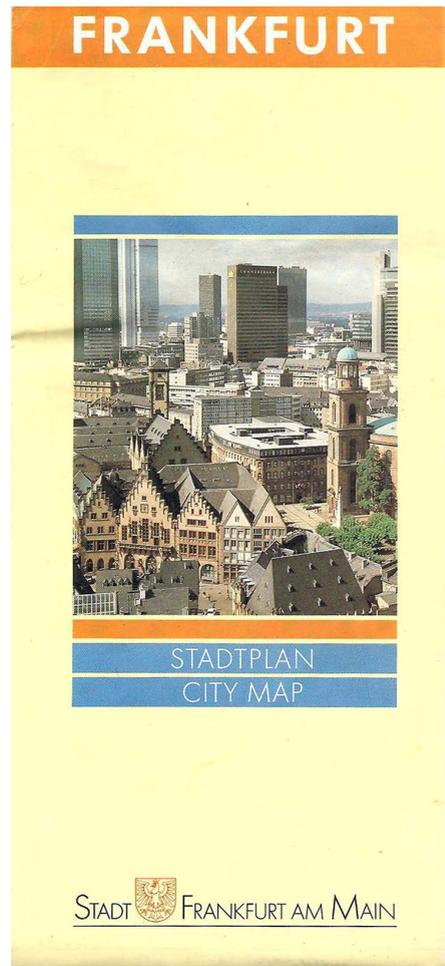
Meine Cousine Susanne Müller, Ost-Berlin, Juli 1988, vor dem Grab von Johannes R. Becher auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof. [Quelle: privat.]

denen nun endlich ein Ventil gefunden hatten. Mein Vater glaubte Gorbatschows Ankündigung vom April des Jahres nicht, die UdSSR werde selbst bei einer Infragestellung der sozialistischen Staatsform in Staaten des Warschauer Paktes nicht mehr intervenieren und hörte und sah mit noch größerer Intensität als sonst mehrmals am Tag Nachrichten. Ich saß im Spätsommer in unserem Osnabrücker Garten und bereitete mich auf mein erstes Semester an der Universität Frankfurt am Main vor. Ich saß dort in diesem warmen Herbst immer noch, als uns die Nachricht erreichte, meine Cousine befinde sich auch unter den Ausreisewilligen in der Prager Botschaft. Vor einem Jahr, im September 1988, hatten wir sie noch auf dem Rückweg von Wien in Prag getroffen, wohin sie gut mit dem Zug hatte kommen können. Sie wurde in einem der ausgehandelten Ausreisezüge, die der Anfang vom Ende der DDR waren, schließlich nach Bayern gebracht und wurstelte sich danach zunächst nach West-Berlin durch.

Wenn jemand in unserer Familie mit den preußisch-deutschen Untertanentraditionen radikal gebrochen hat, dann meine damals sehr wasserstoffperoxidblonde Cousine Susanne Müller, Jahrgang 1969. Noch bevor ich überhaupt damit anfang, Historiker zu werden, hatte ich Veranlassung mich zu schämen, dass auch ich mehr auf die goldenen Regeln der historisch-politischen

Herrschaftsstabilität als auf das vertraut hatte, was ich in Texas so oft nachgesprochen hatte: liberty and justice for all.

Mein Bruch mit den Familiengepflogenheiten war weicher. Der Studienort Frankfurt am Main – bislang hatte bei uns ‚Frankfurt‘ immer für Frankfurt/Oder gestanden – ergab sich zufällig daraus, dass ich mich erst nach der formalen Ausmusterung aus dem Zivildienst ordentlich einschreiben konnte. Als der Bescheid vom Bundesamt für Zivildienst endlich eintraf, waren alle Einschreibefristen für das Wintersemester 1989/90 abgelaufen. Daher wurde auch nichts aus meinem Wunsch-Studienort West-Berlin. Die einzige Universität, die es mit den Fristen nicht so eng sah, war Frankfurt am Main. Mit Jura fing ich an, wenn ich in mir nach Gründen suche, weil meine Eltern mit dem kultivierten Verwaltungsrichter Eckhard Müller-Stosch in Stade befreundet waren und ich Manfred Krugs Anwaltsrolle in ‚Liebling Kreuzberg‘ mochte. Solange ich nebenher schreiben konnte, war mir alles weitere recht. Dass ich dann doch recht schnell den Weg zu den reinen Interpretationswissenschaften fand, ist nicht überraschend. Ein Hintergrundmotiv für die Rechtswissenschaft war auch gewesen, der Allgegenwart der Zeitgeschichte in unserer Familie zu entkommen. Am besten war das, wie sich erwies, dadurch möglich, dass ich selbst Historiker wurde. Dem Druck der Zeitzeugenschaft konnte ich damit etwas entgegensetzen, ohne jemals im Zeitzeugen den Todfeind des Historikers zu erkennen.



**Abbildung 6.32**  
Mein erster Stadtplan von Frankfurt am Main, Oktober 1989. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.33**

Rostock-Markgrafenheide, östlich der Warnow-Mündung, August 1990. Es gibt die DDR noch. Unser erster Urlaub in der Noch-DDR und im Kempowski-Land. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.34**

Ahlbeck, Seebrücke, August 1990. 37 Jahre nach dem FDGB-Urlaub meiner Mutter auf Usedom. [Quelle: privat.]

Im Oktober 1989 lernte ich in Frankfurt am Main am zweiten Tag meines ersten Semesters meine dort geborene und aufgewachsene spätere Frau und ihre so ganz anderen Familiengeschichten kennen. Sie ist am Ende, anders als ich, auch ganz richtig Berufsjuristin und Historikerin geworden.

In der Ameldungstraße trat ich seit Beginn der 90er Jahre nur noch als Gast in Erscheinung. Osnabrücks Bedeutung für die Familie hatte sich seit dem Umzug meines Bruders nach Hannover relativiert, meine gefühlten Bindungen an meine Geburtsstadt waren ohnehin schwach ausgeprägt. Osnabrück war für mich das Stadtblatt. Meine Eltern blieben jetzt dauerhaft mehr unter sich, wir telefonierten regelmäßig. Weil ich mit mir selbst und dem Studienanfang beschäftigt war, konnten wir nicht mehr so ausführlich wie wir es vorher sicher getan hätten über den Umbruch in der DDR und in der Sowjetunion sprechen. Wir sahen dieselben Fernsehnachrichten und dachten uns unseren Teil. Ich wohnte in diesem ersten Semester bei einer Cousine meiner Mutter in Rüsselsheim und blieb schon deshalb im brandenburgischen Mentalitätsraum, weil sie und ihr ebenfalls aus Guben stammender Mann auch nach Jahrzehnten in Hessen so sprachen, als hätten sie niemals irgendwoanders gelebt.

Dieter Lanzrath war als Jugendlicher in den 50er Jahren wegen angeblicher Mitgliedschaft in einer faschistischen Jugendwiderstandsgruppe von der DDR-Justiz verurteilt worden und hatte schlimme Haftbedingungen erlebt. Schließlich war er von der Bundesrepublik freigekauft worden, studierte an der TH Darmstadt und wurde Lehrer und Leiter der Filmbildstelle Rüsselsheim. Abend für Abend saßen wir zwischen Oktober 1989 und März 1990 gemeinsam vor dem Fernseher, er rauchte in Kette Zigaretten, ich Zigarillos, und wir wunderten uns. Aufgrund meines DDR-Interesses verstanden wir uns gut. Vieles, was er aus seiner Gefängniszeit in der DDR erzählte, war ein deutsches Spiegelbild der Gefangenschaftserfahrung meines Vaters in der Sowjetunion. Allerdings kam mir manches grausamer, boshafter, menschenverachtender vor.

Während meines gesamten Geschichtsstudiums standen bei mir andere Themen im Vordergrund als der Zweite Weltkrieg und der Kalte Krieg. Mich beschäftigte die niederländische Geschichte, die europäische Nationalismusgeschichte, die Geschichte des Protestantismus. Da ich an traditionellen philosophischen Fakultäten studierte, spielten die Alte und Mittelalterliche Geschichte eine wichtige Rolle, und auch das erwies sich als Hilfe gegen zur Selbstbehauptung gegen die elterliche Meta-Kompetenz in zeitgeschichtlichen Fragen. Allerdings war in dieser Bewegung weg vom Bekannten und persönlich Vermittelten der Pendelrückschlag gewissermaßen schon enthalten. Als es darum ging, ein Thema für meine Magisterarbeit zu finden, erinnerte ich mich an einen entlegenen Quellenbestand desjenigen Kriegsgefangenenhilfswerks, das meinen Vater in seiner Kriegsgefangenschaft



**Abbildung 6.35**

Von meiner Mutter 1953 in Ahlbeck gekaufte Karte. Ich hatte sie 1990 dabei. [Quelle: privat.]

betreut hat. Auf den jährlichen Elmau-Tagungen derjenigen, die mit dem vormaligen Evangelischen Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene zu tun hatten, war gelegentlich erwähnt worden, dass in der alten Geschäftsstelle in München unsortierte und bislang von niemandem zur Kenntnis genommene Materialien über die Betreuung der deutschen Kriegsgefangenen in der UdSSR lagerten. Das wurde meine Magisterarbeit.<sup>48</sup>

Ich fuhr nach München, traf den ehemaligen Geschäftsführer und ließ mir zeigen, welche Überlieferung die Hilfswerkstätigkeit hinterlassen hatte. Das waren nicht nur Akten über den Geschäftsgang und die Verhandlungen mit anderen Hilfsträgern wie dem Roten Kreuz und verschiedenen kirchlichen Stellen, vor allem war es gesammelte Korrespondenz mit den Kriegsgefangenen in einem Umfang, der mich zunächst erschlug. Diese Quellen, entstanden in dem Jahrzehnt zwischen 1945 und 1955/56 ergaben einen ganz anderen Blick auf die Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Das Rote Kreuz beschränkte sich auf materielle Hilfe, Lebensmittel und Kleidung. Das Evangelische Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene leistete das auch, betrieb aber darüber hinaus und dem eigenen Selbstverständnis nach sogar in erster Linie eine schwierige Form von Fernseelsorge an Adressaten, bei denen nicht einmal sicher war, ob sie dies überhaupt wünschten. Es ging dabei keineswegs um Missionierung oder konfessionelle Proselytenmacherei. Angefangen hatte alles mit Weihnachtspostkarten, die einen Abschnitt aus der Weihnachtsgeschichte oder eine Gesangbuchstrophe enthielten. Später folgten kleine Broschüren mit religiösen Besinnungen, Kurzgeschichten, Predigten zum Gang des Kirchenjahrs. Der Erfolg dieser Kommunikationsform überraschte die Initiatoren des Hilfswerks selbst. Schon Ende der 40er Jahre verließ kein einziges Paket mehr die damals noch in Erlangen gelegene Geschäftsstelle ohne einen solchen ‚Gruß aus der Heimat‘. In den Postkarten und Briefen der Gefangenen ließ sich nachvollziehen, wie groß der Bedarf an einer Ansprache in dieser Form auch bei denjenigen war, die vorher nicht nur nicht zur Kerngemeinde gehört, sondern sogar dezidiert kirchenfeindliche Ansichten vertreten hatten. Trotz aller konfessionellen Abgrenzung in den frühen 50er Jahren akzeptierte die katholische Kirche in Deutschland diese Art der religiösen Betreuung, die sich nicht an der Konfessionszugehörigkeit orientierte. Kraft einer Absprache mit dem Roten Kreuz war das Evangelische Hilfswerk beim Paketversand an die Kriegsgefange-

---

48 Eine Kurzfassung ist als Aufsatz erschienen: Rolf-Ulrich Kunze, Das Evangelische Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene 1945–1955/56. Ein Beitrag zur evangelischen Diakonie- und Seelsorgeschichte und zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion, in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 65 (1996), S. 32–84.

nen für einen bestimmten Abschnitt des Alphabets zuständig, und das unterscheidet nicht nach evangelisch oder katholisch.

Zweifellos gehört diese Facette der Seelsorgegeschichte in den Kontext der sogenannten Rechristianisierungsbemühungen beider Großkirchen unmittelbar nach 1945, die zugleich auch eine der ersten wirkungsmächtigen Interpretationen des Nationalsozialismus enthielt: In der Sicht beider Kirchen war der ebenso wie der Kommunismus die Folge der Entchristianisierung Europas im 20. Jahrhundert als Voraussetzung der totalitären Hochideologien. Das war monokausal und schon deshalb unterkomplex. Es unterschied zu wenig zwischen den Totalitarismen und ließ die Kirchen als Hort reinen Wi-



**Abbildung 6.36**

Bischof D. Theodor Heckel, 1984–1967. Hier in den 60er Jahren als Dekan von München. [Quelle: <http://karlrichter-munich.blogspot.de/2008/12/karl-richter-zeitdokumente-3.html> (2. 9. 2014).]

derstands vor allem gegen den Nationalsozialismus erscheinen. Dennoch enthielt diese Anschauung zugleich einen bemerkenswerten Wandel im Auftreten der Kirchen: Sie mussten ihre Botschaft auf ganz neue Weise vertreten und sich an das unter den Folgen des Totalitarismus leidende Individuum wenden, Trost spenden, Lebensgewissheit vermitteln, aber auch ermahmend auf die Verbindlichkeit Werte der Bergpredigt hinweisen – genau das geschah in der Fernsehseelsorge des Evangelischen Hilfswerks. Dieser Beitrag zur Selbstbesinnung war weniger der Konzeption als dem Ergebnis nach eine – typisch protestantische, introsepektive, gewissen geleitete – Form erster Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Zeitgeschehen, in Hitlers Herrschaft und Hitlers Krieg, auch im nationalsozialistischen Zivilisationsbruch. Das spiegelt die Korrespondenz mit den Kriegsgefangenen recht genau. Selbst wenn bzw. gerade dann, wenn man kritisch bleibt und die Rückkehr zur Religiosität als bequemen Weg aus der Verstrickung in die NS-Herrschaft bewertet, lohnt der Blick auf diese Quellenart. Sie zeigen ein breites Bild: von der eher oberflächlich-formalen Rückkehr zur Amtskirche bis zu bemerkenswerten Prozessen der Selbstreflexion und manchmal auch weitgehender Selbstkritik, in der es dann nicht mehr hieß: wie konnte das nur passieren?, sondern: Wie konnte es *mir* passieren? Einmal mehr ließ sich an diesem Thema zeigen, dass die Wirkungen der protestantischen Frömmigkeits- und Innerlichkeitskultur keineswegs auf Flucht vor

der Verantwortung, sondern als Weg zu einem Leben mit der Verantwortung verstanden werden können: nicht in jedem Fall und auch nicht im allgemeinen, aber in vielen Fällen und im besonderen, persönlichen Fall.

Über all dies sprach ich auch mit meinem Vater, der sich selbst von der ‚Heftchenkultur‘ des Evangelischen Hilfswerks während seiner Gefangenschaftszeit nicht so gemeint gefühlt hatte, aber betonte, dass dies bei manchen Mitgefangenen anders war. Sicherlich floss vieles, was er über die Atmosphäre in den Lagern über die Jahre erzählt hatte, in meine Darstellung ein. Meine quellengestützte These des Wandels durch Selbstreflexion sah er mit leichter Skepsis, gestand aber zu, dass er möglicherweise einfach nicht mit genügend Vertretern einer solchen protestantischen Innerlichkeitskultur in Berührung gekommen ist, da er deren pietistische Betstunden-Frömmigkeit immer gemieden habe. Durch die Beschäftigung mit dem Evangelischen Hilfswerk und den Austausch mit Angehörigen der Familie des Gründers, Bischof Theodor Heckel, erhielt ich ein Exemplar von dessen unveröffentlichter Autobiographie. Mir war schnell klar, dass dies das Thema meiner Dissertation werden würde, weil Theodor Heckel viele Probleme der Protestantismusgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geradezu verkörpert.<sup>49</sup> Auch dieses Thema hatte einen familiengeschichtlichen Bezug, da Heckel meinen Vater als unterhaltsamen, von seinem Evangelischen Hilfswerk betreuten Zeitzeugen Anfang der 60er Jahre in den Elmau-Kreis geholt hatte, der mir auch vertraut war.

Seit meiner Heckel-Arbeit hatte ich immer mal wieder mit dem Thema der deutschen Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion nach 1945 zu tun, dies auch vor dem Hintergrund einer in den 90er Jahren beginnenden musealen Präsentation von Kriegsgefangenenbiographien in regionalen Museen, von denen sich manche an mich wandten. Eine anderen zeitgeschichtlichen Themen vergleichbare Aufmerksamkeit erhielt das Massenschicksal Kriegsgefangenschaft jedoch nicht. Das war mir auch ganz recht, denn ich sah mich nicht als Advokat einer Erinnerungsgemeinschaft oder TV-orientierter Histotainment-Entertainer, sondern als Historiker mit bestimmten persönlichen Bezügen zu einem Thema.

Auch mein Vater erlebte in seinen letzten Lebensjahren, dass die Attraktionskraft der Geschichte, die er zu erzählen hatte, nachließ. In die Grundschule des ältesten Enkels Paul wurde er noch einmal eingeladen, um über Krieg und Gefangenschaft zu berichten, aber das war schon eine Ausnahme. Journalisten, die sich für die Bio-

---

49 Rolf-Ulrich Kunze, Theodor Heckel, 1894–1967. Eine Biographie, Stuttgart u. a. 1997 (zugl. Diss. phil., Würzburg 1995; Konfession und Gesellschaft, Bd. 13).

graphie meines Bruders interessierten, hatten gelegentlich Fragen zum Krieg, nie zur Gefangenschaft. Ich habe mich später manchmal gefragt, ob es eine ihm gemäße Aufgabe gewesen wäre, in Schulen der neuen Bundesländer zu fahren und über seine Erlebnisse zu berichten – auch um einen aktiven Beitrag gegen den sich unter Jugendlichen in Problemgebieten rasant ausbreitenden Rechtsradikalismus zu leisten. Aber dafür hätten seine Kräfte wohl nicht mehr gereicht. Er erlebte noch die Geburt des dritten Enkels, meines Sohns Wibe in Groningen, Niederlande, im Februar 2001. Und den 11. September 2001, der ihn auf eine Weise erschütterte, die mich fast so sehr beunruhigte wie das Ereignis selbst.



**Abbildung 6.37**

Gerda und Rudi Kunze, Osnabrück 1998.  
[Quelle: privat.]

Am 16. September 2001 fiel er beim Frühstück tot um. Das halbe Jahrhundert meiner Eltern war zuende.

Bei seiner Beisetzung bekam ich diesen Randy-Newman-Song nicht aus dem Kopf:

Here I am lost in the wind  
'Round in circles sailing  
Like a ship that never comes in  
Standing by myself

Sing a sad song for a good man  
Sing a sad song for me  
Sing a sad song for the sailor  
A thousand miles from the sea

Here I am alone on the plain  
Sun's going down  
It's starting to rain  
Papa, we'll go sailing.

Randy Newman, Texas girl at the funeral of her father, 1977<sup>50</sup>

50 Randy Newman, Little Criminals, Warner Brothers 1977.



**Abbildung 6.38**

Im Altersheim, September 2009. Gerda Kunze, Rolf-Ulrich Kunze, Wibe Kunze. Seitdem sie sich im Westen eine Existenz aufgebaut konnte, hatte meine Mutter alles gesammelt und aufbewahrt. Nach ihrem Auszug aus der Ameldungstraße lebte sie auf unter 20 Quadratmetern, inmitten von Fotoalben, Videokassetten und dem wenigen, was die Wände an Büchern trugen. Ein Leben ohne Erinnerung wäre für sie keines gewesen. [Quelle: privat.]

Meine Mutter zog, schon recht gebrechlich und gesundheitlich instabil, 2005 in ein Altersheim in der Nähe meines Bruders. Mit meiner Schwägerin räumte ich ihre bzw. unsere Wohnung in der Ameldungstraße aus. Es fiel mir schwer. Wir legten archäologische Schichten frei, die sich seit 1964 angesammelt hatten. Für meinen Bruder fanden wir u. a. ganze Jahrgänge der von ihm seiner-



**Abbildung 6.39**

Im Altersheim, September 2009. Rückversicherung an der Dokumentation der Vergangenheit. Je älter sie wurde, desto deutlicher sprach sie aus, wie zufällig alles gewesen war. [Quelle: privat.]



**Abbildung 6.40**

Am Tag der Beerdigung im März 2010, Schölerberg, Osnabrück. [Quelle: privat.]

zeit gekauften Musikfachzeitschrift *Melody Maker*, die sich neben so vielem anderen erhalten hatten. Trotz regelmäßigen Telefonkontakts mit meiner Mutter waren wir zu selten in Hannover, und unsere süddeutschen Wohnorte, Frankfurt am Main, dann Karlsruhe, waren dafür nur ein Vorwand: in der Adventszeit, auf dem Weg nach Terschelling, das in meiner Familie die Stelle Langeoogs einzunehmen begonnen hatte.

Sie starb am 19. März 2010. Beide Eltern sind in Osnabrück beerdigt, nicht in Guben. Und so ergeben die Gräber der Familie ein sonderbares Muster: Guben, Berneuil, Schöneiche, Osnabrück, eine wilde Ost-West-Zackenlinie des 20. Jahrhunderts.



**Abbildung 6.41**

FAZ-Artikel aus dem Jahr 2000 über die gemeinsame Präsentation von Guben und Gubin/Polen auf der EXPO Hannover. Links Gubin, rechts Guben, dazwischen die Neiße. Ich schickte den Artikel meinen Eltern in die Ameldungstraße. Wir sprachen am Telefon lange über die tiefe Tristesse des Bildes. [Quelle: Sabine Muscat, Es tut gut, gesehen zu werden. Guben und Gubin präsentieren sich auf der Expo als deutsch-polnische Europastadt, in: FAZ Nr. 78 vom 1. 4. 2000, S. 3.]

Auf dem 1964 für meinen Bruder angeschafften Kastenklavier spielt heute unser Sohn, der allerdings nicht in den Genuss eines so milden Klavierlehrers gekommen ist wie mein Bruder und wir. In der Grafschaft Bentheim und in Osnabrück wird es noch von meinem Vater ausgebildete Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer geben, die sich an seine intensive Art, an Laienspiel oder den Besuch der Jugendbühne erinnern. In Brandenburg und anderswo mag heute noch der eine oder

andere leben, den meine Mutter bis 1954 in ihrem Säuglingsheim einige Zeit betreut hat. Es war und ist auch das halbe Jahrhundert meiner Eltern gewesen.

Walter Kempwoski hat recht. Wir können es uns nicht leisten, auch nur eine einzige Erinnerung nicht aufzubewahren.



**Abbildung 6.42**

Arkadi Shaykhet, Unser Bruder und Sohn, 1944. Hat unsere Familienbiographie eine Botschaft? Überleben, Wiedersehen, nichts vergessen. [Quelle Von Moskau nach Berlin. Der Krieg im Osten 1941–1945, gesehen von russischen Fotografen, hg. v. Daniela Mrázková, Vladimír Remeš, München 1979, S. 106.]

## Nachwort zur Tonspur: And he didn't miss home

Die Musik zum halben Jahrhundert meiner Eltern kommt in erster Linie von meinem Bruder. Er hat familiengeschichtliche Motive in seinen Texten und Songs aufgegriffen, bei denen es ihm nichts nützen würde, sich prezios hinter einem lyrischen Ich zu verstecken, wozu er im übrigen auch nicht neigt. Bei den bekannten Titeln ‚Vertriebener‘ und ‚Wunderkinder‘ ist das besonders leicht erkennbar, bei dem frühen Stück ‚Regen in Berlin‘ nicht unbedingt. Es fängt in seiner höchst eigenwilligen melodischen Textur eine bestimmte Berliner Stimmung ein, die zu unserer Familie gehört. Aber auch in ganz anderen Aussagen und Klangwelten ist viel Atmosphärisches enthalten, was die Zeitgeschichte unserer Familienbande als Resonanzraum hat. Im übrigen sind – wie bei aller Musik und Literatur – er oder ich dafür nicht die ersten Interpreten. Seine Kompetenz zur Vergegenwärtigung deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert anhand familienretrospektiver Motive ist auch schon anderen aufgefallen. Sie ähnelt einem anderen Großen, der nicht zufällig nicht nur Singer-Songwriter, sondern seit jeher auch Filmmusikkomponist ist: Randy Newman. In seinem Radio-Feature über Randy Newman für den NDR<sup>51</sup> hat sich mein Bruder ausführlicher zu einem seltsamen Song Newmans geäußert und dabei vielleicht gar nicht bemerkt, dass dieser ein Kommentar auf das Happy Ending in unserer Familiengeschichte seit 1945/1956 ist: Veränderung kann gelingen, die Schatten der Vergangenheit sind Schatten, nicht mehr und nicht weniger. Man



**Abbildung 7.2**

Osnabrück Hauptbahnhof, Vorplatz, 2005. 49 Jahre nach dem 21. Januar 1956. [Quelle: <http://www.bahnbilder.de/bild/deutschland~bahnhoefe-1---q-osnabruck/49704/der-hauptbahnhof-osnabrueck-aus-westlicher-richtung.html> (2.9.2014).]



**Abbildung 7.1**

Osnabrück Hauptbahnhof, Vorplatz, 1959. Drei Jahre nach dem 21. Januar 1956. [Quelle: A. Spühr, Die Osnabrücker Straßenbahn, Abb. 150.]

---

51 H. R. Kunze, Randy Newman, S. 131 f.

muss sie kennen und einordnen, sie sind da, aber sie beherrschen nicht das Leben. In Newmans Stück geht es um einen Mann, der von einem Ort an einen anderen Ort zieht – und das geht gut, und das ist alles.

## Quellen und Literatur

Allemann, Fritz René, Bonn ist nicht Weimar, Köln 1956 u. ö.

Beuermann, Helene, u. a., Tür und Tor. Eine niedersächsische Fibel für den ersten Leseunterricht auf ganzheitlicher Grundlage. Ausgabe A: Schreibschrift, Hannover/Hamburg <sup>12</sup>1950

Borchelt, Heinrich, Göers, Heinrich, Heimatkunde für die Schulen der Stadt Osnabrück und des Osnabrücker Landes, Osnabrück <sup>9</sup>1964

Borchert, Wolfgang, Draußen vor der Tür. Reinbek 1956 (zuerst 1947) u. ö.

Deutschland erwacht. Werden, Kampf und Sieg der NSDAP, Heinrich Hoffmann (Bildauswahl), Wilfried Bade (Text), hg. v. Cigaretten-Bilderdienst Altona-Bahrenfeld, Hamburg 1933

Gottwaldt, Alfred B., Reichsbahn-Kalender. Die 300 schönsten Blätter aus dem Deutschen Reichsbahn-Kalender 1927–1943, Stuttgart 1978

Gubener Heimatbund (Hg.), Guben. Stadt und Land vor 1945, Darmstadt 1994

Gunia, Gerhard, Peter, Andreas, Guben 1945/1946. Berichte, Dokumente, Diskussionen, Guben 1997

Hattebier, Edda, Lehren für das Leben. Elisabeth Siegel. Biografie, Münster 2001

Hempel, Dirk, Walter Kempowski. Eine bürgerliche Biographie, Berlin 2004 u. ö.

Henderson, James L., Adolf Reichwein. Eine politisch-pädagogische Biographie, Stuttgart 1958

Jünger, Ernst, Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt (1932), Stuttgart 2007

Kempowski, Walter, Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman, München 1971 u. ö.

Ders., Fechner, Eberhard, Tadellöser & Wolff – Ein Kapitel für sich. Reihe, München <sup>2</sup>1980 (Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen)

- Kogon, Eugen, Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, Reinbek 1974
- Kunze, Heinz Rudolf, Deutsche Wertarbeit. Lieder und Texte 1980–1982, Frankfurt am Main 1984
- Ders., Randy Newman: ‚Ihr Nachbar schreibt Lieder über Sie!‘, in: Idole 2. Zwischen Poesie und Protest, hg. v. Siegfried Schmidt-Joos, Frankfurt am Main/Berlin 1984, S. 119–144
- Kunze, Rolf-Ulrich, Das Evangelische Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene 1945–1955/56. Ein Beitrag zur evangelischen Diakonie- und Seelsorgegeschichte und zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion, in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 65 (1996), S. 32–84
- Ders., Langeoog. Eine historische Erzählung, 1930–1980, KIT Scientific Publishing, Karlsruhe 2013 (Technikdiskurse. Karlsruher Studien zur Technikgeschichte, Bd. 10)
- Ders., Meine Materialproben. Beiträge zur historischen Erzählung sozialer und soziotechnischer Konstruktionen im 20. Jahrhundert, KIT Scientific Publishing, Karlsruhe 2013 (Technikdiskurse. Karlsruher Studien zur Technikgeschichte, Bd. 11)
- Ders., Theodor Heckel, 1894–1967. Eine Biographie, Stuttgart u. a. 1997 (zugl. Diss. phil., Würzburg 1995; Konfession und Gesellschaft, Bd. 13)
- Kunze, Rudi, Bestandsaufnahme, XXIII Teile auf 12 90-Minuten-Audiocassetten, aufgenommen zwischen 1987 und 2001
- Mak, Geert, De eeuw van mijn vader, Amsterdam 1999 u. ö. (dt.: Das Jahrhundert meines Vaters, Berlin 2005)
- Mann, Thomas, Buddenbrooks. Verfall einer Familie, in: ders., GW in dreizehn Bänden, Bd. I, Frankfurt am Main 1990
- Muscat, Sabine, Es tut gut, gesehen zu werden. Guben und Gubin präsentieren sich auf der Expo als deutsch-polnische Europastadt, in: FAZ Nr. 78 vom 1. 4. 2000, S. 3

- Nietzsche, Friedrich, Unzeitgemäße Betrachtung II: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1876), in: ders., Unzeitgemäße Betrachtungen, München 1999, S. 75–148
- Nipperdey, Thomas, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. II: Machtstaat vor der Demokratie, München 1992
- Oelschlägel, Dieter, Emanzipation, in: Eberhard Rauch, Wolfgang Anzinger (Hg.), Wörterbuch Kritische Erziehung, Frankfurt am Main 1975 (zuerst Starnberg 1972), S., 101–104
- Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates. Eine Darstellung in Quellen, bearb. v. Peter Brandt, Thomas Hofmann, Reiner Zilkenat, Reinbek 1981 (Preußen. Versuch einer Bilanz, Bd. 3)
- Schwarz, Hans-Peter, Adenauer, Bd. 2: Der Staatsmann. 1952–1967, München 1994
- Shakespeare, William, Works. Chandos Classics, London 1897
- Shifrin, Avraham, UdSSR-Reiseführer durch Gefängnisse und Konzentrationslager in der Sowjetunion, Seewis/Schweiz 1980
- Siegel, Elisabeth, Dafür und dagegen. Ein Leben für die Sozialpädagogik, Kassel 1981
- Dies., Das Wesen der Revolutionspädagogik. Eine historisch-systematische Untersuchung an der französischen Revolution, Berlin/Leipzig 1930
- Dies., Erfahrung als Entwurf. Erlebte Geschichte der Sozialpädagogik und der ‚Gilde Soziale Arbeit‘, Bielefeld 1988
- Spühr, Alfred, Jeanmaire, Claude, Die Osnabrücker Straßensbahn. Die Geschichte der elektrischen Straßenbahn sowie deren Vorgänger und Nachfolger, Villigen/Schweiz 1980
- Stacheldraht – Hunger – Heimweh. Eine Erinnerung. Zeichnungen: Georg Hieronymi, Text: Johannes Kurt Klein, Düsseldorf 1955
- Übersetzung (Rudi Kunze) des Strafurteils gegen Rudi Kunze u. a. des Astrachaner MWD-Militärtribunals vom 11. 9. 1948

Übersetzung (Rudi Kunze) des Beschlusses des MWD-Militärtribnals des Nordkaukasischen Gebiets vom 21. 10. 1948 [in Sachen Berufung der oben Genannten gegen das Urteil vom 11. 9. 1948]

Velten, Friedrich, Der Student, in: Behauptung der Person. Festschrift für Prof. Hans Bohnenkamp zum siebzigsten Geburtstag am 17. April 1963, hg. v. Helmuth Kittel, Horst Wetterling, Weinheim 1963, S. 20–22

Verein für Brauchtum und Geselligkeit Alte Piccardie (Hg.), 350 Jahre Alte Piccardie, 1647–1997, Bad Bentheim 1997

Von Moskau nach Berlin. Der Krieg im Osten 1941–1945, gesehen von russischen Fotografen, hg. v. Daniela Mrázková, Vladimír Remeš, München 1979

Was haben wir erreicht? Bildberichte über die Verwirklichung unserer Gesetze im Land Brandenburg, hg. v. Amt für Information des Landes Brandenburg in Potsdam, o.J. [1950]

Wolle, Stefan, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, Berlin 1998 u. ö.

## Langspielplatten und Singles

Kunze, Heinz Rudolf, Auf der Durchreise/Lebensabend, Single, WEA 1983

Ders., Reine Nervensache, WEA 1981

Ders., Sicherheitsdienst/Deutschland (Verlassen von allen guten Geistern), Single, WEA 1983

Newman, Randy, Good old Boys, Reprise 1974

Ders., Born Again, Warner Brothers 1979

Ders., Little Criminals, Warner Brothers 1977

The Who, Who's Next, Polydor 1971

## Filme auf DVD

Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Film von Eberhard Fechner nach dem Roman von Walter Kempowski, Deutschland/ZDF, 1975, erhältlich als DVD-Edition der Polarfilm ISBN 978-3-937163-65-9

## Websites

<http://en.wikipedia.org/wiki/File:Whosnext.jpg> [23. 9. 2011]

<http://de.wikipedia.org/wiki/Heimkehrer> [28. 1. 2014]

[http://de.wikipedia.org/wiki/Josef\\_Stalin#mediaviewer/File:Stamp\\_Josef\\_Stalin\\_2.jpg](http://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Stalin#mediaviewer/File:Stamp_Josef_Stalin_2.jpg) [2. 9. 2014]

[http://de.wikipedia.org/wiki/Loeser\\_%26\\_Wolff#mediaviewer/Datei:Kempowski\\_Loeser\\_und\\_Wolff.JPG](http://de.wikipedia.org/wiki/Loeser_%26_Wolff#mediaviewer/Datei:Kempowski_Loeser_und_Wolff.JPG) [2. 9. 2014]

<http://de.wikipedia.org/wiki/T-34> [9. 9. 2011]

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:OpelP4.jpg&filetimestamp=20080517133325> [2. 9. 2014]

<http://karlrichter-munich.blogspot.de/2008/12/karl-richter-zeitdokumente-3.html> [2. 9. 2014]

<http://maerkischer-bote.de/blog/2008/03/22/guben-lindenstrasse-mit-bismarckturm/> [2. 9. 2014]

<http://maerkischer-bote.de/blog/2011/11/15/guben-grne-wiese-am-abzweig-haagstrae/> [2. 9. 2014]

<http://modellbahnmarkt24.de/Eisenbahn-Spur-H0/Personenwagen/ROCO-44994-DRG-Personenwagen-Donnerbuechse-KKK-Epoche-II-Spur-H0-OVP::22803.html> [2. 9. 2014]

<http://storage.supremeauction.com/flash/ebay2/17/66/41/17664192/26124168v.jpg> [2. 9. 2014]

[http://www.bb-buch.de/images/product\\_images/popup\\_images/9783935881500.jpg](http://www.bb-buch.de/images/product_images/popup_images/9783935881500.jpg) [2. 9. 2014]

- <http://www.deutsches-museum.de/en/verkehrszentrum/collections/road-transport/utility-vehicles/ford-v8/grossansicht-des-ford-v8-lkw-typ-51-mit-holzvergaser-1938/> [2. 9. 2014]
- <http://www.dhm.de/lemo/html/nazi/innenpolitik/bdm/index.html> [2. 9. 2014]
- <http://www.dhm.de/lemo/html/nazi/organisationen/jugend/> [2. 9. 2014]
- <http://www.drehscheibe-online.de/foren/read.php?17,6060315> [2. 9. 2014]
- [http://www.hdg.de/lemo/objekte/pict/KontinuitaetUndWandel\\_plakatAlleRedenVomWetter/index.html](http://www.hdg.de/lemo/objekte/pict/KontinuitaetUndWandel_plakatAlleRedenVomWetter/index.html) [8. 10. 2011]
- <http://www.hood.de/angebot/39850540/ak-ddr-wilhelm-pieck-stadt-guben-gubin.htm> [3. 9. 2011]
- [http://www.hs-merseburg.de/~nosske/EpocheII/fg/e2f\\_g130.gif](http://www.hs-merseburg.de/~nosske/EpocheII/fg/e2f_g130.gif) [2. 9. 2014]
- <http://www.jedecouvrelafrance.com/f-4119.charente-barbezieux.html> [9. 9. 2011]
- <http://www.lr-online.de/regionen/guben/Acht-Wochen-Kampf-um-Guben-Erinnerungen-ans-Kriegsende;art1051,2905334,B::pic78828,1636302> [2. 9. 2014]
- [http://www.paulo.de/epages/15352356.sf/de\\_DE/?ObjectPath=/Shops/15352356/Products/45Ga11](http://www.paulo.de/epages/15352356.sf/de_DE/?ObjectPath=/Shops/15352356/Products/45Ga11) [2. 9. 2014]
- <http://www.smokstak.com/forum/showthread.php?t=53578> [2. 9. 2014]
- [http://www.the-blueprints.com/blueprints/cars/vw/30338/view/volkswagen\\_beetle\\_1200\\_\(1954\)/](http://www.the-blueprints.com/blueprints/cars/vw/30338/view/volkswagen_beetle_1200_(1954)/) [2. 9. 2014]
- <http://www.tvspielfilm.de/kino/filmarchiv/film/tadelloeser-und-wolff-1,1332834,ApplicationMovie.html> [2. 9. 2014]
- [http://www.velos.de/In\\_s\\_Museum/Fahrrader/fahrrader.html](http://www.velos.de/In_s_Museum/Fahrrader/fahrrader.html) [2. 9. 2014]





# EUKLID

*Europäische Kultur und Ideengeschichte*  
(ISSN 1867-5018)

---

Herausgeber: Bernd Thum, Hans-Peter Schütt  
Institut für Philosophie, Karlsruher Institut für Technologie (KIT)

Die Bände sind unter [www.ksp.kit.edu](http://www.ksp.kit.edu) als PDF frei verfügbar oder als Druckausgabe bestellbar.

- Band 1      Ulrich Arnswald (Hrsg.)  
In Search of Meaning. Ludwig Wittgenstein on Ethics, Mysticism and Religion. 2009  
ISBN 978-3-86644-218-4
- Band 2      Luis Miguel Carrujo Covas  
Worte am Werk. Wittgenstein über Sprache und Welt. 2008  
ISBN 978-3-86644-291-7
- Band 3      Christian Hoffstadt  
Denkräume und Denkbewegungen. Untersuchungen zum metaphorischen  
Gebrauch der Sprache der Räumlichkeit. 2009  
ISBN 978-3-86644-378-5
- Band 4      Ulrich Arnswald, Hans-Peter Schütt (Hrsg.)  
Thomas Morus' Utopia und das Genre der Utopie in der Politischen Philosophie. 2010  
ISBN 978-3-86644-403-4
- Band 5      Ezequiel L. Posesorski  
Between Reinhold and Fichte. August Ludwig Hülsen's Contribution to the  
Emergence of German Idealism. 2012  
ISBN 978-3-86644-861-2
- Band 6      Peter Uwe Henß  
Schmerz als interdisziplinärer Forschungsgegenstand. Der Schmerzbegriff in  
Viktor von Weizsäckers medizinischer Anthropologie und seine Bedeutung  
in der ärztlichen Praxis. 2013  
ISBN 978-3-86644-954-1
- Band 7      Jürgen Schmiesing  
1933 - Die Gleichschaltung des politischen Katholizismus in Baden. 2013  
ISBN 978-3-7315-0013-1

EUKLID

*Europäische Kultur und Ideengeschichte*

(ISSN 1867-5018)

---

Herausgeber: Bernd Thum, Hans-Peter Schütt

Institut für Philosophie, Karlsruher Institut für Technologie (KIT)

Band 8

Rolf-Ulrich Kunze

Das halbe Jahrhundert meiner Eltern. 2015

ISBN 978-3-7315-0360-6



## EUKLID – Studien 8

---

Der Titel spielt auf die Familiengeschichte des niederländischen Publizisten Geert Mak an, der 1999 das ‚Jahrhundert meines Vaters‘ als exemplarische Gesellschafts- und Mentalitätsgeschichte der Niederlande veröffentlichte. An diesem Beispiel und an Walter Kempowskis ‚Deutscher Chronik‘ orientiert sich diese in ihrer Art ganz andere Doppel- und Familienbiographie von Rudi Kunze (1925–2001) und Gerda Kunze (1926–2010), die zugleich ein hollywoodfähiger Filmplot und eine charakteristische deutsche Geschichte im Zeitalter des Weltbürgerkriegs war. Von einem halben Jahrhundert ist die Rede, weil die doppelte Geschichte der beiden Protagonisten ungefähr so lange dauerte: ein komprimiertes 20. Jahrhundert.

### Über den Autor

Prof. Dr. Rolf-Ulrich Kunze, geboren am 12.11.1968 in Osnabrück, lehrt Neuere und Neueste Geschichte am Karlsruher Institut für Technologie (KIT).

ISSN 1867-5018

ISBN 978-3-7315-0360-6

